

Jacques Berndorf

Die Nürburg-Papier

»Berater waren beauftragt, die Gesellschaft für Beratungen mit anderen Beratern zu beraten.«

Der Landesrechnungshof des Bundeslandes Rheinland-Pfalz in Speyer zum Geschäftsgebaren der landeseigenen Nürburgring GmbH.

Ich mache darauf aufmerksam, dass diese Romanhandlung reine Erfindung ist. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Ereignissen wären rein zufällig.

1. Kapitel

Mein Kater Satchmo hatte einen neuen Lebensgefährten. Es war ein Igel, und sein Geschlecht war mir unbekannt. Der arrogante Satchmo hatte es natürlich versäumt, mir das neue Familienmitglied höflich vorzustellen, wie es in guten Familien immer noch Sitte war. Im Gegenteil: Er schirmte ihn ab, er traf ihn nur

nachts, er trieb es heimlich. Das kränkt.

Diesen Abgrund an Verrat hatte ich nur zufällig entdeckt, weil ich mich wunderte, dass Satchmos Fressnapf frühmorgens grundsätzlich umgekippt auf der Terrasse lag. Anfangs dachte ich an die Krähe, die im Sommer häufig den Napf angeflogen und ihn der Einfachheit halber umgekippt hatte, weil dann das Fressen bequemer war. Aber die Krähe war es wohl nicht, denn tagsüber stand der Napf unberührt, und von nächtlich herumstreunenden Krähen hatte ich noch nie gehört.

Wie auch immer, ein Zufall brachte die entscheidende Erkenntnis: Ich saß in einer lauen Sommernacht vor dem Computer an einem ziemlich komplizierten Thema, bei dem ich nicht die geringste Ahnung hatte, ob es überhaupt jemanden interessierte. Ich war aus Erfahrung wütend und gefrustet, und ich wollte nicht, dass diese Geschichte der Vergessenheit anheim fiel:

Im eiflerischen Bettenfeld war eine alte Frau zu Grabe getragen worden, dreiundachtzig Jahre alt. Über ihre schmale Todesanzeige hatten Nichten und Neffen den wirklich hoffnungslosen Spruch

gesetzt:

Allein zu sein!

Drei Worte, leicht zu sagen,

und doch so schwer,

so endlos schwer zu tragen.

Ich wusste etwas, das ich eigentlich nicht wissen durfte, das mir zugetragen worden war. Diese alte Frau war im Zuge des Rassenwahns der Hitler-Schergen als junge Frau einer Totaloperation unterzogen worden. Behördlich angeordnet. Angeblich war der Bruder ein Mörder, angeblich war sie damit ein Untermensch, durfte auf keinen Fall und niemals im Leben ein Kind gebären. Der Beginn einer unendlich grausamen Isolation, die erst mit ihrem Tod erlosch.

Ich dachte: Vielleicht jagt mich die Familie vom Hof, wenn ich nach ihr frage. Ich dachte: Wer will so etwas überhaupt noch lesen? Ich dachte: Vielleicht gibt es noch behördliche Unterlagen, vielleicht Zeitzeugen, vielleicht lebt noch jemand, der etwas weiß. Ich dachte aber auch: Gib es besser gleich auf, weil du niemanden findest, der diese Geschichte druckt.

Dann stand ich auf und setzte mich hinunter auf

die Terrasse, um in die Nacht zu starren und dem leichten Wehen des Windes nachzulauschen.

Ich weiß noch genau, dass ich mir die kurze, stummelige, massige Shagpfeife von Poul Winslow stopfte, die ich eigentlich nicht mag, weil sie zu schwer ist. Die rauche ich grundsätzlich nur, wenn ich mies gestimmt bin und etwas gegen mich selbst habe. Da hockte ich also und schickte Qualm in die Luft.

Ich hatte kein Licht gemacht, ich saß im Dunkeln, und dunkel war auch das Wohnzimmer. Dann gab es links von mir ein Rascheln unter der Birke, gleich darauf ein leises Schnaufen, und dann kam der Igel, von dem ich erzählen will, in aller Ruhe auf die Terrasse geschnüffelt und trippelte etwa dreißig Zentimeter an meinen Schuhspitzen vorbei auf Satchmos Fressnapf zu.

Da ich ein gutmütiger Mensch bin, dachte ich sofort daran, ihm ein frisches Ei aus dem Eisschrank zu holen, wollte ihn aber auch nicht stören, also betrachtete ich ihn nur. Und er machte es gezielt, er zögerte keine Sekunde: Er legte beide Vorderpfoten auf die Kante des Napfes, der kippte um, und die Katzenherrlichkeit rollte ihm vor sein

Maul.

Ich erinnere mich, dass ich dachte: Wenn du eine Weile wartest, kommt mein Kater vorbei und zeigt dir, wo der Hammer hängt.

Aber dann war meine Katze plötzlich da, und vom Hammer konnte keine Rede sein.

Wir haben ja alle in der Schule gelernt, dass der gemeine deutsche Gartenigel sich bei Gefahr augenblicklich zusammenrollt und außer der Atmung nichts mehr an ihm funktioniert. Aber dieser Igel war anders - und dieser Kater war es auch.

Satchmo war nicht im Geringsten erstaunt, nicht einmal eine Zehntelsekunde verwirrt oder hilflos. Er setzte sich auf die andere Seite des Napfes, stellte die Ohren auf, legte den Schwanz adrett um sich selbst und betrachtete den Besuch durchaus freundlich. Er fuhr nicht einmal die Pfote aus, um das Lebewesen zu testen. Nichts, einfach nichts. Der Igel rollte sich nicht zusammen, der Igel fraß in aller Seelenruhe Satchmos Napf leer, und einmal glaubte ich sogar, einen leisen, erleichternden Igelfurz zu hören.

Da begriff ich die Wahrheit dieser Stunde: Die

beiden kannten sich, die kannten sich seit Langem! Satchmo ließ den Igel fressen, und als er fertig war, kam er zu mir, hockte sich an meine Beine, starrte zu mir herauf, als wollte er sagen: »Ist das nicht ein irrer Typ?«

Seitdem hatte ich also einen Igel in der Familie. Was mich an der Geschichte unruhig machte, war die Tatsache, dass wir in der Schule auch gelernt hatten, dass der gemeine deutsche Gartenigel im Herbst verschwindet, weil er sich irgendwo im Verborgenen eine Höhle baut, um den Winter über zu schlafen. Dieser Igel aber nicht, dieser Igel kam immer noch auf meine Terrasse, dieser Igel störte sich nicht daran, dass wir November hatten und ein geradezu ekelhaftes Wetter. Es regnete, es stürmte, die Temperatur lag bei angenehmen drei Grad plus, gewisse niedere Eifelregionen versanken bereits im Matsch, die Schweinegrippe und ihre Verwandten hielten reiche Ernte - aber der Igel kam. Ich hätte sogar wetten können, dass Satchmo genau wusste, wo der stachlige Genosse sich tagsüber aufhielt, aber Satchmo ist bekanntlich arrogant, Satchmo schwieg. Vielleicht übten die beiden heimlich Weihnachtslieder und sangen mir am Heiligen

Abend auf ihre Art *Stille Nacht, Heilige Nacht* ... für die vier Würstchen, die ich immer an die unteren Zweige meines Weihnachtsbaumes hänge. Das Einzige, was mich halbwegs zu trösten vermochte, war die Tatsache, dass die beiden unter keinen Umständen irgendeine erschreckend neuartige Kreatur in die Welt setzen konnten: Ich wusste definitiv, dass mein Kater Satchmo vor Jahren schon gründlich enteiert wurde, Igel hin, Igel her.

Gegen Abend sagte eine Frau im Fernsehen, wir müssten in den nächsten Tagen damit rechnen, dass laufend neue atlantische Tiefs von Westen her auf den alten Kontinent träfen. »Regen, immer wieder Regen. Und die Temperaturen sinken, und es kann leichten Schneefall geben, aber der Schnee bleibt nicht lange liegen ...« Es war eine dieser Wiederholungen, die wir in jenem Jahr kurz vor der Adventszeit häufig hörten.

Dann meldete sich Emma per Telefon und sagte mit Kleinkindstimme: »Meinst du, du hast Lust auf Lasagne?«

Sie hatte in der letzten Zeit häufig diese Stimme,

sie pflegte einen unübersehbaren Kummer. Sie pflegte ihren Mann, der hochnäsiger wirkte und sich zuweilen demonstrativ in seinen Rollstuhl setzte, obwohl er nach Meinung aller seiner Ärzte so ein Ding überhaupt nicht brauchte.

Und ehe ich antworten konnte, fragte sie: »Wie geht es dir denn eigentlich so?«

»Mir geht es gut, sagen wir mal.«

»Sagen wir mal? Also, willst du Lasagne?«

»Ich will Lasagne. Wann?«

»In zwanzig Minuten?«

»Okay, bis gleich.«

Ich will ehrlich sein: Rodenstock machte es mir in den letzten Monaten schwer. Meist war er eine dunkle, schweigsame Schattenfigur, die vor den Fenstern des Wohnzimmers in ihrem Rollstuhl hockte und vor sich hinbrütete. Irgendwie leblos, irgendwie fremdartig, irgendwie versackt in irgendetwas, das wohl seine eigene, schrecklich dumpfe und enge Welt ausmachte. Er grüßte kaum, oder wenn, murmelte er abwesend: »Hallo!« Und das klang so, als sei ich bestenfalls der Stromabnehmer. Es klang vor allem so, als sei ich ihm egal. Anfangs hatte ich noch gefragt, wie sein Befinden

war, aber da er nur rotzig geantwortet hatte, das sei mir doch sowieso egal, ließ ich es sein. Und immer hatte ich das Gefühl, ich ließe Emma in ihrer Hilflosigkeit schutzlos zurück. Es war ein richtiges Elend. Das Haus in Heyroth wurde mir zuerst egal und dann verhasst, und natürlich mochte ich mich selbst zunehmend weniger. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr ich selbst zu sein, zu versagen, abzugleiten in eine Stimmung, in der ich mir einredete, es sei nur seine Sache, nicht meine. Und dann, irgendwann Ende September, hatte ich mir vorgenommen, zu platzen. Er war zu einem richtigen Arschloch mutiert, dieser Rodenstock, dieser Rollstuhlhocker, diese Karikatur eines vollkommen blöden, vernagelten Menschen, den ich gar nicht erst kennen lernen wollte.

War er depressiv? Wo war mein alter Rodenstock? Würde er die nächsten zwanzig Jahre in diesem Rollstuhl hocken und immer schweigsamer werden, bis er endlich starb? Hatte er das Lachen auf ewig aus diesem Haus verbannt?

Was war mit Emma? Würde sie neben ihm langsam aber sicher eingehen wie die viel zitierte Primel? Sie war blass geworden, ihre Augen waren

groß und leer, ihr Gesicht bleich, ihre Haare stumpf. Und sie bewegte sich langsamer, als würde Rodenstock sie in ihrer Lebenslust bremsen, zurückfahren auf ein schweigsames Mäuschen, das seinen klugen Worten lauschte und keinerlei Kritik äußerte.

Wieso eigentlich dieser gottverdammte Rollstuhl? Und auch noch elektrisch! Man hätte Rodenstock vor die Tür seines Hauses schieben und ihm dann einen Tritt geben müssen. Bis ins Tal hätte er dann ein paar hundert Meter frische Luft gehabt und wäre am Ende in eine riesige, tiefe Novemberpfütze geklatscht. Das Ganze bei zwei Grad plus und einem richtig beschissenen, abgedunkelten Novemberhimmel, am besten bei starkem Schneefall und scharfem Nordwind.

Er hatte einfach kein Recht, mich so hilflos zu machen und wie einen Pestkranken des Mittelalters zu behandeln.

Zurück zur Lasagne.

Ich machte mich landfein und belud meine Weste mit allem, was ich brauchte: Pfeifen, Tabak, Pfeifenstopfer, Feuerzeuge und ähnliches Gedöns. Dann traute ich mich in die dunkle Nacht und stieg

in mein Auto. Es war gegen 18 Uhr, und jegliche Aufmunterung verschwand in eiskalten Nebelfetzen.

Plötzlich wusste ich, dass Emma mich eingeladen hatte, um der harten Schweigsamkeit des Herrn Rodenstock etwas entgegenzusetzen, und nicht, um mir ihre erstklassige Lasagne anzubieten. Kannst du haben, dachte ich.

Rodenstocks Haus in Heyroth machte einen sehr heimeligen Eindruck, die Fenster waren gelbe Vierecke, an der Haustür hing ein Adventskranz mit schweren Zapfen von der Kiefer und einer breiten, roten Schleife. Emma legte die Adventszeit grundsätzlich nach eigenem Ermessen fest. Sie hatte schon im Oktober Kränze aufgehängt, wenn ihr weihnachtlich zumute war.

Sie öffnete die Tür, noch ehe ich klingeln konnte, und ihr Dalmatiner, der Mike genannt wurde, sprang an mir hoch, als habe er mich seit Monaten vermisst.

Rodenstock hatte ihn auf Rat der Ärzte angeschafft, weil er seine Gesundheit durch alltägliche Spaziergänge wieder auf Vordermann bringen sollte. Aber wie es in nahezu allen Fami-

lien so üblich war, ging Emma mit Mike spazieren, derweil Rodenstock bewegungslos in seinem Rollstuhl hing und vor sich hinmuffelte.

»Komm herein«, sagte Emma leise. Dann nahm sie den Hund am Halsband und murmelte: »Kusch, kusch, mein Lieber.« Dann: »Vorsicht, der blöde Rollstuhl!«

Rodenstock, das allein schon war eine Erleichterung, war nicht in Küche und Wohnzimmer.

»Er ist oben«, sagte Emma leise »Er telefoniert mal wieder.«

»Wieso >mal wieder<?«

»Er hat seit rund zwei Monaten die Telefonitis. Und weil ich auf der Bank das Telefon bezahlt habe, weiß ich auch, dass er mit dem Dalai Lama telefonieren muss: 1.800 Euro in vier Wochen. Und, bitte, frag mich jetzt nicht, ob er verrückt ist. Die Antwort lautet: Ja, er ist verrückt. Aber mehr weiß ich auch nicht.« Dann starrte sie auf den Fußboden und setzte hinzu: »Er hat auch ein neues Handy. Woher er das hat, weiß ich nicht. Es ist ziemlich groß und hat unter dem Display zwei kleine Leuchten. Er spricht erst, wenn beide rot

blinken und dann ein anderes Lichtzeichen kommt, grün.«

»Wieso erledigt er die Telefoniererei nicht hier unten?«

»Er muss unter einem Verfolgungswahn leiden. Er hat sich im Gästezimmer verschanzt. Wenn ich ihn frage, was er so treibt, antwortet er, das gehe mich nichts an!« Sie stand vor mir, neigte den Kopf zur Seite und fing an zu weinen. Dann schluchzte sie:

»Und du bist ja auch nicht mehr für uns da.«

»Einspruch. Bin ich wohl. Soll ich ihm in den Arsch treten?«

»Ja, bitte!«

»Mit Anlauf?«

Sie nickte sehr heftig, drehte sich ab und sagte im entsetzten Hausfrauenton: »Die Lasagne wird zu Kohle!« Sie drehte irgendeinen Knopf an ihrem Herd.

»Macht auch nichts«, bemerkte ich tapfer.

Sie nahm ein Küchentuch und fuhr sich damit über das Gesicht. »Ich habe neulich zum ersten Mal gedacht, dass es vielleicht gut wäre, Tante Rosa in New York zu besuchen, oder Shamir in Tel Aviv.«

»Lass das lieber«, sagte ich. »Verwandte sind

niemals die beste Lösung.«

Sie machte die Backofenklappe auf und starrte hinein. »Das ist richtig«, nickte sie. »Aber manchmal würde mir der schäbigste Verwandte schon helfen. Glaub mir.«

»Ich glaube dir«, gab ich zurück. »Komm, wir rauchen eine.«

Also rauchte sie einen ihrer wirklich furchtbar stinkenden, holländischen Zigarillos, und ich paffte eine Pfeife.

»Weißt du, ich kann das Spiel nicht gewinnen«, sagte sie leise. »Gewinnen kann ich das nicht. Und ich weiß auch nicht mehr, ob ich es gewinnen will. Vielleicht gehe ich heim nach Holland, vielleicht haben die da irgendeine Arbeit für mich, irgendetwas Sinnvolles.«

»Das kannst du immer noch tun«, versuchte ich sie zu beschwichtigen.

Dann schwiegen wir, weil es nichts mehr zu sagen gab, und sie nahm die Lasagne aus dem Backofen und setzte sie mit zwei dicken Küchenhandschuhen auf den Tisch. Dann ging sie drei Schritte in den Flur und rief: »Essen! Es gibt Essen!«

Es vergingen ein paar Minuten, ehe oben ein Stuhl

gerückt wurde. Dann kam er die Treppe herunter, und seine Schritte klangen ganz normal, ohne zu stocken, ohne Unsicherheit. Dann setzte er sich vier Meter von uns entfernt im Flur in den Rollstuhl und surrte an den Tisch.

Dabei nuschelte er: »Sieh mal, der Baumeister! Richtig, bei Lasagne kommt er ja immer. Du lockst ihn mit Lasagne an, meine Liebe, mit Lasagne klappt das reibungslos.«

Emma sagte nichts, ich sagte nichts.

»Gebt mir mal eure Teller!«, sagte Emma leise.

Ich gab ihr meinen Teller, und sie belud ihn mit einer ordentlichen Portion. Dann gab ich ihr Rodenstocks Teller, und sie wiederholte das Ganze. Dann nahm sie sich selbst ein wenig, setzte sich und bemerkte tonlos: »Guten Hunger!«

»Ja, ja«, murmelte Rodenstock. Dann hob er den Kopf und erklärte: »Es wäre mir übrigens angenehm, wenn ihr beide vor dem Essen hier nicht raucht. Es schmeckt dann alles nicht mehr.«

»Rauchst du nicht mehr?«, fragte ich.

»Doch, aber nicht so, dass es andere stören könnte.«

»Ich störe dich also«, murmelte Emma.

»Ja!«, nickte er ernsthaft. »Wenn du hier rauchst.« Dann stocherte er in der Lasagne herum, nahm eine Gabel voll, kaute darauf herum und sagte mit breitem Mund: »Die war wirklich auch schon mal besser!«

»Ach ja«, hauchte Emma ohne jede Betonung.

»Hör zu«, sagte ich leise. »Ich finde, was du hier ...«

»Kein Vortrag, bitte!«, unterbrach er mich scharf.

»Natürlich nicht, du arschloch«, sagte ich so seidenweich wie möglich. »Hör mir zwei Minuten zu, dann gehe ich hier raus und nehme deine Frau sicherheitshalber mit, damit sie in deinem Haus nicht erfriert oder sonstwie zu Schaden kommt. Du hattest einen totalen Zusammenbruch, sie haben dich aufgemacht und deine Pumpe repariert. Das ist jetzt Monate her, und du hockst da in einem Rollstuhl, den du nicht brauchst, den du aber missbrauchst. Du bist ja nun nicht der einzige alte Sack, den die Trierer Operateure, Gott hab sie selig, wieder auf die Beine gebracht haben. Aber du hast nicht das Recht, Emma und mich zu missbrauchen, wenn du deinen irren Launen nachgibst und uns mit deiner gottverdammten

Herrlichkeit blendest. Diese Herrlichkeit ist beschissen, kleinkariert und ohne Stil. Du bist arrogant, anmaßend und großkotzig ...«

»Du wirst dieses Haus nicht mehr betreten!«, schrie er mit hochrotem Kopf los. »Du wirst unter keinen Umständen mehr in meinem Leben auftauchen. Ich habe die Schnauze ...«

»Halt den Mund und hör mir zu«, sagte ich ganz leise, wobei ich heute noch erstaunt bin, dass ich leise sprechen konnte. »Wir erdulden dich seit Monaten, wir halten dich mühsam aus, wenngleich wir wissen, dass du jedes Maß verloren hast. Diese kleine Welt hier wird systematisch von dir zertrümmert, Emma kommt jeden Tag unter deine Räder, du verdammtes Arschloch. Irgendetwas ist mit dir passiert, vielleicht bist du depressiv, vielleicht wirst du von deiner trostlosen Einsilbigkeit am Lachen gehindert. Aber das alles gibt dir verdammt noch mal kein Recht, uns wie Leibeigene abzufertigen. Und damit du das keine Minute deines Lebens mehr vergisst, serviere ich dir meine Lasagne!« Dann nahm ich meinen Teller, hielt ihn hoch über seinen Kopf und ließ die Herrlichkeit herunterklatschen, direkt auf seine

letzten, weißen Haare. »Sag jetzt mal ausnahmsweise nichts, Rodenstock, du siehst jetzt ohnehin bekleckert aus. Denke an meine Worte und halt die Klappe!« Dann nahm ich auch seinen Teller und ließ ihn samt Lasagne auf die Fliesen donnern. Es war ein richtig schönes Geräusch, und die Farbgebung war insgesamt durchaus stilvoll. Der Hund war dankbar, der Hund begann sofort zu schlabbern.

»Emma, wir verschwinden jetzt hier!«, sagte ich scharf. »Dein Mann duscht jetzt und bringt anschließend die Schweinerei hier in Ordnung. Vom Rollstuhl aus. Dann telefoniert er weiter mit Gott und der Welt. Im Rollstuhl natürlich, alles im Rollstuhl. Und dann wird er zu Bett gehen, mit Rollstuhl!«

Emma stand tatsächlich auf, und sie lächelte leicht, wenn auch verkrampft.

»Na, komm«, sagte ich. »Rodenstock hat zu tun.« Sie marschierte tatsächlich hinter mir aus dem Haus, und Rodenstock sah tatsächlich sehr unglücklich aus mit all der roten, tomatigen Lasagne um den Kopf, die ihm langsam und gemächlich über das Gesicht rutschte.

Schon tat es mir leid, und ich dachte: Hoffentlich war das Zeug nicht zu heiß! Aber dann dachte ich wütend, dass eine Brandblase über seinen Kopf verteilt ja auch gewisse Vorteile haben könnte. Vielleicht wundersame Sprachlosigkeit.

Was mich sehr verblüffte, war Emmas verbissene Schweigsamkeit. Sie sagte kein Wort, hockte sich in mein Auto, und ich fuhr sie in ein paar Minuten nach Brück zu mir nach Hause. Allerdings war sie leichenblass.

Es war so dunkel, dass die Straßenlaternen nichts anderes waren als ein trostloser Versuch, einen kaum wahrnehmbaren, gelben Schimmer im Umkreis von zwei Quadratmetern zu schaffen.

Sehr hohl bemerkte sie: »Was ist, wenn er stürzt?«
»Wieso soll er stürzen?«

»Na ja, wenn er aufsteht und auf der Lasagne ausrutscht.« Sie warf entschlossen die Arme nach vorn und bemerkte: »Scheiß drauf!« Dann stieg sie aus und stand mit beiden Beinen in der tiefen Pfütze, die die Mitte meines Hofes ausmachte. Sie sagte nur: »Huh, ist das kalt!«

Wir gingen ins Haus, sie schleuderte die Schuhe

von den Füßen, sie besetzte mein großes Sofa. Sie forderte wild entschlossen: »Ich hätte gern einen Schnaps.«

Ich hatte noch einen Obstbrand von Liz Treis unten an der Mosel, den stellte ich ihr hin, zusammen mit einem kleinen Wasserglas.

»Du warst ziemlich grob«, stellte sie fest. »Hoffentlich hast du ihn nicht irgendwie gekränkt.«

»Wer wird schon ein Kilo Lasagne als Kränkung empfinden?«, erwiderte ich.

Es gab einfach nichts zu lachen.

Sie goss sich einen ordentlichen Schnaps ein und trank ihn wie Wasser.

»Jetzt haben wir nichts zu essen!«, stellte sie fest.

»Käse, Brot, ein wenig Butter, Salami?«

»Nicht schlecht«, nickte sie. Dann goss sie sich erneut ein, griff nach einer Decke und legte sie über sich, wahrscheinlich um sich gegen die feindliche Welt zu wappnen. »Du könntest mir ein Brot machen«, sagte sie und kippte den Schnaps in sich hinein.

»Das mache ich«, sagte ich. »Käse, Salami, nur Butter?«

»Nur Butter«, bestimmte sie und goss sich den dritten Schnaps ein. »Er sah so komisch aus mit der zermatschten Tomate über dem linken Auge. Glaubst du, er wird es begreifen, weshalb ich mit dir verschwunden bin?«

»Vielleicht«, antwortete ich. »Vielleicht auch nicht. Er ist ein sturer, alter Sack.« Ich ging in die Küche, um mich um das Essen zu kümmern.

Als ich mit dem Teller Brote zurückkehrte, hatte sie sich die Decke über den Kopf gezogen, das Schnapsglas war leer.

»Hier ist etwas zu essen«, sagte ich.

Ihr rechter Arm erschien und tastete den Tisch ab, um es zu erobern. »Danke«, sagte sie knapp, bekam ein Brot zu fassen und mummelte es unter ihrer Decke. Nach einer Weile murmelte sie: »Du hast es so hell.«

»Soll ich das Licht ausmachen?«

»Das wäre nett.«

Also machte ich das Licht aus, und wir hockten im Novemberdunkel, unfähig, eine Hand vor den Augen zu erkennen.

»Das ist friedlicher«, erklärte sie dumpf. »Kannst du mir noch einen Schnaps einschenken?«

»Natürlich. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, dass du dann betrunken bist.«

»Das bin ich doch schon.«

»Dann ist es ja gut.« Ich goss ihr also den nächsten Seelentröster ein. »Vorsichtig bei der Eroberung, nicht umkippen.«

»Das kriege ich hin!« Dann kicherte sie unvermittelt. »Weißt du, was ich am liebsten getan hätte? Nein, weißt du nicht. Also: Ich hätte ihn am liebsten bei den Eiern genommen und rumgewirbelt.«

»Das ist aber sehr grausam«, wandte ich ein.

»Aber auch schön!«, erklärte sie. »Also, die Lasagne auf seinem Kopf, das war sehr malerisch, obwohl er Karneval doch eigentlich nicht mag. Hast du das beobachtet? Also, er war verblüfft, würde ich mal sagen. Damit hatte er nicht gerechnet. Ich sage dir, er hatte nicht damit gerechnet. Dabei war das überfällig, das hätte ich schon vor ein paar Monaten tun sollen.«

»Aber du hast doch gar nichts getan.«

»Wie? Ach so, ja.« Sie schwieg eine Weile. »Aber ich hätte es vor Monaten schon tun sollen, als er den verdammten Rollstuhl haben wollte. Er hat

gekräht wie ein beleidigtes Hähnchen. Wieso wir ihm denn einen Rollstuhl vorenthalten wollten? Es sei sein gutes Recht, einen Rollstuhl zu haben und damit rumzufahren. Der Arzt, der ihn operiert hat, meinte, wenn er das wolle, soll er sich eben so ein blödes Ding kaufen. Rollstuhl! Ach, du lieber Gott, wen habe ich da eigentlich geheiratet?«

»Rodenstock«, sagte ich.

»Ja, ja, aber von dem ist ja nichts mehr übrig.«

»Was ist denn das mit der Telefonitis? Mit wem redet er denn?«

»Will ich gar nicht wissen.« Sie kicherte schrill.

»Telefonsex. Ist ja möglich.«

»Nicht bei der Laune«, sagte ich. »Bei der Rechnung müsste die Partnerin auf Hawaii sitzen.«

»Kann ja sein«, kicherte sie. »Bei Rodenstock weiß man das nicht. Könntest du mir noch einen Kleinen ... Ach, lass mal, ich habe die Flasche schon.« Sie nahm den Korken mit einem leichten Plopp von der Flasche. Dann schluckte sie, zwei-, dreimal. »Jetzt bin ich besoffen.«

»Das ist schön!«, sagte ich.

Eine Weile saßen wir schweigend da. Dann fragte sie plötzlich: »Was machen wir denn eigentlich,

wenn er gleich hier auf deinen Hof brettet und dir die Bude verwüsten will?« Bei den letzten drei Worten hatte sie erhebliche Schwierigkeiten. Es klang wie Buudhe vawüssden.

»Nichts. Dann sehen wir ihm dabei zu.«

»Richtig!«, nöhnte sie. »Keine Gewalt, niemals Gewalt von unserer Seite!«

Kurz darauf überkam sie das heulende Elend. Es begann damit, dass sie unklare, wimmernde Töne von sich gab, die sie in einem eigenwilligen Rhythmus unterbrach, um ihren Mann zu beschimpfen und zu verfluchen. Sie knurrte ihm zu, er sei ein Waschlappen, zeige keine Spuren von Männlichkeit, habe ein Kreuz wie ein Gartenschlauch und betreibe einen egomanen Kult um seine im Grunde farblose Selbstdarstellung. Er sei ein Weichei, ein richtig mieses Weichei.

Da ich das alles so genau nicht wissen wollte, verzog ich mich in mein Arbeitszimmer und war bemüht, ihre wütenden Schreie zu überhören.

Irgendwann wurde es still, und ich wurde nervös. War sie jetzt geflüchtet, um ihren Rodenstock in Heyroth um Vergebung zu bitten? Ich ging hinüber und sah nach.

Sie schlief tief und fest und schnarchte so laut wie ein schlecht laufender Diesel. Es war Mitternacht. Die Schnapsflasche war bis auf ein läppisches Schlückchen leer. Es schien mir sicher, dass sie am nächsten Morgen todkrank erwachen würde, und also legte auch ich mich nach dem anstrengenden Abend schlafen. Sie sah rührend aus, wie ein Kind mit großem Kummer.

Der Schlaf kam nicht, weil mein vollkommen verunsichertes Seelchen die Frage stellte: Hast du wirklich einem alten Mann einen Teller Lasagne übergestülpt? Na, sicher!, erwiderte ich meinem Seelchen wütend, er war ein rücksichtsloser Schweinehund! Aber bist du nicht immer lauthals für Gewaltlosigkeit eingetreten, hast du nicht immer alle Waffen verflucht? Ja, sicher. Aber Lasagne ist doch keine Waffe! Überleg dir genau, was du sagst, mein Freund: Kann nicht auch Lasagne letztlich eine Waffe sein? Eine Waffe, die jedem Gegner die Würde nimmt? Blödmann, elender! Kann man sich vielleicht neuerdings mit *al dente* gekochten Spaghetti erschlagen? Einspruch: Es ging nicht um läppische Spaghetti,

mein Freund, es ging um Lasagne, sehr heiße Lasagne. Und es ging darum, einen wesentlich älteren Mann gnadenlos zur Schnecke zu machen. Und sei ehrlich, du Rammbock, du weißt doch gar nicht, wie es ihm geht. Und warum es ihm so schlecht geht, dass er nicht mehr wiederzuerkennen ist. Vielleicht geht es ihm mehr als dreckig, vielleicht tanzt er zwischen Leben und Tod, vielleicht kann er im Augenblick nicht über sich sprechen, vielleicht ist er einfach nur am Ende seiner Möglichkeiten? Vielleicht hat er begriffen, dass der einzige Tanz, den er hat, jetzt zu Ende geht? Vielleicht weiß er, dass er Emma gnadenlos schlecht behandelt und kann es einfach nicht abstellen? Weil er ein Angstbeißer ist. Vielleicht heult er zuweilen, wenn er allein ist, vielleicht ist er vollkommen hilflos.

Als ich zum letzten Mal auf den Wecker schielte, war es vier Uhr, und irgendwann danach muss ich eingeschlafen sein.

2. Kapitel

Das Telefon weckte mich, es war Rodenstock, der

mit dumpfer Stimme bekannt gab: »Es gibt eine Leiche am Nürburgring. Kannst du mich fahren?«

»Was willst du am Nürburgring? Überhaupt, wieso ...«

»Kischkewitz hat angerufen, ich muss leider da hoch.«

»Rodenstock, sei menschlich. Es ist... es ist, verdammt noch mal, sechs Uhr am Morgen. Du bist seit Jahren ein Rentner, ein Amateur-Kriminalisten-Rentner. Kischkewitz ist Leiter einer Mordkommission, der braucht dich nicht, er ist erwachsen. Es ist stockdunkel. - Welche Leiche denn? Und wieso jetzt?«

»Sie haben ihn erst vor zwei Stunden gefunden. Also, ich muss da hoch. Geht das, oder geht das nicht?«

»Ja, sicher geht das. Wer findet denn morgens um vier Uhr bei diesem Wetter einen ... Wer ist denn der Tote, wenn ich fragen darf?«

»Der Bremm.«

»Der Bremm? Bist du sicher, dass sie dich nicht verschaukeln? Und überhaupt: Wieso musst du da hin? Und dein gottverdammter Rollstuhl passt auch nicht in mein Auto.«

»Ich brauche keinen Rollstuhl.«

»Ach, nein? Seit wann denn das? - Der Bremm? Bist du ganz sicher? Der Bremm?«

»Der Bremm«, versicherte er dumpf.

»Ich habe da aber noch ein ausgewachsenes Problem am Hals. Deine Frau liegt hier unten auf meinem Sofa ...«

»Sie liegt nicht mehr auf deinem Sofa. Sie ist eben hier angekommen. Aber sie kann mich nicht fahren. Sie ist immer noch voll wie eine Haubitze. Also, kommst du?«

»Und wie hat es ihn erwischt? Den Bremm?«

»Bis jetzt tippen sie auf eine alte Kalaschnikow. Einmal diagonal. Also, was ist, bringst du mich da rauf? Ich bin in Ordnung, ich kann nur nicht mehr bei Dunkelheit fahren.«

»Wo ist er denn, der Bremm?«

»In Siebenbach. Weißt du, wo Siebenbach ist? Da liegt er. An einem Waldrand. Kischkewitz sagt, er sehe partiell aus wie rohes Fleisch.«

»Wie ist Emma denn nach Hause gekommen?«

»Zu Fuß!«

»Ist die verrückt?«

»Ja! Eindeutig.« Er räusperte sich. »Also kommst

du nun, oder muss ich mir ein Taxi bestellen?«

»Du bist vollkommen weltfremd, Rodenstock. Du kriegst bei diesem Scheißwetter frühmorgens um sechs in der Eifel kein Taxi. Wo lebst du eigentlich?«

»Unter Analphabeten«, murmelte er verächtlich.

»Du bist und bleibst einfach klasse!«, erwiderte ich bitter. »Ich bin gleich da.«

Satchmo kam um die Ecke und erzählte mir laut maunzend irgendeine traurige, aufsehererregende Geschichte von der großen Einsamkeit stolzer Scheunenkater in der Eifel. Ich pulte des Rest einer Leberwurst auf einen kleinen Teller und servierte ihm das, weil ich sonst Gefahr lief, tagelang von ihm geschnitten zu werden.

Ich packte meine Siebensachen und lud sie ins Auto. Es regnete sanft und gleichmäßig, ab und zu fuhr ein kalter Windstoß über das Land, das Dorf sah so tot aus, als sei es von allen guten Geistern verlassen, ich stand in meiner grundstückseigenen Pfütze und fühlte meine Füße kalt und nass werden.

Rodenstock hatte sich vor der Haustür aufgebaut,

sich in einen Trenchcoat gehüllt und mit einem dicken, roten Schal umwickelt. Er trug einen Pepitahut auf dem Kopf und sah absolut lächerlich aus, ein Ritter von der traurigen Gestalt.

»Wieso stehst du hier im Regen, statt drinnen zu warten?«

»Manchmal tut Regen gut«, erwiderte er hoheitsvoll und kletterte ins Auto. »Kannst du jetzt endlich losfahren?«

»Ich habe leider keine Lasagne mehr«, murmelte ich böse. »Wieso interessierst du dich für den toten Bremm?«

»Das willst du gar nicht wissen«, entschied er muffig. »Nun fahr endlich.« Er ließ die Tür auf seiner Seite zufallen.

»Ich möchte eines klarstellen: Behandle mich nicht wie einen Deblen, sonst lasse ich dich in irgendeinem Straßengraben zurück!«

»Ja, ja, aber fahr jetzt endlich.«

Also fuhr ich los.

Als ich unten die Straße erreichte, fragte er sehr hohl: »Bin ich wirklich so furchtbar?«

»Furchtbarer!«, nickte ich. »Glaub mir, viel furchtbarer. Weißt du, warum?«

»Ja, ja, ich sehe den Sensenmann. Hockt auf meiner Bettkante. Tagtäglich. Von morgens bis morgens. Geht nicht mehr weg.«

»Aha«, murmelte ich höflich und zurückhaltend.

»Und dein läppischer Eventualtod gibt dir also das Recht, uns alle wie Idioten zu behandeln?«

Er antwortete nicht, er ließ das Kinn auf seinen tropfnassen Trenchcoat sinken und stellte sich schlafend. Wahrscheinlich war er tödlich beleidigt.

»Jetzt willst du plötzlich mitten in der Nacht zu einem Toten, der auf irgendeinem matschigen Feldweg liegt?«

»Ja, sicher. Das kümmert mich, das solltest du eigentlich wissen. Was weißt du denn schon über den Nürburgring?«

»Ich habe versucht, so viel wie möglich nicht zu wissen.

Obwohl hier alle seit geschlagenen zwei Jahren drüber sprechen. Ich habe mich mit Erfolg nicht darum gekümmert. Und ich kann dir auch genau sagen, weshalb nicht. Weil das alles halbseiden ist, weil diese Riege zugeknallter Manager auf mich wie eine Versammlung therapiebedürftiger Zuhälter wirkt, wie ein Rudel aufgeregter

Heiratsschwindler, die vollkommen aus dem Tritt geraten sind. Das ist eine unappetitliche Geschichte.«

»Jetzt ist es aber gut!«, donnerte er. »Einer der Protagonisten des ganzen Dramas am Nürburgring ist heute Nacht umgenietet worden. Also kümmer dich nicht darum, also will ich wissen, wer ihn getötet hat. Das ist doch selbstverständlich!«

Ich war durch Brück gerauscht, ich hatte die kleine Straße zur B 410 hinter mich gebracht, ich jagte auf Kelberg zu, kam an der neuen A 1 auf dem Radersberg vorbei, tauchte in die tiefen Wälder ein und hoffte die ganze Zeit, dass kein Rehbock auf die Straße sprang.

»Sie haben nichts hinterlassen als einen miesen Geschmack im Mund und ein Betongebirge, das ausreicht, einem Angst zu machen«, murmelte ich.

»Seit heute Nacht ist das aber ein Tatort!«, erklärte er knapp. »Ich sage mal, der teuerste Tatort der Republik.«

»Da hast du recht«, nickte ich. »Achtung, Leute! Rodenstock, der Eifel-Zorro, kommt geritten. Zurücktretet von der Bahnsteigkante!«

Zu meiner grenzenlosen Verblüffung begann er

ganz hoch und ungeniert zu kichern, kommentierte das aber nicht.

Auf der langen Geraden vor Boxberg gab ich richtig Gas, und Rodenstock reagierte prompt: »Ich hatte dich ursprünglich gebeten, mich nach Siebenbach zu fahren, nicht unbedingt in die nächste Klinik.«

»Das liebe ich so an dir: diese vornehme, kluge Zurückhaltung.«

Es wirkte auf die Distanz ein wenig wie Spielzeug vom Legoland, wie das Werk von Trickfilmern.

»Da oben sind sie«, sagte Rodenstock und deutete an mir vorbei auf eine große Weide, die ziemlich steil ansteigend ungefähr dreihundert Meter entfernt an einem Waldrand endete. Der Wagen der Techniker hatte zwei Lichtmasten ausgefahren, in deren Lichtkreis sich Frauen und Männer bewegten, die die weißen Anzüge der Kriminaltechniker trugen. Es sah aus wie die Jahresversammlung von Gespenstern.

»Hier sind ja überall Gaffer!«, murmelte Rodenstock fassungslos.

»Was hast du denn gedacht? Irgendjemand hat die

Kripo gesehen, dann telefoniert, dann haben sie sich getroffen. Hier ist doch sonst nichts los, tote Hose.«

Auf der schmalen Straße parkten mindestens fünfzehn Autos, und einige der Besitzer hatten Ferngläser vor den Augen.

»Fahr mich bitte da hoch!«, befahl Rodenstock.

Ich erwiderte erst mal gar nichts und besah mir den Schlamassel. Wenn ich da hochfuhr, würde ich mit dem Wagen bis zu den Achsen im Schlamm stecken. Ebenso unmöglich war es, Rodenstock zu Fuß dort hinaufzuschicken. Ich rief Kischkewitz an und erklärte ihm die Lage.

»Wenn du auf dem Weg bleibst, geht es vielleicht«, entschied der Kriminalist. »Aber nicht vom Weg abkommen.«

Also fuhr ich den Wiesenweg hoch, und abgesehen von ein paar Rutschen ging es glatt.

»Also denn!«, sagte mein Begleiter frohgemut und stieß die Tür auf.

»Rutsch bloß nicht aus«, warnte ich.

»Ich doch nicht!«, erklärte er hoheitsvoll. Dann beugte er sich weit vor und murmelte: »Ach, du gute Güte!«

»Was ist denn?«

»Nichts.«

»Lüg nicht!« Ich stieg aus und ging um mein Auto herum.

Rodenstock trug Pantöffelchen, hinten offen, wahrscheinlich weiches Handschuhleder, mittelbraun, für den eleganten Mann von heute. Dazu einen schwarzen und einen hellgrauen Socken.

»Hast du zufällig auch ein kurzes Röckchen von Emma ausgeliehen?«, fragte ich.

»Es ging so schnell, ich weiß auch nicht...«

»Ich gebe dir meine Gummistiefel aus dem Kofferraum«, sagte ich.

Irgendwie brachten wir ihn in die Gummistiefel, und dann ging er langsam und betulich in die Szene.

Er begann sofort und ohne Übergang mit Kischkewitz zu flüstern, wobei sie den Eindruck machten, als ginge es um ein Riesengeheimnis und nicht um den toten Bremm.

Ich wusste, dass ich mit meinem Auto über kurz oder lang im Weg sein würde, also fuhr ich die ganze Strecke wieder rückwärts hinunter und

suchte mir dann eine Lücke zwischen zwei Autos der Zuschauer.

Der Wagen hinter mir war ein älterer, dunkler Ka von Ford. Ein junger Mann saß darin und hatte ein Fernglas vor den Augen. Um nicht vom Novemberschmutz behindert zu werden, hatte er die Scheibe heruntergekurbelt.

Ich ging zu ihm hin und fragte: »Entschuldigung, wie kommen Sie hierher? Einfach zufällig hier vorbeigekommen oder durch irgendwelche Leute darauf aufmerksam gemacht worden?«

Er hatte ein schmales, blasses Gesicht unter dunklen Haaren, er sah klug aus, und er wirkte sanft. Nach meiner Schätzung war er etwa fünfundzwanzig Jahre alt, vielleicht ein paar Jahre älter.

»Also, es war im Internet. Dann twitterte es jemand. Das war so gegen drei, vier Uhr, schätze ich mal. Dann bin ich hierher gefahren. Aber im Netz wussten sie nicht genau, wer es ist. Sie haben von einer Schießerei gesprochen. Es ist aber wohl Herr Bremm, Claudio Bremm, nehme ich an. Leider. Jedenfalls wurde das vorhin hier erwähnt.«

»Es ist Claudio Bremm«, bestätigte ich. »Haben

Sie irgendeine Beziehung zum Ring oder zur GmbH?«

»Nein, aber meine Mutter arbeitet da oben. Als Putzfrau. Der Herr Bremm war gut für den Ring, das steht fest. Gehen Sie jetzt da hoch?«, fragte er.

»Kann ich vielleicht mitkommen?«

»Das geht nicht«, sagte ich. »Das geht unter keinen Umständen. Das da ist ein Tatort.«

»Also, wenn es Herr Bremm ist, dann wäre das wirklich für alle ein großes Unglück.« Er hatte Augen wie ein Träumer, groß und dunkel, und er sprach zittrig.

»Wieso?«, fragte ich.

»Weil er hier Jobs schafft«, antwortete er einfach.

»Er ist ein irrer Typ. Er bringt Geld in die Dörfer. Er tut etwas für die Eifel. Wir leben auch davon.«

»Wo arbeiten Sie?«, fragte ich.

»Ich arbeite nicht, ich studiere.«

»Was denn?«

»Philosophie in Köln«, antwortete er. »Manchmal arbeite ich auch. Dann verkaufe ich die *ringcard* oben im Boulevard.«

»Alles Gute wünsche ich Ihnen«, nickte ich.

»Einen schönen Tag noch.« Dann fiel mir ein, dass

er das als grobe Geschmacklosigkeit werten musste. Ich wollte mich nach ihm umdrehen und irgendetwas Beruhigendes sagen, aber er hatte schon wieder das Fernglas vor den Augen und starrte hoch zum Waldrand.

Also marschierte ich mit meinem Kamerakoffer den rutschigen Feldweg hoch. Es hatte wieder zu nieseln begonnen, und es war saukalt.

Claudio Bremm lag auf dem Rücken und starrte aus weit offenen Augen in die kalte Novemberrässe. Neben ihm lag eine zweiläufige Schrotflinte, ungefähr dreißig Zentimeter von seinem rechten Arm entfernt. Er trug das filzige Grün der Waidmänner, und selbst im Tod sah er richtig schick aus. Eine oder zwei der Kugeln hatten ihn am Hals erwischt, es sah so aus, als sei er fast geköpft worden, aber sein Haar saß noch sehr adrett. Seine rechte Hand fiel mir auf, sie lag neben seiner Taille im Novemberdreck, und sie sah so aus, als könne kein Schmutz der Welt ihr die Eleganz nehmen.

Was wusste ich von ihm? Nicht viel, das war sicher. Er war irgendwann als ein Retter des neuen

Nürburgring eingestiegen. Er wollte und sollte private Investoren aufreiben. Er schaffte keinen Cent heran, stattdessen bekam er einen staatlichen Kredit über ein paar Millionen, was mit der Weltwirtschaftskrise und all dem Elend unter den Gierigen dieser Welt begründet wurde.

»Lag er von Beginn an so?«, fragte ich den Fotografen der Mordkommission.

»Nein, wir haben ihn schon gedreht. Er lag auf dem Gesicht. Die letzten Schüsse haben ihn in den Rücken getroffen.«

»Gibt es auch frontale Schüsse?«

»Gibt es. Mindestens neun. Geh mal zur Seite.«

Ich nahm eine Kamera aus der Tasche, entschied mich für Schwarzweiß und hielt auf die Szene. Sie hatten jede Menge weiße Nummern aufgestellt, und zwei der Spurenleute knieten im klatschnassen Gras und robbten sich langsam aber sicher an fast unsichtbaren Spuren entlang auf die Leiche zu. Einer von ihnen sagte mit einer hohen, erstaunten Stimme: »Siebzehn Hülsen bis jetzt, ich werd verrückt.«

»Ich will von jeder Aufnahme einen Abzug«, sagte Kischkewitz hinter mir streng. »Und nichts davon

landet in der Tagespresse.«

»Wie immer«, nickte ich. »Weiß man, wann es passiert ist?«

»Weiß man nicht. Der Onkel Doktor sagt, es muss gegen zwei Uhr in der Nacht gewesen sein. Aber sicher ist das nicht.«

»Jedenfalls muss es um drei Uhr nachts schon vorbei gewesen sein, zu dem Zeitpunkt stand es nämlich im Internet. Was macht Bremm denn hier um zwei Uhr nachts in Jägermontur mit Flinte, wenn Hirsch und Keiler schlafen?«

»Frag ihn, vielleicht sagt er es dir.«

»Wie ist er hierher gekommen? Wo wohnte er denn eigentlich?«

»Hier in Siebenbach.«

»Weit entfernt?«

»Nicht weit. Vielleicht fünfhundert Meter.«

»Und er ist Jäger gewesen?«

»Schlaukopf.«

Ich wechselte vom Superweit zu einem 200er Rohr und hielt auf den Toten.

»Mir ist saukalt«, sagte Kischkewitz quengelig.

»Wie muss ich mir das vorstellen?«, fragte Rodenstock und deutete auf den Leichnam.

»Wir haben noch keine Vorstellung, wir wissen nicht einmal, warum er mitten in der Nacht hierher ging. Was suchte er hier? Was wollte er hier? Hier sind nachts keine Menschen, nicht mal Eulen. Wir wissen es einfach nicht.«

»Und er kam von zu Hause?«, fragte Rodenstock.

»Das nehmen wir an, aber auch das wissen wir nicht. Er hatte seinen Schlüsselbund in der Hosentasche. In sein Haus gehen wir anschließend.« Er hob die Stimme. »Leute, wir transportieren ihn ab, die Mediziner warten. Die Spurenleute ziehen jetzt um in sein Haus. Konferenz des inneren Zirkels in Adenau um 16 Uhr in der Scheune von der *Periferia*. Ich weiß, ich bin grausam, aber es geht nicht anders. Keine Pressekonferenz, auf keinen Fall. Und kein Wort zu irgendwem!«

»Kannst du mir erklären, wie ich in sein Haus komme, ohne eine Schlammspur zu ziehen?«, fragte jemand wütend.

Eine Frau antwortete voller Spott: »Du wartest auf den nächsten Wolkenbruch, neigst dein Haupt, und schon bist du sauber.«

»Vielleicht gibt es gleich Schnee«, sagte jemand

mit einer jugendlichen Stimme. »Es riecht schon so.« Niemand lachte.

»Hat er eigentlich die ersten Schüsse von vorn bekommen?«, fragte Rodenstock.

»Das ist nicht klar«, antwortete eine männliche Stimme. »Ich nehme an, er wurde von der Wucht der Schüsse herumgerissen. Denn merkwürdigerweise erwischten ihn drei Schüsse in den linken Arm, was eben damit zu begründen wäre, dass es ihn herumriss.«

»Werden die Pathologen das herausfinden können?«

»Ich denke, ja.«

»Wer war er denn eigentlich?«, fragte ich. »Ich meine, wo kam er her?«

Zunächst antwortete niemand. Dann meldete sich eine Frauenstimme: »Von nirgendwo. Er war zuletzt der meistgehasste Mann am Nürburgring. Das riesengroße Managerarschloch, der knallharte Partner.«

»Wie das?«, fragte ich weiter.

Kischkewitz antwortete: »Weil er die seit siebzig Jahren entwickelte lokale Szene zertrümmerte.«

»Das verstehe ich nicht«, gab ich zu.

»Ich erkläre es dir in einer stillen Stunde!«, murmelte Rodenstock gutmütig.

»Er hat endgültig alles kaputtgetreten«, erklärte ein Mann bedächtig. »Er hat das Zimmer erfunden, das man für 33 Euro inklusive Frühstück in einem Luxushotel an der Rennstrecke buchen kann. Damit kann niemand konkurrieren, ohne sich in die Insolvenz zu befördern. Irgendwie ist das ein Krieg.«

»Sie sagen auch, er konnte den Eskimos Eisschränke verkaufen«, sagte eine andere männliche Stimme.

»Heißt das, wir haben einhundert Verdächtige?«, fragte ich.

»Ich würde eher auf dreihundert tippen«, antwortete eine andere Frau.

»Keine Diskussionen mehr. Wir ziehen ab. Am Haus vom Bremm gehen wir zuerst in den Keller. Da ist eine Dusche, wie wir vorhin schon gesehen haben. Zunächst nur die vier Spurenleute, niemand sonst. Und Beeilung, ihr Lieben.« Kischkewitz klatschte aufmunternd in die Hände.

Dann brachten zwei Männer in dunklen Anzügen eine Wanne und stellten sie neben den Toten. Einer

von ihnen, der den Toten unter den Achseln nahm, rutschte nach hinten ab, der Körper fiel mit einem dumpfen Geräusch zurück in den Matsch, und der Bestatter lag entsetzt strampelnd auf dem toten Bremm.

Rodenstock räusperte sich. Dann fragte er: »Wie viele Kugeln haben ihn denn getroffen?«

»Der Doc hat dreiunddreißig gezählt«, sagte Kischkewitz.

»Aber er war bei einigen Einschlägen unsicher, ob es Einschüsse oder Austritte waren. Die haben sich zum Teil überlagert.«

»Also Dauerfeuer?«

»So ist es wohl!«, bestätigte der Chef der Mordkommission. »Wie geht es eigentlich deiner Seele?«, fragte Rodenstock leise.

»Wunderbar«, antwortete Kischkewitz mit viel Hohn. »Meine Frau will sich endgültig scheiden lassen, mein Sohn hat mir die Freundschaft gekündigt, meine Tochter ist mit unbekanntem Ziel und einem Dunkelhäutigen mit Migrationshintergrund auf den afrikanischen Kontinent verzogen.«

»Au weia!«, sagte Rodenstock.

Mein Handy schellte, ich nahm das Gespräch an, und Emma fragte mit viel Trauer in der Stimme:

»Lebt ihr noch?«

»Doch, irgendwie ja«, antwortete ich. »Und mein Rodenstock?«

»Steht aufrecht und friert und hat garantiert eine Gänsehaut am ganzen Körper. Aber wir kommen gleich heim, wir können hier nichts mehr ausrichten.«

»Und wer ist tot?«

»Claudio Bremm«, sagte ich.

»Ach, der Säusler!«, sagte sie nach einer Sekunde erstaunt, legte aber sofort auf, ehe ich nachfragen konnte.

Offensichtlich war es so, dass die ganze kleine Welt am Nürburgring alles Mögliche wusste, nur ich war der Häuptling aller Ahnungslosen.

»Schick mir einen kompletten Satz deiner Bilder auf den Rechner«, murmelte Kischkewitz.

»Kriege ich dafür Fotos von seinem Haus?«, fragte ich dagegen.

»Ja. Aber erst nach der Schamfrist«, gab er zurück.

»Ein Waldarbeiter hat mir gesteckt, dass das Haus von dem Toten immer und grundsätzlich so

aufgeräumt ist, dass niemand erwarten kann, dort menschliche Spuren zu entdecken.«

»Wie hilfreich«, murmelte Rodenstock ironisch.
»War der Bremm etwa ein Deutscher? War er gar ein Schwabe?«

»Immer hergerichtet wie frisch von der Mami. Er war ein Pfälzer«, antwortete Kischkewitz.
»Niemand eine Falte im Hemd, immer geputzte Schuhe und ein duftendes Taschentü- chelein. Und eine Stimme wie feinste Seide. Er konnte dir das letzte Bare aus der Uhrentasche quatschen.«

»Wer sagt denn heutzutage noch Taschentü- chelein?«, fragte eine Frau verwirrt.

»Ich!«, antwortete Kischkewitz. »Los! Lasst uns abhauen! Ihr seid die Ersten, Baumeister.«

»Schon recht«, sagte ich. »Aber eine Frage bleibt. Abgesehen vom Mörder muss es jemanden gegeben haben, der diesen Todesfall der Polizei meldete. Wer war das?«

»Das wissen wir nicht. Es war eine Frauenstimme. Sie rief in Adenau auf der Wache um 2.13 Uhr an. Wir nehmen an, es war eine Frau hier aus Siebenbach. Sie rief an und sagte: >Das Scheusal ist tot, er liegt oben am Wald, weil jemand ihn

erschossen hat.< Der Beamte fragte verwirrt: >Wer ist denn das Scheusal?< Dann erst sagte sie: >Es ist der Bremm.<«

»Und ihr seid sofort mit der ganzen Truppe angerückt. Wegen eines anonymen Anrufs? Das kannst du mir nicht erzählen, Kischkewitz.«

»Es war so«, beharrte er sanft. »Ich habe eine Streife hierher gejagt und bin gleichzeitig mit der ganzen Mannschaft losgefahren. Die Stimmung hier am Ring ist so schräg, dass wir in jedem Fall auch einen anonymen Anruf sehr ernst nehmen. Wenn Bremm namentlich erwähnt wird, müssen wir alle schnell sein. Hier ist zur Zeit alles möglich, weil kein Mensch weiß, wie es weitergehen soll.«

»Sieh mal an«, murmelte ich. »Rodenstock, ich hole das Auto.«

»Aber ja doch!«, murmelte er erschöpft, und nach seinem Gesicht zu schließen, war diese kalte Nacht des Regens, des Nebels und des Matsches ein wenig zu viel für ihn. Er sah grau und vollkommen abgehetzt aus.

Ich lief den Weg wieder hinunter und setzte mich

nur einmal schmerzhaft auf den Boden, was ich alles in allem als stramme Leistung werten konnte. Ich brachte mein Auto den Berg hinauf, ließ Rodenstock einsteigen. Dann musste ich den ganzen Wiesenweg rückwärts runterfahren, ein Wenderversuch war mir entschieden zu riskant. Der edle Wagen des Bestatters rutschte mir, ebenfalls im Rückwärtsgang, gefährlich nahe, aber wir schafften die Talfahrt ohne eine Beule im Blech und ohne die Totenruhe von Claudio Bremm zu stören.

»Emma hat angerufen. Ob wir noch leben, hat sie wissen wollen.«

»Ich lebe noch«, nickte er. »Und wie!«

»Dann ruf sie an. Sie freut sich.«

»Dann mache ich das mal.« Er fummelte an seinem Handy rum und erklärte dann gespreizt:

»Ich will nur sagen, uns geht es gut. Ja, bis gleich.«

»Das war aber sehr leutselig«, lobte ich ihn.

»Manchmal wachse ich über mich hinaus!« Er hatte wieder das teuflische Grinsen drauf, das alte Grinsen des früheren Rodenstock, seine ewige Antwort auf alle Sinnfragen. Und ich atmete auf, wahrscheinlich war doch nicht alles verloren.

3. Kapitel

Ich belege die nächsten drei Vorlesungen über Claudio Brems, wenn du gestattest«, sagte ich zu Rodenstock, während ich von Siebenbach nach Herresbach schlich.

»Ich kann dir einen dicken Ordner mit allen wichtigen Ausgaben der *Eifel-Zeitung* geben, und mit sämtlichen Ausgaben des *Trierischen Volksfreunds* und die *Rheinzeitung* obendrauf. Dann noch den *Stern* und den *Spiegel*.«

»Du willst sagen, dass ich dann klüger bin.«

»Beileibe nicht«, erklärte er fröhlich. »Dann wirst du gar nichts mehr wissen.«

»Willst du mich hier verarschen?«

»Will ich nicht. Ich will damit nur sagen, dass es eine lange und wirre Geschichte ist. Man kann sagen, dass ein Rudel fröhlicher Manager von ausgesucht minderer Qualität sich angestrengt hat, in ungefähr zwei Jahren mehr als 350 Millionen Euro in Beton und anderen Stein zu gießen. Unter Umgehung aller nur denkbaren kaufmännischen Regeln und bei Nichtbeachtung aller

Vorsichtsmaßnahmen, die für gewöhnlich die Planer eines solchen gigantischen Unternehmens leiten könnten. Das Ganze war als ein Geschenk an die Eifel gedacht, aber eigentlich ist in der Eifel von dem ganzen Geldzauber so gut wie nichts angekommen. Nicht einmal bei den hiesigen Firmen. Gerade vor ein paar Tagen ist nun der sogenannte Hauptgeschäftsführer des Vereins, ein Mann namens Bernard Walterscheid, von all seinen Pflichten entbunden worden, rennt aber nach wie vor in den Wäldern herum und versichert den Eingeborenen, er habe stets nur an sie gedacht. Das nun wiederum glaubt kein Mensch, weil die Eifeler Infrastruktur dabei hops ging und Existenzen bedroht sind. Also Metzger, Bäcker, KFZ-Betriebe. Wir werden gleich an dem Koloss vorbeifahren, und ich werde dir dabei wortreich erklären: Das alles hier hätte es für die Hälfte auch getan.«

»Und dieser Claudio Bremm?«

»Er glaubte an die immerwährende Macht des Geldes. Und wie es aussieht, hat sein Glaube ihm relativ wenig gebracht. Er tauchte eines Tages auf und wurde zum Lieblingskind der GmbH, aber

richtig erklären kann das niemand. Ich würde behaupten: In dieser Gegend herrscht viel Hass. Das heißt aber nicht, dass Bremm an allem schuld trug, das heißt nur, dass er irgendwie viel Macht bekam und die rücksichtslos einsetzte. Hat ihm wohl Spaß gemacht.«

Ich durchfuhr Herresbach und stieß auf die B 258 in Richtung Döttingen.

Rodenstock fuhr fort: »Ich nehme an, wir werden bei der Untersuchung im Fall Bremm auf ziemlich viele Unklarheiten stoßen. Die Grenzen sind fließend, es gibt nicht nur Gute und Böse, es gibt auch eine Menge Gutböser.«

»Und wie sieht der Status der Nürburgring GmbH deiner Einschätzung nach jetzt aus?«

»Ziemlich einfach. Es gibt jetzt zwei privatwirtschaftliche Manager der Gesamtanlage. Einer aus der Hotelbranche, der andere aus dem Betrieb der Rennstrecke. Das übrigens war Claudio Bremm. Es gibt den Kredit der landeseigenen Investitions- und Strukturbank über 350 Millionen zu angeblich sensationell günstigen Konditionen, und nun heißt es: Macht mal!«

»Und das wird nicht klappen?«

»Nein, wird es nicht. Weil sofort die Frage auftaucht, ob man denn so eine Rennstrecke überhaupt zwei privaten Dienstleistern übertragen kann.«

»Warum sollte man das nicht können?«

»Weil es eine vom Staat gebaute Rennstrecke ist. Was haben da private Betreiber zu suchen? Und wer soll das Sagen haben?«

»Aber ich denke, das Land ist im Vorstand der GmbH vertreten.«

»Peinlich, peinlich. Ja. Und das müsste unter allen Umständen geändert werden. Denn mit diesem Vorsitz ist eindeutig Mogelei möglich. Und eindeutig sind damit auch Vorteile verbunden, die andere Firmen niemals haben. Das fängt damit an, dass Firmen, die auf dem Gelände der GmbH sitzen, Vorteile gegenüber konkurrierenden Firmen aus der Gegend haben. Sie haben zum Beispiel ihre Tore das ganze Wochenende über geöffnet.«

»Wie viele Besucher werden denn angenommen?«

»Der Dreh- und Angelpunkt der Geschichte ist der, dass die GmbH seit Jahren behauptet, die Neubauten brächten jährlich mindestens 400.000 Besucher zusätzlich an die Rennstrecke. Fachleute

sagen: Die Zahl ist niemals zu erreichen. Im letzten Halbjahr gab es insgesamt rund 48.000 Besucher, man hätte nach den Prognosen aber 200.000 erreichen müssen. Die Realität liegt also lächerlich weit unter der Prognose. Also sagen Finanzleute: Diese neuen Anlagen werden sich niemals rentieren. Da die Anlagen aber gebaut sind, haben alle Fachleute und alle Eifeler die großen Fragezeichen in den Augen. Mit anderen Worten: Wer soll das bezahlen? Es gibt sogar einen Vorschlag von Seiten der Grünen, die jetzt allerdings nicht im Landtag vertreten sind. Sie sagen: Schreibt die 350 Millionen ab, verkauft den Ring samt Anlagen für einen Euro an jemanden, der viel Ahnung vom Geschäft hat, und startet neu!«

»Und wie passt jetzt der tote Claudio Bremm in das Bild?«

»Kannst du mal eben irgendwo anhalten? Ich muss pieseln.«

Ich hielt an, als ich die Mündung eines Waldweges sah, und Rodenstock wälzte sich ächzend aus meinem Auto und ging sein Geschäft verrichten. Als er wieder Platz genommen hatte, fuhr er fort: »Zunächst einmal muss man sagen, dass Bremm

vor einigen Jahren aus dem Nichts auftauchte und eigentlich auch keine besondere Geschichte hatte. Ich vermute, dass er dem Walterscheid gut in den Kram passte, dass die beiden von Beginn an miteinander gut konnten. Bremm ist achtunddreißig, verheiratet mit einer sympathischen Frau. Er tauchte sehr plötzlich am Nürburgring auf - und zwar als internationaler Geldbeschaffer. Mir ist es heute noch ein Rätsel, warum das so gehandhabt wurde, denn Bremm besaß auf diesem Feld keinerlei nachweisbare Erfahrung, vielleicht kannte er aber den Chefportier eines Edelladens in Monaco. Und er schaffte auch keinen Cent privates Kapital an die Rennstrecke. Aber man sagte, er habe unter der Weltwirtschaftskrise enorm gelitten und brauche erst einmal einen Kapitalzuschuss, um mit seiner Firma über die Runden zu kommen. Er bekam drei Millionen vom Land vorgeschossen. Das war schon sehr sonderbar, und noch sonderbarer war die Tatsache, dass der Mann in den Vorjahren mit seiner kleinen Firma Jahresumsätze von etwa 30.000 Euro machte. Wie auch immer, du brauchst in seiner Vergangenheit keine dunklen Punkte zu suchen. Es gibt andere in

der Geschäftsführung, die schon vor dem Kadi gestanden haben, aber Bremm ist an dieser Ecke sauber. Und ganz plötzlich war er nicht mehr der Geldbeschaffer, sondern der offizielle Projektentwickler. Das war eindeutig auf den *Nürburgring 2009* bezogen, auf das Projekt Walterscheids, der schon seit Jahren daran arbeitete, endlich einmal viel Geld zu bekommen, um richtig loslegen zu können. Bremm machte sich unbeliebt, Bremm war ein harter Verhandler, und Bremm sorgte dafür, dass die GmbH klare Strukturen bekam. Und er wurde die Feuerwehr der großen GmbH. Praktisch heißt das:

Bei den sehr verwunderten Bürokraten in den öffentlichen Bauämtern erschien zum Beispiel ein atemloser Bremm und fragte, wo denn, verdammt noch mal, die Baugenehmigung bleibe, er habe die Firma mit den Fertigteilen schon auf dem Hof stehen. Als man Walterscheid dann feuerte, blieb Bremm davon unberührt. Neben einem Familienmitglied der Hotelgruppe Lindner war Bremm aus der GmbH derjenige, der blieb und blieb und blieb. Ich nehme an, er hatte inzwischen wasserdichte Verträge, und ich nehme auch an,

dass der Nürburgring seine Chance war, zu Ansehen und Bargeld zu kommen.«

»Würdest du ihn als einen typischen Newcomer bezeichnen?«

»Ganz eindeutig. Er war wirklich nicht der Schlechteste, den Walterscheid aus dem Hut zauberte.« Rodenstock deutete auf ein Schild am Fahrbahnrand. »Sieh mal, das Schild da: *Karneval am Ring*. Das war ein Flop, wie er im Buche steht. Sie deckten für 1.600 Karnevalisten ein, sie orderten richtig teure Künstler aus Köln, sie gaben an wie ein Sack Seife und dann kamen etwa dreihundert Leute. Und obendrein fiel irgendwann ein Eisenträger von der Decke, und sie waren von Herzen dankbar, dass er zufällig niemanden erschlug. An anderer Stelle regnete eine zentnerschwere Lautsprecherbox vom Himmel und traf rein zufällig auch niemanden. Bei der Achterbahn platzte ein Druckluftbehälter und verletzte ein paar Arbeiter. Das war so der Gigantismus der Helden vom neuen Nürburgring, genau das hat ihnen das Vertrauen entzogen. Irgendwie waren sie alle geistig verwirrt, jedenfalls sind-bestimmte Ereignisse nur mit scharfen Geistesstörungen zu

begründen.«

Rodenstock redete und redete. Langsam wurde ich misstrauisch: »Woher weißt du das alles?«

»Ich habe mich drum gekümmert, ich habe doch sonst nichts zu tun. Guck mich nicht so streng an, es war ganz einfach reines Interesse. Da habe ich mich eingelesen und im Internet recherchiert.«

Als sein Handy sich meldete, war ich auf der B 257 kurz vor Kelberg. Er sagte nichts, er hörte nur eine Weile zu und bemerkte dann tonlos: »Das war Kischkewitz. Wir sollen zu einem Mann namens Gracht in Nitz fahren: Der ist überfallen worden. Und jetzt ist er weg.«

»Wie bitte?«

»Wende einfach und diskutiere nicht mit mir. Ich kann keine Frage beantworten. Er ist überfallen worden, und jetzt ist er weg.«

»Und was sollen wir da?«

»Es ist der Günter Gracht«, sagte er mit starker Betonung auf Günter. »Ja, und?«

»Günter Gracht ist der Bauer aus Nitz, der unseren Ministerpräsidenten und den ehrenwerten Geschäftsführer der Nürburgring GmbH angezeigt hat. Erstens wegen Verschleuderung öffentlicher

Mittel und zweitens wegen des Verdachts der Körperverletzung. Es gab nämlich sieben Verletzte, als die schnellste Achterbahn der Welt explodierte, statt endlich einmal zu funktionieren.«

»Und was sollen wir da, wenn dieser Bauer ohnehin schon verschwunden ist?«

»Herrgott noch mal«, explodierte er. »Wende endlich. Kischkewitz braucht Hilfe. Wo liegt denn dieses Nitz, verdammt noch mal?«

»Das weiß ich zufällig«, murrte ich und fuhr am Ende von Kelberg durch den Kreisel auf die Gegenfahrbahn.

Es war acht Uhr, die Sonne hatte sich gar nicht erst angemeldet, der Himmel war Blei, und es regnete natürlich. Ich sehnte mich plötzlich nach einem schmalen, unscheinbar weiß und rosa blühenden Buschwindröschen in all dem klatschnassen, vergammelten Rest des Herbstes. Aber warm wurde mir bei der Vorstellung auch nicht.

Ich fuhr also den ganzen Weg zurück und bog von der B 258 nach rechts ab in Richtung Nitz und Drees.

Nach einem Bauern namens Gracht brauchten wir in Nitz erst gar nicht zu fragen, weil uns ein sehr

alter, gebeugt humpelnder Mann entgegenkam, auf dessen schwarzer Kappe in weißen Versalien NEW YORK zu lesen war. Ohne gefragt zu sein, krächte er bei unserem Anblick: »Dat is da!« und wedelte dazu mit seiner Gehhilfe. Dann sahen wir es auch schon.

Es war ein langes Gebäude, das unmittelbar an der Straße stand und einen Gehweg erst gar nicht möglich machte. Das Wohnhaus war der kleinere Teil und hatte den Eingang auf der anderen Seite des Komplexes. Die alten Stallungen und die Scheune waren durch ein sehr großes Rundbogentor erreichbar.

Davor stand ein Streifenwagen, dessen Blaulicht grell blitzte, als sei durchaus noch etwas zu retten. Um den Streifenwagen herum hatten sich rund ein Dutzend Frauen und Männer versammelt, die wahrscheinlich alle gleichzeitig vor sich hinedeten, weil so etwas in diesem Dorf noch nie geschehen war.

»Ach, du lieber Gott«, seufzte Rodenstock und stieg aus.

Als wir uns näherten, herrschte plötzlich Totenstille.

Rodenstock sagte freundlich: »Guten Morgen allerseits.«

Der ältere der beiden Streifenwagenbeamten war offensichtlich heilfroh, dass er so etwas wie eine Ablösung bekam. Er sagte hastig: »Also, der Oberrat hat Sie angekündigt. Ich kann Ihnen Auskunft geben.«

»Das ist sehr schön«, antwortete Rodenstock. »Da freut man sich doch. Und wo können wir sprechen?«

»Da drin?«, fragte der Beamte unsicher und wies auf das große Holztor.

»Aber gerne doch«, nickte Rodenstock.

Der Beamte mochte um die Fünfzig sein und wirkte gemütlich wie der Typ des alten Dorfgendarmen, den es nicht mehr gibt. Er schob das große Tor leicht nach rechts und bemerkte dann: »Nach Ihnen«, als nähmen wir an einem Tanzkurs teil.

Für mich war der Anblick so etwas wie ein Erweckungserlebnis. Die riesige Scheune war vollkommen entkernt, sämtliche Stallmauern waren entfernt worden. Es standen mindestens zwanzig bis dreißig alte und älteste Zugmaschinen

dort, es musste das Paradies für Treckerspezialisten sein. Als Erstes entdeckte ich einen alten, blauen Hanomag, der sicherlich mehr als sechzig Jahre auf dem Buckel hatte. Die riesigen Balken, die das Dach trugen, waren dicht besetzt mit großen, eisernen Haken, an denen alte, bäuerliche Geräte baumelten. Pferde- und Rindergeschirre, Teile von alten Kutschen, Scheren für Einspänner, Deichseln für Zweispänner, sogar ein alter, kompletter Pferdeschlitten. Jede Menge alte Holzräder mit eisernen Reifen und ein reichhaltiges Angebot hölzerner, landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte auf garantiert dreißig Metern. Rechen, Gabeln, Schneeschippen, Eggen in allen Größen und Formen. Das alles war sicherlich ein Vermögen wert.

Ich fing sofort an zu fotografieren und hörte, wie Rodenstock verblüfft fragte: »Ist das hier ein Warenhaus?«

»Das kann man so sehen«, sagte der Streifenbeamte und lachte. Dann drehte er sich herum und schob das Tor zu. »Die müssen ja nicht alles hören«, stellte er fest.

»Also, was liegt an?«, fragte Rodenstock sachlich.

»Ein völliges Durcheinander. Und eine gültige Erklärung gibt es nicht. Außer von Pitter. Pitter sagt, er habe alles gesehen. Vom Fenster im ersten Stock gegenüber. Aber ich traue der Aussage nicht.«

»Wo ist dieser Pitter?«

»Steht draußen auf der Straße. Soll er reinkommen?«

»Soll er. Wie heißt er?«

»Peter Leudersdorf, einundachtzig Jahre alt, Witwer. Noch sehr fit.« Der Beamte schob das Tor einen Spaltbreit auf und sagte: »Pitter, kummens hih!«

Pitter war ein Männchen, genauer gesagt ein Zwerg von 165 Zentimetern lichter Höhe. Er war gertenschlank, er wäre unter jedem Küchentisch spurlos verschwunden. Sein Gesicht wirkte ledrig, gefurcht von tausend kleinen Falten. Er hatte blaue Augen, nicht wässrig, nicht verschwommen.

Ich dachte: Der Kerl muss gerne lachen!, und fotografierte ihn gleichzeitig.

»Leudersdorf«, sagte Pitter mit dem Hauch einer Verbeugung. »Ich wohne gegenüber. Also, da bin ich zu Hause.«

»Wenn ich das richtig verstehe, dann ist das hier ja ein großes Rätsel«, sagte Rodenstock. »Also lösen Sie mir das doch bitte mal auf.«

»Das ist sehr einfach«, behauptete Pitter in lupenreinem Hochdeutsch. »Also, des Morgens stehe ich so um sieben Uhr auf. Immer schon. Dann gehe ich ans Fenster und stelle es schräg, damit ich Luft kriege. Dann sehe ich, dass der Günter schon das Tor aufgemacht hat, auch wie immer ...«

»Moment, Moment«, sagte Rodenstock hastig. »Sie müssen mir erst erklären, ob das jeden Morgen so ist oder ob das heute anders war.«

»Ach so, ja. Also, es war wie immer. Günter steht vor mir auf, so gegen sechs. Immer schon. Dann trinkt er einen Becher Kaffee, dann geht er in die Scheune und macht das, was er an diesem Tag machen will. Also, er bessert zum Beispiel Leder-geschirre aus, oder er repariert einen hölzernen Rechen, oder er bastelt an einem Motor rum - je nachdem, was anliegt.«

»Und wie war das heute?«

»Also heute hat er das Tor aufgemacht. Ziemlich genau um sieben Uhr, als ich an meinem Fenster

stehe und es auf schräg kippe. >Hallo, alter Gauner<, sage ich dann. Also, das sage ich immer, das kennt er schon. Wenn er das große Tor ein bisschen aufmacht, weiß ich, dass ein Kunde kommt. Er verabredet sich mit denen am Telefon und macht das Tor auf, dass sie reinkönnen. Also denke ich: Er hat einen Kunden. Aber das war heute eben nicht so, das war heute anders. Günter steht...«

»Wie weit stand das Tor auf?«, fragte Rodenstock.

»Wie immer, ich würde mal sagen zwei Meter.«

»Also, Sie konnten ihn gut sehen?«

»Ja, klar. Er stand da und nahm eine Prise. Also Schnupftabak. Das macht er immer. Und dann war da der Mann.«

»Wo kam der her?«

Pitter hatte in der Konzentration ganz schmale Lippen. »Ich weiß nicht, woher der kam. Auf jeden Fall nicht von der Straße her. Der war plötzlich hinter Günter. Also, wenn Sie mich fragen, kann der nur über das Wohnhaus gekommen sein. Da gibt es ja den alten Flur zu den Ställen aus der Zeit, als hier noch ein bäuerlicher Betrieb war. Also, du gehst vorne ins Wohnhaus, dann einen Flur entlang

an eine alte Tür. Die führt hier herein. Also muss der Mann daher gekommen sein.«

»Nicht so schnell«, wandte Rodenstock ein. »Wenn er den Weg über das Wohnhaus nahm, muss er da nicht an Grachts Frau vorbeigekommen sein?«

»Kann man so sehen«, nickte Pitter schnell und heftig. »Also, ich sage mal so: Wenn alles gelaufen ist, wie es immer lief, kann dieser Mann locker durch das Wohnhaus gekommen sein, ohne dass Else ihn gesehen hat. Weil: Dann saß Else nämlich in der Küche und trank ihren Kaffee. Wenn der Mann keinen Krach macht, kann er locker an ihr vorbei, und sie merkt es nicht.«

»Also gut, Sie stehen am Fenster, Sie sehen, dass das Tor zwei Meter weit offen steht. Und hinter Günter Gracht ist plötzlich ein Mann. Was tut dieser Mann?«

»Er hat in der rechten Hand einen Knüppel. Nicht besonders dick, so ein bis zwei Zentimeter Durchmesser vielleicht. Kann auch ein ganz normales Brecheisen gewesen sein. Ich denke: Jetzt schlägt er zu. Tut er aber nicht, weil Günter sich bewegt. Ich weiß nicht warum, aber Günter

dreht sich schnell zu dem Mann um. Und dann schlägt der Mann zu. Aber nicht von oben auf den Kopf, sondern so seitlich. Dann war ich am Fenster ...«

»Also, der Mann schlägt Günter Gracht von der Seite. Richtig? Wo trifft er ihn denn?«

»Also, am linken Arm. Ist ja auch logisch, oder?«

»Ganz logisch«, nickte Rodenstock. »Sah das aus wie ein kräftiger Hieb?«

»Oh ja, Mann, das war ein richtiges Ding. Und Günter schrie ja auch sofort. Und er fasste sich sofort am Arm. Und ich war ja am Fenster. Es war eine Bewegung, dass ich mein Fenster zuschlug und dann aufzog. Und ich schrie: >Du Arsch, du verdammter!< Der Kerl sah mich, drehte ab und war verschwunden. Also, ich nehme mal an, der rannte durch das Wohnhaus raus. Kann ja nicht anders gelaufen sein, denn er war weg und blieb weg. Und ich renne durch mein Haus und unten in meinen Hof und dann auf die Straße und hierher zum Tor. Ich komme hier an, da ist das Tor zu. Ich sage: >Günter, ich bin's< und er antwortet von innen: >Alles paletti<. Ich war ganz schön mit den Nerven runter. Wie kann einer denn sagen, dass

alles paletti ist, wenn er gerade noch vor Schmerzen geschrien hat? Ich denke jedenfalls: Da stimmt was nicht. Dann bin ich in mein Haus zurück und habe die Polizei und den Notarzt gerufen.«

»Und als die kamen, war Gracht mitsamt seiner Frau verschwunden?«

»Spurlos«, nickte Pitter. »Ist doch komisch, oder?«

»Was ist mit Grachts Auto?«, fragte ich.

»Die müssen damit weggefahren sein, es ist jedenfalls nicht mehr da. Wir haben dann alle seine Kinder angerufen, zwei Söhne und zwei Töchter. Haben alle selbst schon Familie und Kinder. Ein Sohn kam sofort und hat dann gesagt, dass Günter das Bargeld wohl mitgenommen hat. Das war jedenfalls nicht mehr im Haus.«

»Welches Bargeld denn?«, fragte Rodenstock.

»Na ja, das Bargeld für die Trecker und die anderen Sachen hier. Das ist ja wie beim Handel mit Gebrauchtwagen, das läuft immer in bar. Und diese Kasse ist weg.«

»Würden Sie diesen Mann wiedererkennen?«

»Also, ich weiß nicht.« Er strich sich über den Kopf. »Ich weiß nicht. Eher nein. Jedenfalls habe

ich ihn noch nie gesehen.«

»War er alt, war er jung?«

»Also mittel, würde ich mal sagen.«

»Hatte er dunkle Haare oder helle?«

»Also, eher dunkle.«

»Älter als dreißig? Jünger als dreißig?«

Rodenstock blieb hartnäckig.

»Brauchen Sie eine Brille für die Weitsicht?«, fragte ich. »Ja. Aber die hatte ich irgendwo hingelegt. Weiß nicht, wo.«

»Und Sie haben alle seine Kinder angerufen, und bei denen war er nicht.«

»Bei keinem«, nickte er. »Die kommen gleich alle, die müssen erst mal die eigenen Kinder versorgen.«

»Haben die Grachts denn das Wohnhaus abgeschlossen, als sie gefahren sind?«

»Ja, haben sie. Das ist aber auch komisch. Das Haus war abgeschlossen, die Scheune hier nicht.«

»Dann sehen wir uns das einmal an. Sie können uns ja führen.«

Also marschierten wir hinter Pitter her durch das Haus, ließen uns erklären, wie der Bau aufgeteilt war, besichtigten das Bad, das eheliche

Schlafzimmer, die alten Räume der Kinder, das schrecklich penible Wohnzimmer mit Möbeln, die so bedrückend wirkten wie uraltes Chorgestühl in Kirchen.

»Wissen Sie auch, wo die Kasse mit dem Bargeld stand?«, fragte ich.

»Ja, klar«, antwortete er. »Die war in der Küche in dem Backofen von dem alten Herd, den sie nicht mehr benutzten. Ihr braucht nicht nachzusehen, die ist weg.«

Rodenstock war pingelig, er ließ nicht einmal den Dachboden aus und scheuchte uns auch durch den Keller. Dann setzten wir uns in die Küche.

»Was hatte Günter denn an?«, fragte er.

»Also, wie immer. Den Blaumann und die Kappe auf dem Kopf.«

»Der Schlag, mit dem er getroffen wurde, war der kräftig, konnte man das sehen?«

»Ja, deutlich. Der Schlag war nicht von schlechten Eltern. Richtig mit Wucht.«

»Gut«, sagte ich. »Günter Gracht kriegt den Schlag ab, schreit vor Schmerzen, sitzt plötzlich auf dem Betonboden der Scheune und hält sich den linken Arm. Du brüllst los, der Unbekannte sieht dich,

zuckt zurück und ist dann verschwunden. Bitte, erinnere dich an diese Sekunde. Du musst das Gesicht gesehen haben. Wie sah das aus?«

Er schwieg sehr lange, dann sagte er leise: »Das Gesicht war schwarz.«

»Moment«, sagte Rodenstock schnell. »Heißt das, es war ein Schwarzer?«

»Nein, das nicht. Das Gesicht war schwarz, irgendwie ... angemalt.«

»Kann das eine Maske gewesen sein?«

»Nein, keine Maske. Irgendwie angeschmiert. So mit Schuhcreme oder so.«

»Ein Dschungelkrieger in der Eifel«, seufzte Rodenstock.

Pitter nickte lebhaft, er sagte: »Genauso wie man das manchmal im Fernsehen sieht, wenn sie Kriegsfilme zeigen.«

»Jetzt die Frage nach der Zeit«, fuhr ich fort. »Was schätzt du, wie viel Zeit vergangen ist, bis du in deinem Haus nach unten gerannt bist, über die Straße bis zum großen Holztor. Bis Gracht sagte: >alles paletti<?«

»Keine Ahnung. Ich bin ja alt, ich bin ja nicht mehr schnell.«

»Also mehr als ein paar Minuten?«, fragte ich weiter.

»Sicher mehr«, sagte er. »Und als Günter gesagt hat >alles paletti<, habe ich ja auch zuerst die Kinder angerufen und dann erst die Polizei. Also viele Minuten.«

»Und du hast keine Ahnung, wohin der Günter verschwunden ist?«

»Der kennt Gott und die Welt, der kann überall sein. Überall, sage ich.«

4. Kapitel

Wir nahmen den Weg über Drees nach Boos und dann strikt über Kelberg Richtung Gerolstein auf der B 410. Es regnete immer noch.

Rodenstock murmelte: »Ich hoffe, dass wir es nicht mit einem Geisteskranken zu tun haben.« Dann kramte er sein Telefon hervor und informierte Kischkewitz.

»Warst du eigentlich mal in diesem Betongebirge da oben?«, fragte Rodenstock.

»Ja, war ich. Es ist beängstigend groß, beängstigend nichtssagend mit einer Unmenge an

durchaus schönen schnellen Autos, an denen Schilder stehen, dass man die Dinger nicht berühren soll. Elektronische Spielereien *en masse*. 500-PS-Schlitten neben teuren Pullovern von Ferrari regen mich nicht an und nicht auf. Es sagt mir nichts, ist nicht meine Welt. Für mich stellt sich nur die Frage, wann Ferrari es satt hat, ein Geschäft zu betreiben, das in der Eifel eigentlich geradezu absurd wirkt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand hier mit Kind und Kegel anreist, nur um eine bestimmte Kappe zu kaufen, mit der er ohnehin sehr fremdartig wirkt, und die er notfalls auch im Internet kriegte. Du kennst das doch auch: Es ist nichts anderes als eine Anhäufung ziemlich billig wirkender Fangeschäfte mit jeweils einer Verkäuferin auf rund 500 Quadratmetern, die sich zu Tode langweilt und auch genauso aussieht. Der Nissan-Pavillon machte auf mich den Eindruck eines Sarglagers. Dass sie die Geschmacklosigkeit besaßen, eine Anhäufung von Bars und Restaurants gegenüber *Grüne Hölle* zu nennen, zeigt ihre innige Nähe zum Motorsport, finde ich. Das Ganze ist eine üble Abzocke. Aber die Disco soll beliebt sein, habe ich

gehört.«

Rodenstock lachte leise. »Ich nehme mal an, du magst den Ring sehr und willst nicht zusehen, wie er kaputtgemacht wird.« Er stupste mich am Arm.

»Gib es zu: Du magst den Ring, Baumeister!«

»Ja, sicher. Er ist alles in allem das letzte Refugium all derer, die gern schrauben und drehen und in den unmöglichsten Karren über die Piste rasen. Das wundersame Refugium all der ewig kleinen Jungen, die den Ring liebenswert machen. Und ausgerechnet denen drehen sie den Hahn zu. Es ist alles zehn Nummern zu groß geraten, zehn Nummern zu angeberisch.«

»Sie werben Junggesellencliquen für den Junggesellenabschied«, sagte Rodenstock. »Du zahlst pro Schnauze einen Zwanziger und darfst so viel saufen, wie du kannst. Es könnte sein, dass wir es mit einem völlig neuen Konzept eines europäischen Kulturhighlights zu tun bekommen.«

»Und wie heißt der neue wichtige Mann, ich meine, der Ersatzmann für diesen Walterscheid in der GmbH?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete er. »Ist aber wahrscheinlich auch nicht wichtig.«

»Ein böartiger Zeitgenosse hat behauptet, sie wollen einen Damm in eines der schmalen Seitentäler zur Ahr ziehen, die Schlucht dann volllaufen lassen und an den Strand Palmen setzen. Und das Wasser benutzen sie im Winter, um mit Schneekanonen die Eifel weiß zu machen.«

»Du bist böartig«, stellte er fest. »Engstirnig und schlecht gelaunt.«

»Nicht weiter verwunderlich, wenn man mit dir unterwegs ist.«

Dann schwiegen wir eine Weile, weil wir wahrscheinlich nicht entscheiden konnten, wie ernst unser Krach war. »Also, warum der Rollstuhl?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht, ich denke, ich bin am Ende der Leiter. Und er ist praktisch.«

»Aber du brauchst ihn nicht.«

»Das ist meine Sache.«

»Da hast du recht. Aber Emma lebt neben dir.«

»Was macht das für einen Unterschied?«, fragte er spitz. »Lass uns aufhören zu diskutieren. An der Stelle wirst du kindisch und rücksichtslos.«

»Wie der Herr will«, fauchte er.

Den Rest des Weges schwiegen wir, es war alles

gesagt.

Emma stand in der Tür, als der Wagen ausrollte. Sie sah beängstigend krank aus, bleich mit großen, leeren Augen. Sie trug Jeans zu einem schweren, grauen Pullover, und man sah, dass sie fror. »Hallo«, murmelte sie schwach.

»Da sind wir wieder«, murmelte Rodenstock und ging munter an ihr vorbei ins Haus.

»Was ist los?«, fragte ich. »Wieso bist du mitten in der Nacht von Brück hierher gerannt?«

»Ich hab mir eine Decke von dir umgehängt.«

Ich legte ihr eine Hand auf die Stirn. »Du hast Fieber.«

»Ja«, antwortete sie. »Es war einfach zu kalt und zu nass in der Nacht.«

»Wie viel Fieber?«

»39,5. Aber es ist schon besser.«

»Kommst du rein, es zieht so?«, fragte Rodenstock laut von irgendwoher aus dem Innern des Hauses.

»Leg dich ins Bett, ich schicke dir Frau Harbusch.«

»Wie ist er denn so?«, fragte sie flüsternd.

»Blöde«, antwortete ich. »Du kannst auch ein Bett bei mir haben.«

»Das möchte ich nicht«, sagte sie nach kurzem Besinnen.

»Gut, aber leg dich ins Bett. Du solltest nicht in eine Lungenentzündung rutschen.«

»Ich doch nicht«, sagte sie kläglich.

Ich fuhr nach Hause, ich sprach kurz mit der Ärztin Dorothea Harbusch, sie versprach mir, bei den Rodenstocks vorbeizuschauen.

Dann hockte ich in meinem Wohnzimmer, starrte lustlos auf die Terrasse hinaus und kraulte meinen Kater. Ich hatte nicht die geringste Lust auf irgendwelche Morde irgendwo in der Eifel. Es begann sanft zu schneien.

Mir war augenblicklich kalt, ich dachte an ein heißes Bad, dachte auch daran, ins Bett zu gehen, Herta Müllers *Atemschaukel* zu lesen und einfach zu warten auf das, was passieren würde. Aber es war noch vor elf Uhr, der Tag war neu und bleischwer, hatte gerade erst begonnen, und was sollte schon passieren hier am Arsch der Welt?

Ich hatte keine Ahnung, wie sehr ich mich täuschte. Ich konnte aber auch nicht wissen, dies zu meiner Verteidigung, wer da in Kürze bei mir auftauchen sollte.

Es muss ein Uhr mittags gewesen sein, als jemand klingelte. Ich ging zur Haustür und sah einem Mann ins Gesicht, dessen Kopf vollkommen von einer grauen Mähne bedeckt war. Es war nicht ersichtlich, ob es sich um einen Bart handelte oder eine wild wuchernde Matte auf dem Kopf. Ich würde sagen, er bestand oberhalb der Schulter im Wesentlichen aus eisgrauen Haaren mit weißen, dekorativen Strähnen darin. Er erinnerte mich an einen dieser Hunde, bei denen der Betrachter nicht genau weiß, wo vorne und hinten ist. Sein Aufzug war ähnlich. Das, worin er steckte, sah aus wie ein Jogginganzug, der ursprünglich einmal blau gewesen sein musste. Der weiße Dreifachstreifen war noch erkennbar. Dieser Anzug mündete unten in ein Paar schwarzer, schwerer Stiefel, die wahrscheinlich vor langer Zeit einmal einem stark rechtslastigen Menschen gehört haben mussten. Der Mann, der vor mir stand, hatte sie mit einer hellen, einfachen Paketkordel zugeschnürt, was durchaus modisch wirkte. Er trug zwei prall gefüllte Plastiktüten in der Rechten, die Linke baumelte frei und war geschützt von einem

fingerlosen Wollhandschuh, der einmal rot gewesen sein musste, jetzt aber nur löchrig war und nicht mehr geeignet, dem November zu trotzen.

»Ich bin der Werner«, sagte er krächzend.

Ich erwiderte: »Aha!« und drehte mich dann um, weil ich kein Geld in der Tasche hatte und schnell welches holen wollte.

»Ich bin der Werner«, wiederholte er eigensinnig.

Ich drehte mich zurück. »Und du bist unterwegs und bittest um ein paar Münzen?«

»Aber ... ich bin der Werner!«, beharrte er. Seine Augen waren hellblau und wirkten sehr ruhig. Vielleicht lächelte er, vielleicht nicht, das war bei all dem Haarwust nicht genau zu erkennen.

»Hör zu«, erklärte ich. »Ich bin ein viel beschäftigter Mensch, ich gebe dir jetzt einen Fünfer, und du kannst in aller Ruhe weiterziehen. Einverstanden?«

»Ach, Junge!«, sagte er gelangweilt. »Du hast immer noch die alten Sprüche drauf.«

Das wirkte wie ein Schock, kroch mir schnell über den Rücken. »Werner? München? Du bist Werner? *Der* Werner?«

»Der Werner bin ich«, sagte er und senkte ein wenig den Kopf, als schäme er sich.

»Sag das doch gleich. Das muss fünfundzwanzig Jahre her sein. Komm rein, komm rein!«

»Na, ja«, erwiderte er und sah an sich hinunter.

»Das kriegen wir alles wieder hin!«, erklärte ich fest und feierlich. »Komm, Junge, red nicht rum, komm rein!«

Dann stand er in der Tür zu meinem Wohnzimmer, starrte auf die Sitzlandschaft und stellte resigniert fest: »Das würde ich dir aber versauen, und das tue ich nicht. Hast du nicht irgendwo einen ganz normalen Stuhl?«

»Ja, klar. In der Küche. Wie kommst du hierher?«

»Zu Fuß«, sagte er.

»Zu Fuß? Und woher zu Fuß?«

»Aus Koblenz, Junge. Wie geht es dir? Dir muss es gut gehen. Komisch, wenn ich an dich denke, denke ich immer an eine Frau und zwei, drei Kinder.« Er setzte sich auf einen Stuhl.

»Es irrt der Mensch ...«, murmelte ich. »Willst du einen Kaffee? Einen Tee? Eine Apfelschorle? Ein Wasser? Ein Bier? Nein, Bier habe ich nicht. Hast du Hunger? Zigaretten? Eine Zigarre?«

»Du lieber Himmel!« Jetzt lächelte er tatsächlich, jetzt war das zu erkennen. Und er lächelte wohl über meinen Eifer.

»Wie lange bist du denn unterwegs von Koblenz bis hierher?«

»Drei, nein, vier Tage. Ich habe schon gedacht, ich komme niemals hier an. Das ist ja hier am Ende der Welt. Wie kannst du hier überhaupt leben? Du bist doch eine Stadtpflanze.«

»Also, was? Was zu trinken?«

»Ja, wäre schön. Ein Glas Wasser und vielleicht ein Stück Brot, nur Brot?«

»Ich lebe hier freiwillig«, erklärte ich nicht ohne Pathos. »Ich bin hier zu Hause, ich will hier auch beerdigt werden. Liebenswerte Leute, wunderbare Landschaft. Ich setz mal einen Kaffee auf. Wie ist es dir denn ergangen in all den Jahren?«

»Ich bin gescheitert«, sagte er nach kurzem Überlegen. »Am Leben gescheitert. Ich lebe auf der Straße, ich bin ein Penner.« Irgendetwas erheiterte ihn an der eigenen Aussage. »Ich bin das ganz freiwillig, muss ich betonen, mir macht das sogar Spaß. Aber eher im Sommer.«

»Und wie lange lebst du schon so?«

»Fünfzehn Jahre«, gab er Auskunft. »Anfangs immer mit den Weinlesen, Südfrankreich und Spanien, auch schon mal die Mosel oder Baden und so. Aber dann wurde das behördlich reglementiert, und man kriegte keine Jobs mehr. Manchmal eine Frau, das klappte noch für ein paar Nächte. Kann ich mir mal irgendwo die Hände waschen?«

»Ja, klar. Gleich nebenan ist ein Bad.«

Er stand auf und ging an mir vorbei.

Er stank ganz unbeschreiblich, nach was genau, wollte ich lieber nicht wissen. Wahrscheinlich nach jedem Kilometer, den er seit Koblenz hinter sich gebracht hatte. Noch wahrscheinlicher nach all den tausenden Kilometern, die er umhergeirrt war, auf seiner unermüdlichen Suche nach einer besseren Welt.

Ich spürte plötzlich ein absurdes, verrücktes Gefühl: Ich war stolz auf ihn.

Werner.

Mir fiel auf, dass ich seinen Hausnamen nicht mehr wusste. Aber das war wohl egal. Er war so alt wie ich, also kurz vor der Fünfzig. Ich erinnerte mich schmerzlich deutlich an sein lachendes

Gesicht, wenn er in seinem offenen Porsche übermütig durch München raste. Oder an das unverschämte Strahlen in seinem Gesicht, wenn er neben der Frau stand, die er unbedingt haben wollte, heiraten wollte, schwängern wollte. Wie hieß sie eigentlich? Ich wusste es nicht mehr, ich wusste nur noch: Er hatte sie gekriegt und gleich darauf wieder verloren. Hatten sie eigentlich Kinder? Hoffentlich nicht.

Dann Werner, der Stylist, der Grafiker, der Fachmann für Schriften, der Mann, der es liebte, Bücher zu machen, der Büchern ihr Gesicht gab. Ich glaube nicht, dass es in München damals jemanden gab, der so genial wie Werner mit Schriften und Grafik umgehen konnte. Und seine ungeheure Verachtung für Leute, die plötzlich mit einem Computer umgehen konnten und sich Designer nannten! Firmen schossen wie Unkraut aus dem Boden. Wir machen Ihnen Ihr Logo, wir gestalten Ihren Namen, wir entwerfen Sie, wir stylen Sie, wir machen Sie garantiert völlig neu!

Werner sagte voller Verachtung, da komme tonnenweise die reine Mittelmäßigkeit! Der Computerscheiß sei Schrott, er investiere in

ehrliche Schriften, er wolle Setzkästen haben! Dann kaufte er für mehr als zwei Millionen Mark eine komplette Druckerei, die zum Verkauf stand. Jetzt hatte er mehr als vierhundert Schrifttypen, mehr als achthundert gefüllte Setzkästen. Er war in seinem Himmel angekommen.

Dort blieb er allein, weil jeder Computerfreak viertausend Schriften in seinen Programmen hatte und behauptete, er könne damit meisterlich umgehen. Mein Werner verreckte ganz langsam, aus dem Porsche wurde ein VW, die Traumfrau verschwand, er hockte nicht mehr in seinen geliebten Schwabinger Kneipen, er wurde nervös und fahrig, und es geschah, dass er sich zwanzig Mark pumppte, weil er etwas zu essen brauchte. Die Druckerei verschwand, noch ehe er sie richtig in Betrieb nehmen konnte.

Und plötzlich erinnerte ich mich an das letzte Mal, als ich ihn in München sah: Da hockte er an der Münchner Freiheit an einem der öffentlichen Schachplätze und starrte ins Leere. Er war so betrunken oder bekifft oder beides und Schlimmeres, dass er mich nicht einmal mehr erkannte.

Mit den Worten: »Ich rieche ja wie ein Mufflon« kam er aus dem Bad zurück und war sichtlich verlegen.

»Ich weiß nicht, wie Mufflons riechen, aber du könntest baden«, sagte ich.

»Ja, aber ich will nicht stören. Und deine Leute ...«

»Ich habe keine Leute. Da ist nur ein Kater. Wir haben zweihundert Quadratmeter für uns allein. Geh baden, ich lege dir ein paar Klamotten von mir raus. Was da in den Plastiktüten ist, lassen wir besser verschwinden, oder?«

»Kann eigentlich alles weg. Außer Zarathustra.«

»Du schleppst Nietzsche mit dir rum?«

»Ja. Eine Ausgabe von 1936. Gehörte mal meinem Vater. Er hat an manchen Stellen Bemerkungen an den Rand geschrieben. Er muss damals ziemlich auf Zack gewesen sein. Er hat mir nie davon erzählt.«

»Ich will nur noch die Antwort auf eine Frage: Warum kommst du zu mir?«

»Wegen der Sache mit Ortrud«, antwortete er.

»Und dann noch in der Hoffnung auf ein Bett.« Er sah mich ganz ruhig an. In seinen Augen lag die Gewissheit, dass ich auch ablehnen könnte und er

weiterziehen müsste.

»Geh baden«, sagte ich. »Ortrud hieß sie also. Ich erinnere mich, dass sie schön war. Was meinst du, kannst du Badewasser ertragen?« Ich dachte erstaunt: Merkwürdig, wie einfach das alles mit ihm ist.

»Das geht eigentlich nicht«, sagte er schnell.

»Was soll das heißen?«

»Das geht wirklich nicht. Ich bin ... ich habe Läuse. Oh, Scheiße, ich versaue dir das ganze Haus.«

»Ich bin der professionellste Läusejäger der Eifel.« Er schwieg eine Weile und murmelte dann: »Ich habe gar nicht mehr nachgedacht, ich wollte nur einfach hierher.« Er war hilflos bemüht, das Thema zu wechseln. »Und du? Was treibst du denn so?«

»Ich bin, was ich war, ein Journalist. Meistens jedenfalls. Ich erinnere mich, dass du immer autoverrückt warst und Amischlitten gesammelt hast. Es gab einen Cadillac, der rosafarben war, mit weißen Ledersitzen. Ich konnte das Ding nie anschauen, ich dachte immer, mir wird schlecht, wenn ich da drin sitze ...«

»Der war original von Elvis Presley«, murmelte er.
»Aus dem Nachlass gekauft. Und ich bin damit
über den Nürburgring gebrettert.«

»Da kannst du mir vielleicht helfen. Ich habe diese
Karre immer das Bonbon genannt, und du hast so
einen merkwürdigen Sherlock-Holmes-Hut
getragen, wenn du da drin gesessen hast. Statt
Pfeife eine dicke Zigarre. Du warst vollkommen
bekloppt, du warst einfach nicht von dieser Welt.
Jetzt geh baden, Junge, und ich besorge ein paar
Kleinigkeiten.«

»Wenn du ein Stück Brot für mich hättest...«

Er verschwand ins Bad, nachdem er mir seine
Plastiktüten vermacht und ein Stück trockenes Brot
gegessen hatte. Die wahrhaftig stinkenden
Plastiktüten warf ich in die Mülltonne und hoffte,
dass der Eifelnovember damit gründlich aufräumen
würde. Das Buch von Nietzsche fischte ich vorher
heraus. Es war eine vollkommen zerlesene
Ausgabe, viele Seiten lose, einige fehlten schon,
der Leinentitel hatte keine Rückseite mehr.

Ich nahm einen Elektrorasierer und legte den vor
die Badezimmertür. »Sämtliche Haare müssen
runter. Sämtliche!«, brüllte ich.

Dann begann es zu schneien.

Ich beeilte mich, ich fuhr zur Marienapotheke in Daun und fragte Sarah Schmitz: »Habt ihr was gegen Läuse?«

»Ja«, nickte sie. »Wir haben da *Goldgeist*. Damit werden die Haare gewaschen. Dann muss das ein paar Stunden einwirken, dann ist alles tot. Das riecht aber ein bisschen streng.«

»Sonst noch was?«

»Es gibt Sprays, aber die sind nicht so gut und gründlich.«

»Dann davon auch ein paar.« Sie sah mich etwas verunsichert an. »Ein paar?«

»Na ja, ein, zwei«, sagte ich und machte mich mit den Sachen wieder auf den Heimweg.

Es war ganz erstaunlich, wie sehr sich der Tag gewandelt hatte, seit Werner gekommen war. Das Leben lächelte mir wieder. Ich fuhr auf einen Parkplatz, ich schob eine CD mit Frank Sinatra in den Spieler, ich stopfte mir bedächtig eine Crown 200 von Poul Winslow und hörte *My way* und all die alten Nummern, die mich an verrückte Jahre erinnerten und an das irre Tempo, das wir gelebt

hatten, Werner und ich.

Er war noch immer im Bad. Er sang im Bassbariton irgendeine schmalzige, amerikanische Melodie. Ich ging hinein und gab ihm meine Ausbeute aus der Apotheke.

Er war jetzt nichts als ein langes, schmales Elend. Die Rippen stachen hervor, als habe er über Monate gehungert. Sein Gesicht war schmal und hohlwangig, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Seine Haar- und Bartpracht war nichts anderes mehr als eine unansehnliche graue, strähnige Matte.

»Deine Drecksklamotten nehme ich mal mit. Hier hast du alles an Klamotten, was du brauchst, Unterwäsche, Jeans, Strümpfe, Pullover, Schuhe und so weiter. Und das Zeug der Haarwäsche musst du jetzt eine gute Stunde aushalten. Auch an den Eiern. Erst dann sind deine Gasttiere tot.«

»Das ist schon das dritte Wasser«, sagte er verblüfft. »Und es ist immer noch dreckig. Und ich hatte Filzläuse, und es juckte wie irre. Und mich würde interessieren, ob in Zermüllen der Steffen Groß immer noch seine KFZ-Werkstatt hat.«

»Das weiß ich nicht, aber das können wir

feststellen. Was ist mit dem?«

»Wir haben ihn den Motorflüsterer genannt. Der hat mir mal einen alten Ford Mustang aufgebaut. Na ja, ist lange her, ewig lange. Vielleicht lebt er ja gar nicht mehr.«

»Wir haben einen ganz frischen Mord da oben«, sagte ich. »Davon kann ich dir erzählen. Rein automobilistisch betrachtet bin ich aber eine Niete.«

»Mord am Nürburgring?«, fragte er verblüfft.

»Wieso Mord?«

»Du wirst den Ring nicht wiedererkennen«, versprach ich ihm. »Also, los in das vierte Wasser. Was hältst du von Bratkartoffeln mit Spiegeleiern?«

»Das passt«, sagte er und grinste.

»Eine Frage hätte ich noch, bevor ich das einzige Gericht mache, das ich kann. Wenn jemand von Koblenz hierher vier Tage unterwegs ist, wo schläft er dann nachts?«

»Gute Frage«, murmelte Werner. »Das kommt drauf an, wie du ziehst, also, welche Wege du nimmst. Ich bin erst mal drei Tage lang die Mosel rauf. Und da gibt es mitten im Kern der Weinorte

meistens so was wie ein Bushäuschen. Oder es gibt eine kleine Bankfiliale, die im Keller die Heizung hat und die Abwärme nach oben durch ein Gitterrost schickt. Da kann man ein paar Stunden liegen. Aber du musst aufpassen, dass du nicht zu lange schläfst. Sonst kann es sein, dass du erfrierst. Kälte macht müde. Hier in den Gegenden gibt es immer kleine Schuppen in den Feldern. Da kannst du dem Wind ausweichen. Und du musst vor allem den Menschen ausweichen, klar. Und dann noch den Bullen.«

»Was hättest du denn gemacht, wenn ich nicht zu Hause gewesen wäre?«

»Gewartet. Dein Wohnzimmer liegt genau über der Heizung im Keller. Und da geht die Abluft durch einen Gitterrost auf der Giebelseite. Ziemlich warm da.« Er lächelte. »Ach, du lieber mein Vater«, sagte ich.

Richtig gute Bratkartoffeln macht man aus rohen Kartoffeln mit hochwertigem Eifelschinken vom Meister aller Schinken namens Otten in Strohn. Und genau das nahm ich mir ernsthaft vor. Ich war mit dem Schälen vielleicht bei der vierten

Kartoffel angelangt, als draußen ein Taxi auf den Hof rollte und hupte. Dann stiegen zwei Figuren aus und bewegten sich zum Kofferraum. Erst dann sah ich meine Sicherheit bedroht, ging an die Haustür und öffnete. Ich war ganz sicher, dass ich niemanden erwartete.

Es war 16 Uhr, und es dunkelte schon wieder. Es schneite inzwischen etwas heftiger, im Schein der Hoflampe sahen die wirbelnden Hocken sehr lustig aus. Es waren eindeutig ein Mann und eine Frau, und der Mann lud Koffer um Koffer aus dem Kofferraum und stellte sie ordentlich nebeneinander auf. Es waren ihrer fünf.

»Das kann nur ein Irrtum sein«, eröffnete ich das Gespräch höflich.

»Oh, Baumeister!«, hauchte die Frau, rannte um die Koffer herum und fiel mir um den Hals.

»Jennifer? Jennifer etwa? Aus Sao Paulo?«

»Ich bin's!« Sie heulte, sie heulte Rotz und Wasser. Und das sehr farbige, dünne Etwas, das wahrscheinlich ein Mantel sein sollte, war entschieden zu dürrtig, selbst für Sao Paulo. Und selbstverständlich High Heels und Designer-Jeans.

»Das macht dann 106,40 Euro«, murmelte der

Mann.

»Moment mal«, nickte ich. Es war sehr schwierig, mich aus dem Klammergriff zu befreien. Aber es gelang. Jennifer heulte nahtlos weiter, während ich das Taxi bezahlte und der Fahrer mir eine Quittung ausstellte.

»Die ist schwer im Eimer!«, teilte er vertraulich mit.

»Das hört sich so an«, gab ich diplomatisch zurück. »Gute Heimreise.«

Dann stupste ich Jennifer durch die Haustür, führte sie behutsam in mein Wohnzimmer, platzierte sie auf der Couch und sagte: »Moment noch!«

Ich schleppte die fünf Koffer ins Haus.

Als ich ihr danach gegenüber saß, fragte ich: »Also, warum heulst du so?«

»Weil ich alles kaputtgemacht habe«, sagte sie und schniefte gründlich in ein Taschentuch. »Was hast du denn kaputtgemacht?«

»Alles. Meine Ehe und so.«

»Kannst du das denn nicht genießen, ich meine, man könnte sich darüber doch auch freuen, oder?«

»Ach, Baumeister!«

»Und warum kommst du zu mir und nicht zu

deiner Tante Emma in Heyroth?«

»Ich wollte erst mal mir dir sprechen.«

»Aber ich bin ein Lüstling und ein Macho. Mit mir kannst du nichts bereden.«

Sie starrte mich an. Erst kam ein Lächeln, dann wurde ein Lachen daraus, und schließlich lachte sie lauthals und verprügelte mit beiden Fäusten meinen Couchtisch. An diesem Punkt wurde sie zu einer gefährlichen Mischung.

Das dauerte eine Weile und ich holte mir die Kartoffeln aus der Küche, um sie fertig zu schälen.

»Dann sag mir mal, was passiert ist.«

»Ich müsste vielleicht erst mal pinkeln«, sagte sie.

»Im ersten Stock. Hier unten ist belegt.«

»Eine Frau?«, fragte sie leicht schrill mit äußerster Spannung. »Hast du jetzt etwa eine Frau, Baumeister?«

»Ein alter Kumpel aus einem anderen Leben«, sagte ich. »Also, wir zwei haben uns jetzt zweieinhalb Jahre nicht gesehen. Du hast geheiratet, wahrscheinlich irgendwen, der reich ist und der deinen Eltern gefällt. Und jetzt hast du ihm in den Hintern getreten und bist Hals über Kopf abgehauen. Richtig, bis dahin?«

»Nein, nein, oh, nicht so, es war ganz anders.« Sie hatte einen gequälten Gesichtsausdruck. »Also, ich weiß nicht genau ... Was habt ihr denn hier heute für einen Wochentag?«

»Es ist Donnerstag«, sagte ich.

»Dann würde ich eigentlich heute heiraten.«

»Und Emma hat dir geraten, einfach abzuhauen?«

»Nicht so wörtlich. Sie hat gesagt, ich solle erst mal bei dir unterkriechen. Damit sie sagen kann, sie weiß nicht, wo ich bin. Kann ich jetzt für kleine Mädchen?«

War sie vierunddreißig oder sechsunddreißig? Ich wusste es nicht, und wahrscheinlich spielte es auch keine Rolle. Dass Emma sie ziemlich hinterhältig zu mir geschickt hatte, konnte ich als weibliche Raffinesse verbuchen, aber sie war jetzt bereits der zweite am Leben Leidende in meinem Haus. Ein ausgemergelter Penner und eine aufgedrehte, völlig verrückte Millionenerbin aus Südamerika konnten eine ganze Serie von zwischenmenschlichen Katastrophen auslösen. Aber ich will ehrlich sein: Ein bisschen Spaß erhoffte ich mir auch.

Kurz: Das Leben hatte mich wieder.

Sie kam herein und erklärte übergangslos: »Ich

habe nur das Nötigste eingepackt. Und ich bin über Miami hergeflogen, damit man mich nicht verfolgen kann.«

»Wer soll dich denn verfolgen?«

»Papi natürlich.«

»Natürlich. Und der Kerl war ein gläubiger Jude?«

»Jude jedenfalls. Das ist ja auch okay. Und er hat Schmonzes abgelassen! Das kannst du dir nicht vorstellen!«

Die Tür öffnete sich, und ein vollkommen nackter Werner rührte in hellem Erstaunen: »Dein Badezimmer stinkt jetzt vielleicht!« Er war die Inkarnation eines menschlichen Gerippes, auf dem Kopf trug er eine Schaumkrone, an den Eiern ebenfalls. Er entdeckte die Schöne auf meinem Sofa, sagte kein Wort, sondern hielt sich beide Hände vor sein Gemächt und strahlte sie an. Dann drehte er sich um und entschwand.

»Das war Werner«, sagte ich.

»Werner«, nickte sie sehr ernst und nachdenklich.

»Welche Nachteile hatte denn dein neuer Kerl?«

»Er war irgendwie süß. Er hatte so eine runde, kleine Brille auf der Nase und brachte einfach jeden zum Lachen. Also, rein altersmäßig hätte das

schon gepasst, aber es war ausgemacht, dass wir in Rio bei seinen Eltern leben würden.«

»Ja, und?«

»In Rio kann man nun wirklich nicht leben«, erklärte sie fast verächtlich. Dann sah sie mich konzentriert an und fragte: »Was ist bei Tante Emma los?«

»Die Schwierigkeit ist, dass Rodenstock nach der Operation zu der festen Überzeugung gelangte, dass er bald sterben muss. Und also ist er schwierig, und Emma leidet. Rodenstock spielt eine richtig wüste Zicke, und er ist der Meinung, dass niemand ihn versteht.«

»Mich versteht auch keiner. Aber das gibt sich.«

»Wie hieß er denn, der Traummann?«

»Joshua. Aber das ist nicht das Schlimmste. Er hat so krasse Eltern, die sein Leben lang verhindert haben, dass er erwachsen wird. Und ich wette, er wollte mich gar nicht. Er hat nur so rumgespielt. Einmal habe ich mit ihm geschlafen, es war die Begegnung der dritten Art. Er war so heftig wie ein Kühlfach. Und er hat mir dabei seine Meinung gesagt, dass nämlich die ganze Welt die Sexualität hoffnungslos überschätzt. Seine Gesamterregung -

gibt es so was? - dauerte alles in allem zehn Sekunden.«

»So was kann man wirklich nicht heiraten«, sagte ich. »Na gut, du nimmst das Dachgeschoss. Werner schläft im Gästezimmer.« Meine Kartoffeln waren geschält.

»Ich will dich und Werner aber nicht stören.«

»Du störst ja gar nicht. Herzlich willkommen.«

Sie starrte mich an und begann übergangslos zu weinen. »Das habe ich so sehr gehofft.«

»Du brauchst viel Butter«, erklärte ich. »Butter ist gut für die Nerven. Falls es dich in den nächsten Tagen juckt, dann sag es ruhig. Dann sind das Läuse.«

»Was sind Leise?«

»Das sage ich dir dann schon. Jetzt schleppst du deine Koffer nach oben und machst dich frisch. Es gibt Bratkartoffeln mit Spiegelei.«

Sie huschte hinaus, sie begann ihre Koffer zu schleppen, in meinen Mauern brauste das Leben.

5. Kapitel

Die Schwierigkeit bei Bratkartoffeln aus frischen

Erdfrüchten ist die unbedingte Notwendigkeit, die Kartoffeln in sehr dünne Scheiben zu schneiden. Ich war bei diesem Vorhaben schon sehr weit gekommen, als das Telefon sich meldete.

»Hör zu«, erklärte Rodenstock dumpf. »In dem neuen Feriendorf in Drees, das die Nürburgring GmbH gebaut hat, sind heute fröhliche Gäste angekommen, und ich will dich bitten, dir diese Gäste anzuschauen. Du müsstest nur dorthin fahren, sie identifizieren und natürlich fotografieren. Es sind Zuhälter und Sicherheitsleute aus Frankfurt/Main, wahrscheinlich alle bewaffnet. Nach meinen Kenntnissen sind dort etwa sechzig bis einhundert Jahre Knast versammelt. Es sind sechs Männer, und sie haben vier Häuser gemietet, von heute an auf vier Tage. Wir haben jetzt 16 Uhr. Nach meinen Informationen sind sie um 14 Uhr mit sechs PKW eingetroffen. Kannst du das für mich machen? Natürlich bezahle ich dich.«

»Was tust du?«

»Ich bezahle dich«, erklärte er hoheitsvoll. »Du musst ja auch von irgendetwas leben.«

»Es ist erstaunlich, dass du mich noch mit meinem

Vornamen anredest. Von Bezahlung haben wir beide noch nie gesprochen.«

»1000 Euro. Es reichen drei Fotografien, drei von den Männern.«

»Will die Mordkommission das haben?«

»Ja, natürlich. Kannst du das machen?«

»Wie geht es Emma?«

»Schlecht. Sie hat eine leichte Lungenentzündung. Du hast im Übrigen eine Ärztin eingebunden, über deren Besuch ich vorher nicht informiert wurde. Ich möchte in jedem Fall gefragt werden.«

»Entschuldige, dass ich mir Sorgen um deine Frau gemacht habe. Ich werde versuchen, mir das abzugewöhnen. Ich werde nach Drees fahren und mir das Terrain ansehen. Dann entscheide ich, ob ich dir helfe. Hast du die Namen der Männer?«

»Ich habe nur einen Namen. Der Chef der Männer heißt Jobst Merker, ist zweiundfünfzig Jahre alt, gibt als Beruf Gastwirt und freier Unternehmer an, ist an etwa vierzig Bordellen in ganz Deutschland beteiligt. Er hat als Einziger keine Vorstrafen, neigt bei Alkoholgenuss allerdings zu spontaner Gewalt, hält sich bei harten Auseinandersetzungen im Geschäft aber grundsätzlich raus, schickt immer

seine Leute vor.«

»Von dem gibt es doch garantiert Fotos.«

»Jede Menge, aber keine Fotos aus dem Feriendorf Drees am Nürburgring.«

»Grüß deine Frau, bitte.«

Ich legte auf, ich verstand ihn nicht, ich war stinksauer, und ich hoffte, seine Verwirrung würde bald vorbei sein. Aber ich spürte auch, wie wichtig mir seine Freundschaft war, selbst dann, wenn er ständig um sich schlug.

Ich hörte auf, weiter an meinen Bratkartoffeln zu schnitzen und legte sie in kaltes Wasser, damit sie frisch blieben. Denn mein Rodenstock-Auftrag musste sofort erledigt werden, eine Stunde später würde es dunkel werden.

Werner tauchte frisch gewandet auf und fragte: »Wer war denn diese Schöne?« Er hatte zwar meine Größe, aber nicht meinen Bauch. Und alle meine Klamotten an ihm schlackerten um sein Gerippe, als seien sie daran aufgehängt.

»Sie wird hier schlafen. Sie heißt Jennifer. Kommt aus Südamerika. Und nein, ich habe nichts mit ihr. Hast du Lust, mich zu begleiten?«

»Aber ja«, sagte er.

Ich legte Jennifer einen Zettel auf den Tisch, dass wir bald wieder zurück sein würden, packte meinen Koffer mit den Nikons, und wir starteten.

»Die ist richtig schön«, sagte Werner im Auto.
»Hast du so was häufiger im Haus?«

»Nein. Ich erklär dir das.« Ich berichtete von Emma und Rodenstock, von Emmas zahlreicher Verwandtschaft auf diesem Planeten und ein wenig von den vergangenen fünfundzwanzig Jahren. Wir hatten Kelberg schon durchquert, als ich damit fertig war.

»Und jetzt fotografieren wir Zuhälter, Waffenträger und ihren Chef.«

»Aha«, sagte er. »Dann machen wir das mal. Und diese Verbrechen?«

»Da kann ich nur Opfer und Tatorte schildern. Mehr weiß ich noch nicht.«

Mit Genuss fuhr ich in Höhe des neuen Nürburgrings ganz langsam, und Werner bemerkte andächtig: »Das ist ja irre, das sieht ja wie Science-Fiction aus.«

»Ist es nicht, bisher ist es nur gepumpt.«
»Wie kann man denn so was pumpen?«

»Man baut es blitzschnell mit Landesmitteln für über 350 Millionen Euro, versichert der Öffentlichkeit, dass private Investoren zuhauf zuschlagen, und dann bleibt der Landesregierung am Ende nur noch die Möglichkeit, die Anlagen zu verpumpen, weil kein Investor auf der ganzen Welt auch nur den Hauch von Interesse zeigt.«

Mein kluger Werner folgerte: »Davon verstehe ich eine Menge.« Dann starrte er mich intensiv von der Seite an und setzte hinzu: »Sag mal, das klingt, als habe man das mit Absicht so gemacht.«

»Auf die Idee sind schon andere gekommen. Dann solltest du vielleicht die Nürburgring GmbH beraten. Mit Beratern haben sie gute Erfahrungen gemacht.«

»Dann brauchen Sie mich nicht mehr.«

»Du bist dann aber der vierhunderteinundzwanzigste gut dotierte Berater.«

»Du willst mich verscheißern.«

»Will ich nicht.«

»Ich hatte immer schon den falschen Beruf.«

Als wir die Siedlung im Hang über Drees vor uns sahen, erklärte ich ihm: »Du bleibst einfach im Wagen. Ich melde mich an, ich bin Journalist, ich

will fotografieren.«

»Warum kommen Zuhälter hierher, um zu feiern?«, fragte er etwas verstört.

»Weil sie hier die Sau rauslassen können. Niemand stört sie.«

»Aber das ist doch ein Trugschluss. In der Großstadt werden sie gewöhnlich übersehen, aber niemals hier.«

»Sieh an, der kluge Werner. Du bist ab sofort Anwarter auf das Eifel-Verdienstkreuz. Ich nehme an, du hast kein Geld in der Tasche?«

»Doch. 6,40 Euro.«

»Dann nimm diese Scheine hier. Und sag jetzt nicht: Ich kann das nicht annehmen.«

»Doch, das kann ich«, murmelte er tapfer.

Ich parkte vor dem Zentralgebäude mit dem Empfang, legte einen neuen Chip in die Kamera, setzte ein 200er Rohr auf, um auf alle Wechselfälle des Lebens vorbereitet zu sein, und marschierte in die Lobby.

Drei Frauen und ein Mann arbeiteten hinter dem Tresen. Rechtsaußen in dieser Phalanx stand ein schmales, junges Mädchen mit langen, blonden Haaren. Sie litt offensichtlich darunter, dass sie ein

Gebiss wie Roger Rabbit hatte, und sie wirkte naiv und duldsam, fast keusch. Ich wählte sie aus.

»Ich bin Siggi Baumeister, ich bin Journalist, ich würde gern ein paar Außenaufnahmen von der Anlage machen, nichts Besonderes.«

»Dann müssten Sie aber oben am Ring in unsere Marketingabteilung gehen. Die sind zuständig, wir nicht.«

»Das ist ja dumm«, sagte ich. »Da oben ist niemand. Da war ich schon. Ich brauche keine Aufnahmen von Ihren Gästen, ich brauche eine Aufnahme von den Fronten der kleinen Straßen mit den Häusern daran.«

»Ah ja«, nickte sie. »Das mag schon sein, aber so ist es nun mal geregelt, und ich kann nichts daran ändern.«

Ich hörte von links ein nur mühsam unterdrücktes Lachen ihrer Kollegen, die anscheinend kurz davor waren, loszuprusten, und die sich königlich über etwas amüsierten, das ich nicht begriff. Eine Frau sagte ohne Atem: »Die holen sich doch den Tod!« Der Mann konterte: »Das hat uns aber egal zu sein. Sie sind Gäste.«

»Verstehe ich da etwas nicht?«, fragte ich die

Blonde vor mir.

»Oh, nein, oh, nein«, reagierte sie schnell. »Das sind nur Gäste, die sich irgendwie komisch benehmen.« Dann wurde sie streng. »Bei uns ist der Gast König!«

»Sieh mal an. Und was treiben die Könige so?«

Der Mund vor mir wurde schmal und sehr breit. Dann patschte sie mit beiden Händen auf die Tischplatte, nahm Anlauf und riss den Mund auf: Sie begann schallend zu lachen, wobei sie mit beiden Händen die Tischplatte bearbeitete. Sehr plötzlich war sie weder keusch noch duldsam.

»Also muss ich noch einmal zur Marketingabteilung?«, unterbrach ich sie sachlich.

»Dann kriegen Sie einen Ausweis und dürfen rein«, presste sie hervor. Den Satz entrang sie sich mühsam, das Leben war einfach viel zu schön und viel zu aufregend. Wieder lachte sie mitsamt ihren Kollegen, und sie hatten alle Tränen in den Augen. Ich ging hinaus und wandte mich direkt nach rechts auf das schmale Asphaltband, das in die Anlage führte. Von Seiten der Hotellerie war eindeutig Gutes und Geschmackvolles geleistet worden. Hundert Häuser, das wusste ich, und

ungefähr fünfhundert Betten, ideal für Familien mit kleinen Kindern, bei denen Papa und Mama auch mal Kinderpause machen wollten. Mit allen möglichen segensreichen Einrichtungen für die Kids, vom Baumhaus bis zum Kindergarten. Ganz im Stil der *Gated Communities* in den USA war die Anlage, fast fünf Hektar groß, von einem hohen Zaun umgeben. Gott sei Dank fehlte die private Polizeitruppe.

Es schneite wieder und diesmal intensiver. Ich sah Werner in meinem Auto hocken und neugierig zu mir herüberstarren. Ich zeigte auf den Durchlass, und deutlich erkennbar nickte er.

Dann bog ich um die Ecke.

Es war ohne Zweifel ein seltsames, sehr heiteres Bild: Vier splitternackte Männer tollten auf dem verschneiten Rasen herum und jagten drei ebenso nackte Frauen vor sich her, die in höchsten Tönen kreischten und sich alle paar Meter auf die weiße Unterlage warfen und dann mit Händen und Beinen strampelten, als ginge es um ihr Leben. Eine der Frauen sagte in eine Sekundenstille mit tiefem, angenehmem Alt: »Das ist ganz schön kalt an den Möpsen!«

Bei so viel Lebensfreude wurde mir richtig wohl, und ich begann zu fotografieren.

Erst das Teleobjektiv machte mir klar, dass es sich bei den Frauen um eindeutig schöne Exemplare handelte, sie trugen ein Make-up edelster Güte, waren allerdings nicht ganz so dürr wie Berufsmodels und hatten richtige Oberarme und richtige Beine, keine ausgezehrten Stöckchen. Und sie waren naiv und lauthals voll Freude und kündeten von ihrer Berufung. Eine schrie: »Dein Fitzliputzi gibt bei Schnee auf, du kleiner Wichser!« oder, eine schön erarbeitete Variante: »Schmeiß dem Jonny mal einen Schneeball auf seinen Händler!« Wildes Gelächter. Und ihre Autos standen alle brav vor ihren Häuschen und zeigten mir ihre Zulassungsnummern.

Aus dem Haus links von ihnen tauchte ein weiterer Nackter auf und hatte drei sehr große Flaschen in den Händen. Eindeutig Sekt oder Ähnliches, wahrscheinlich Siegerpullen von Moët & Chandon, stilecht, zeitgemäß und passend zum Ambiente. Und er war eindeutig der Älteste von allen, durchaus schon zweiundfünfzig. Und er stand für mich und meine Kamera mitsamt dem Tablett äußerst

günstig.

Dann kam von rechts ein älteres Paar, vielleicht sechzig Jahre alt. Die Frau jammerte in höchsten Tönen: »Das müssen unsere Enkel wahrhaftig nicht sehen. Das nicht!« Und ihr sehr rundlicher Ehemann dackelte hinter ihr her und stellte entrüstet fest: »Wir reisen ab. Sofort. Und ich will mein Geld zurück!«

Dann sah er mich im Halbdunkel der Rückseite des Empfangsgebäudes stehen und fragte aufgebracht: »Sagen Sie doch mal selbst, ist das nicht eine Schande? Die Eifel ist katholisch, verdammt noch mal. Was wollen diese ... diese Pimpernelle hier?«

Das Wort Pimpernelle hatte ich seit vielen Jahren nicht mehr gehört, ich fand es in dieser Situation aber geradezu edel und sehr angebracht, wenngleich ich wusste, dass das ein Blumenname war.

Dann schrie eine Frau unmittelbar neben mir: »Guck, guck mal! Da ist Josy! Und in voller Berufskleidung!«

Es schossen drei Frauen an mir vorbei, die alle drei ein Kleidchen der Marke »etwas breiterer Gürtel«

trugen und auf High Heels dem Kampfplatz zustrebten. Das aufgeregte, ältere Ehepaar machte sich verbissen wie die schweigende Mehrheit der Bürger an ihnen vorbei auf den Weg zur Beschwerde, und die drei Frauen strebten zielsicher der schnellstmöglichen Vereinigung mit ihrer Berufsgruppe entgegen.

Ich konnte feststellen, dass ich das Soll, das Rodenstock vorgegeben hatte, erfüllt hatte. Ich war mir sicher, dass das die Frankfurter Truppe war, denn die Männer waren allesamt gut gebaut und hatten trapezförmige Oberkörper, keiner war vierzig Jahre alt, jeder zeigte die Verliebtheit in seinen eigenen Körper, aber keiner von ihnen kam als Balletttänzer in Betracht.

Dann sagte eine Männerstimme links von mir in breitestem Köln-Slang: »Jung, du hast ja wohl nicht meine Kumpels und ihre Verlobten abgelichtet, oder?«

»Warum sollte ich das gemacht haben?«, fragte ich freundlich und zog dabei im Blindflug den Chip aus der Nikon.

»Weil ich das nicht dulden kann«, stellte er fest. Er war vielleicht dreißig Jahre alt, viereckig gebaut,

hatte ein rundes, sehr freundliches Gesicht, war sicher von goldigem Gemüt, aber im Augenblick nicht diskussionsbereit. Seine Augen waren eisgrau und hart wie Stein. Er trug am linken Handgelenk eine goldene Breitling. Sein Anzug war ein graues Fischgrätmuster, zweifellos edel, die Krawatte ein sanftes Rot.

»Also, hast du?«

»Also habe ich was?«

»Fo-to-gra-fiert«, murmelte er und starrte in den Schnee zu seinen Füßen.

»Was soll ich fotografiert haben?«, fragte ich aufgebracht. »Ich war da oben in einem der Häuser, Bekannte besuchen.«

»Du Arsch!«, stellte er fest. Dann flogen seine Fäuste ohne jede Ankündigung nach oben, und er erwischte mich mit einer hässlichen Doublette auf beide Ohren.

Ich war sofort k.o. und bekam meinen Sturz auf das Pflaster kaum noch mit. Es rauschte, es schmerzte höllisch, in meinem Kopf ereigneten sich mehrere Explosionen, es war grellweiß, dann rabenschwarz, und das Rauschen nahm zu.

»Nun nehme ich dir mal das Scheißding hier ab

und gebe dir eine letzte Chance«, sagte er sanft über mir.

Ich spürte, wie er mir die Kamera abnahm und sie auf das Pflaster legte. Dann trat er zu und atmete dabei scharf ein und aus. Und er hörte nicht auf damit. Es klang wie Hammerschläge, und es tat mir körperlich weh. Es splitterte und es krachte, irgendetwas Metallisches schepperte über die Steine, es waren eindeutig hässliche Geräusche.

»Kein Foto!«, sagte er seidenweich. »Vergiss jedes Foto! Wenn eins irgendwo auftaucht oder gedruckt wird, komme ich her und mische dich ab.«

Ich hörte, wie seine Schritte sich entfernten, ich hörte, wie einige der Frauen immer noch in höchster Lebenslust kreischten, ich hörte, wie Werner sehr nahe kam und sagte: »Ich habe ihn fotografiert.«

»Das nutzt nichts«, sagte ich. Dann wurde ich wirklich ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich immer noch auf dem Asphalt, und Werner murmelte verzweifelt:

»Ich kriege dich nicht hoch, Junge.«

»Das geht schon«, sagte ich.

»Du blutest aus beiden Ohren«, sagte er.

»Das wird schon«, sagte ich. Ich rollte zur Seite und versuchte hochzukommen. Nach einer Ewigkeit stand ich auf meinen Beinen, aber mir war schwindelig, und ich musste mich an Werner festhalten.

»Kannst du gehen?«

Ich konnte nicht gehen. »Ich brauche die Einzelteile der Nikon«, sagte ich zittrig. »Alle.« Dann setzte ich mich einfach hin, weil ich Angst hatte zu stürzen.

»Ich hole das Auto«, sagte er merkwürdig kühl.

Ich saß da und musste mich übergeben.

Kurz darauf erschien das Auto neben mir.

Dann sagte die blonde, junge Frau aus dem Empfang quengelig: »Ich hoffe nicht, dass Sie fotografiert haben!«

Ich weiß nicht, ob ich antwortete, ich weiß nur, dass Werner wütend sagte: »Komm Mädchen, red keinen Scheiß und hilf mir lieber, ihn ins Auto zu kriegen.«

»Und wenn er fotografiert hat?«, fragte sie schrill.

»Und wo ist das nächste Krankenhaus?«, fragte Werner.

»In Adenau«, sagte das Mädchen. »Aber wir müssen den Notarzt hierher holen und das Rote Kreuz. So sind unsere Vorschriften!«

»Du lieber Gott!«, murmelte Werner. »Und jetzt nimmst du seine Beine, verdammt noch mal, du stirbst ja im Stehen.«

»Hier ist es so glitschig«, klagte das Mädchen.

»Er hat sich übergeben«, stellte Werner fest.

»Mein Gott, Mädchen, nun fass doch mal zu!« Er schrie fast.

»Und er hat wirklich nicht fotografiert?«, fragte sie klagend.

Dann war es eine Weile still, weil es wohl ziemlich kompliziert war, mich auf den Nebensitz zu hieven. Ich kann mich daran erinnern, dass ich dachte: Sicher, Werner kann mich nicht heben, weil er unterernährt ist! Ich hatte nach wie vor ein starkes Rauschen im Kopf, das nahezu alle anderen Geräusche übertönte. Die Schmerzen waren wie Nägel in meinem Kopf, auf die jemand mit einem Hammer einschlug.

»Moment noch, die Kamerateile«, sagte Werner. Dann dauerte es noch einmal eine Ewigkeit, bis er neben mir saß und den Wagen startete.

»Kannst du sehen? Kannst du mir den Weg zeigen?«

Ich nickte und empfand eine panische Furcht, ich müsste mich erneut übergeben. »Lass mal das Fenster hier runter.«

Das Fenster glitt herunter, die Luft war kalt und tat gut. Ich konnte sogar erkennen, dass es immer noch schneite. »Hier rechts zum Ring abbiegen. Und dann der Beschilderung Adenau folgen. Adenau durchfahren, bis du den Innenbereich verlässt. Das Krankenhaus liegt dann rechts. Wieso hast du fotografiert?«

»Dein Koffer stand da und war offen. Und es waren noch drei Kameras drin. Und eine mit einem normalen Objektiv habe ich dann herausgenommen. Dann kam ein Taxi aus Köln, und die drei Nutten stiegen aus und der Mann, der dich geschlagen hat. Ich habe dann draufgehalten und nur die Entfernung eingestellt. Na ja, und dann blinkte irgendwann eine grüne Lampe im Sucher, und ich wusste: Das Ding funktioniert irgendwie. Ich hoffe, das ist wirklich so. Ich stamme schließlich aus der Steinzeit.«

»Ja. Hast du eigentlich einen Führerschein?«

»Natürlich nicht!«, antwortete er aufgebracht, als sei die Frage eine Beleidigung. »Wenn du die Bullen rufst und Anzeige erstattest, muss ich verschwinden, und du musst behaupten, dass du selbst zum Krankenhaus gefahren bist, obwohl das ja geradezu irre wäre.«

»Keine Anzeige, keine Bullen. Das Taxi war aus Köln?«

»Ja, ich hab es fotografiert. Das Nummernschild, den Fahrer auch, die Fahrgäste auch, als er dich verprügelte, und als du dann da rumgelegen hast. Alles.«

»Ich habe den Chip in der Hosentasche. Da komme ich nicht dran.«

Er sah mich an und begann zu grinsen. »Profi, hä? Du gibst ja doch keine Ruhe.« Dann fuhr er rechts ran, schaltete das Warnblinklicht ein und kam auf meine Seite. Er fummelte den Chip aus meiner Hose, holte eine der Kameras, schob den Chip hinein und drückte dann nach meinen Angaben die Knöpfe. »Wunderbar!«, sagte er andächtig. »Ein ganzer Puff im Schnee. Und so lustig.«

Er brachte mich irgendwie ins Krankenhaus, sie legten mich auf eine Trage und schafften mich

unter das Röntgengerät, irgendjemand kam mit einer Spritze und murmelte: »Es piekst, es ist gegen die Schmerzen. Bleiben Sie liegen.«

Dann stand ein Arzt neben mir und sagte: »Erstaunlicherweise sind Ihre Trommelfelle nicht geplatzt. Kreislauf stabil. Ich denke, wir behalten Sie drei Tage hier. Das Schädel-Hirn-Trauma ist erheblich. Wissen Sie denn, wer Sie verprügelt hat?«

»Nein. Aber wir haben ein Foto.«

Der Mann war um die Vierzig, hatte schütteres, blondes Haar und sah aus, als habe er einen Monat nicht geschlafen. »Am helllichten Tag?« Sein Gesicht war vor Misstrauen in die Breite gegangen, sein Mund ein Strich.

»Am helllichten Tag. Aber ich kann nicht hier bleiben.«

Er war sofort sachlich, das kannte er. »Dann müssen Sie einen Revers unterschreiben, dass Sie auf eigene Verantwortung gehen. Und Sie müssen ein paar Tage fest liegen.«

»Das tue ich. Geben Sie mir ein paar Schmerztabletten mit?«

»Das können wir machen.«

Ich gabelte Werner in einem öden Wartezimmer auf, in dem außer einer traurigen Zimmerpalme niemand wartete. »Wir können.«

»Die entlassen dich?«, fragte er fassungslos.

»Selbstverständlich. Ich habe ja nichts.«

»Und diese dicken, weißen Matten auf deinen Ohren?«

»Das dient zur Schonung. Sie haben Tropfen eingebracht und Salbe. Da brauche ich eben diese Schonbezüge.«

Er sah mich höchst misstrauisch an, sagte aber nichts. Er fuhr mich heim, und dafür, dass er seit fünfzehn Jahren ein Pennerleben führte, machte er das erstaunlich sicher.

6. Kapitel

Ich schickte meine Fotos vom Ring auf Rodenstocks Rechner, auch die Fotos, die Werner unsicher und instinktiv aufgenommen hatte. Ein Foto davon, wie ich verprügelt werde, hatte ich noch nie, und ich sah auch gar nicht gut aus.

Ich schrieb dazu ein paar Sätze: *Falls du dich über die Nackten wunderst, hier die Auflösung: Das*

war wahrscheinlich eine Art Jahrestreffen, sie tranken wahrscheinlich ein bisschen zu viel. Die Frauen sind vermutlich aus der Szene in Köln, siehe Nummernschild des Taxis. Zeitpunkt der Aufnahmen siehe Angaben im Display. Gute und schnelle Besserung für Emma!

Es waren insgesamt hundertsevenunddreißig Fotos.

Das Bratkartoffel-Fest verschoben wir erneut, weil im Dachgeschoss Jennifer in Fötushaltung auf dem Riesensofa lag und selig schlief. Wahrscheinlich war sie Opfer ihres Jetlags, und wahrscheinlich war sie einfach eingeschlafen, weil ihr langweilig war.

Werner schmierte uns ein paar Brote, während ich im Internet forschte, was von dem Mordfall am Nürburgring bekannt geworden war, und was die Öffentlichkeit nicht wusste. Wie erwartet gab es an der Rennstrecke absolut nichts Neues, alles war durchgesickert, alles bekannt.

Interessant war, dass der Tod von Claudio Bremm bereits morgens um sechs Uhr, also nur vier Stunden nach seiner Ermordung, auf einschlägigen Seiten im Internet zu finden gewesen war. Noch

interessanter: Jemand mit einer phantastisch hochgerüsteten Kamera musste von der schmalen Landstraße aus die Szene der Kriminalisten in dreihundert Metern Entfernung vor dem Waldrand fotografiert haben, die Aufnahmen waren hervorragend, selbst ich war deutlich zu erkennen.

Der Fotograf wurde nicht genannt, konnte aber nur ein Profi sein, und es gab nur zwei Kameras auf der Welt, mit denen so etwas möglich war: Die D3S von Nikon, die ich benutzte, oder die EOS ID Mark IV. Beide ein Kilo schwer, beide weit über 4.000 Euro teuer. Beide Kameras machten die Nacht zum Tag, es reichte das Licht einer Kerze, um gute, brauchbare Porträts zu schießen.

Die *Eifel-Zeitung* schrieb: *Tod am Nürburgring! Das Chaos wächst weiter!* Der *Trierische Volksfreund* verfügte über exakt dieselben Aufnahmen und titelte: *Mord an der Rennstrecke!* Der Radiosender SWR 1 aus Mainz hatte bereits um 7.13 Uhr am Morgen berichtet. Um die Mittagszeit war in den Landesnachrichten des Fernsehens schon mit erstaunlich gutem Filmmaterial gearbeitet worden.

Es war seit vielen Monaten ein Fakt: Nichts am

Ring blieb länger als ein paar Stunden geheim, es gab zu viele, die reden wollten. Es war auch klar, warum das so war: Die Opposition gegen den gerade gefeuerten Geschäftsführer Walterscheid war in der Eifel inzwischen so groß geworden und so bissig, dass nichts im Verborgenen blieb, weil viele der unbekannten Beteiligten jetzt Angst um ihre Existenzen hatten. Sie zitterten davor, von der mächtigen GmbH aus dem Geschäft geworfen zu werden, keine Rolle mehr zu spielen. Die GmbH hatte den Riesenschluck aus der Pulle nehmen dürfen: Ihr Vorstand hatte ihr 350 Millionen Euro zugeschoben und genehmigt, dass mit einer geradezu atemberaubenden Schnelligkeit gebaut worden war. Inzwischen aber hatte selbst der SPD-Ortsverein in Adenau schlicht und einfach formuliert, dass der ganze, neue, schöne *Nürburgring 2009* als gescheitert zu betrachten sei, und man möge im politischen Mainz doch endlich einmal Tacheless reden und sagen, wo es denn langgehen könne. Und es gab eindeutig Stimmen, dass nicht einmal der zukünftige Betrieb am Ring zu finanzieren sei.

Wie immer man es formulierte: Es sah nach Pleite

aus.

Ich spürte mit deutlichem Frust, dass ich viele Einzelheiten kannte, sie aber nicht einordnen konnte, weil mir ihre Bedeutung nicht klar war. Vor allem wusste ich zu wenig über diesen Bernard Walterscheid, der offensichtlich fünfzehn Jahre lang in verbissener und zuletzt wohl tragischer Obsession den *Nürburgring 2009* vorangetrieben hatte und den niemand hatte stoppen können.

Wer, um Gottes willen, hatte diesen Mann eine so lange Periode hindurch denn machen lassen, was er machte? Wenn jemand in weniger als zwei Jahren 350 Millionen Euro verpulvern konnte, sollte man annehmen, dass irgendjemand das streng kontrollierte, eine genaue Planung hatte, wusste, wohin der Zug fahren sollte, vor allem: wohin nicht. In den letzten Wochen war mehrfach in allen Medien die Rede davon, dass die Investition von 350 Millionen Euro schon nicht mehr stimmte, dass man jetzt sagen musste: 400 Millionen.

Walterscheid war zwar endlich gestoppt und geschasst worden, man hatte sogar endlich begriffen, dass nicht der Steuerzahler allein die

Zeche bezahlen sollte. Die Kostenflut war in einigermaßen ordentliche Bankkredite umgewandelt worden, aber die geradezu peinigende Frage, wer denn das Verbaute jemals bezahlen sollte, war nicht beantwortet. Zurzeit war vollkommen unklar, ob der Nürburgring auch nur die Zinsen des finanziellen Unternehmens einspielen konnte, von der Tilgung ganz abgesehen. Die Mehrzahl der Fachleute hielt das für unmöglich. Einige große, laute Krähen am Ring aber behaupteten unbeirrt, das sei mit links zu erledigen, man solle sie nur machen lassen und ihnen genügend Zeit geben. Zeit wozu? Um die irrwitzig gigantischen Bauten wieder abzureißen? Bei genauem Hinsehen ergab sich eine mehr als deutliche Parallele zur bundesdeutschen Szene, bei der auch nicht klar war, wie die Schulden jemals bezahlt werden konnten. Aber die FDP wiederholte wie ein Mantra: »Wir wollen Steuererleichterungen.«

Ja, jetzt gab es endlich einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss im Land, aber der machte zunächst, was alle diese Ausschüsse machen: Politiker toben in den schrillsten Tönen herum, es

müsse alles auf den Tisch, alles durchsichtig gemacht werden, nichts dürfe verborgen bleiben, alle hässlichen Tricks müssten endlich ans Licht, um der Bevölkerung gnadenlos aufzuzeigen, welche hirnlosen Tölpel schon viel zu lange das Land regieren. In Anbetracht der erschreckend minderen Qualität der Opposition allerdings war nicht zu erwarten, dass dabei irgendetwas Bedeutsames herauskommen würde, zu zaghaft waren die Fragen, zu zersplittert die Ansichten.

Wichtig auch, dass die Baustelle *Nürburgring 2009* jetzt im November immer noch nicht aufgehoben war, dass zahllose Arbeiten noch anstanden, dass es noch Rohbauten gab, die jetzt langsam einfroren. Klar also auch, dass Millionen nach wie vor jeden Tag aus dem Fenster geworfen wurden, weil man jetzt schon wusste, dass die Dimensionen so gewaltig waren, dass am Ende vieles kaum brauchbar sein würde.

Die Verschwendung war mehr als ärgerlich. Ein Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach? Ein Parkhaus mit 700 Stellplätzen? Sogenannte Veranstaltungs-Locations für bis zu 5.500 Besucher? Eine Halle, die »Boulevard« genannt

wurde, 350 Meter lang, 23 Meter hoch, 5.000 Quadratmeter? Eine neue Haupttribüne für 4.800 Leute? Ein 15.000 Quadratmeter großer Indoor-Themenpark zum Thema »schnelle Autos«? Die angeblich schnellste Achterbahn der Welt für runde dreizehn Millionen, die nicht ein einziges Mal gelaufen war, weil sie nicht funktionierte? Eine »Eventhalle« mit 3.100 festen Plätzen? Dazu endlich ein neues Verwaltungsgebäude für die GmbH für läppische sechs Millionen?

Wahrlich: Walterscheid hatte sein Leben lang große Freude an gewaltigen Zahlen. Also verkündete er sie, hatte fünfzehn Jahre lang tagein, tagaus den Nebel großer Zahlen wabern lassen. Der Geisteszustand der Eifel wurde darüber immer wirrer. Und er hatte einen seiner Ansicht nach sicheren, ganz tollen Coup gelandet: Er hatte einen ehemaligen Tennis-Star zum *Botschafter des Nürburgrings* ernannt, ihn mit rund 700.000 Euro eingekauft. Niemand konnte sagen, was dieser kaum erwachsene Mann, den man zärtlich landesweit auch »das Bobbele« nannte, denn nun tun sollte, außer vielleicht zweimal im Jahr aufzutauchen und sich selbst zu feiern. Das Ganze,

wenn eben möglich, mit dem Hubschrauber, und an staunenden Eifelern vorbei, die völlig baff sein würden von der eigenen Bedeutung im Leben dieses angeblich Bedeutsamen.

Jetzt ein Mord, der offensichtlich damit etwas zu tun hatte. Und der Anschlag auf den Bauern? War der Angriff auf Gracht ein weiterer Mordversuch, der ebenfalls etwas damit zu tun hatte? Dass man es ausgerechnet auf Gracht abgesehen hatte, der lautstark gegen die GmbH gewettert und sogar Anzeige erstattet hatte, und dass beide Vorfälle fast zeitgleich passierten, das konnte doch kein Zufall sein! Zwei Opfer, die bis jetzt merkwürdig strukturlos waren, keine Konturen zeigten. Wer waren sie eigentlich? Die Leiche des Claudio Bremm tauchte in meiner Erinnerung auf. Vollkommen durchsiebt von den Kugeln aus einer Maschinenpistole. War das Hass oder nur Angst - oder einfach geisteskrank?

Ich brauchte Rodenstock, ich brauchte ihn dringend. Er wusste wahrscheinlich alles das, was ich nicht wusste.

»Hier kommt Schmiere für die Seele«, sagte Werner und trug ein großes Brett mit Broten vor

sich her. »Hast du Schmerzen?«

»Etwas, aber nicht zu sehr«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Ich muss vor allem schlafen, ich war zu lange wach. Aber erzähl mir mal, was mit deiner Ortrud war.«

»Kann ich mir einen Kognak eingießen?«

»Aber ja, nimm dir, was du brauchst. Was hatte ich denn mit deiner Ortrud in München zu tun? Ich habe keine Erinnerung an sie.«

»Na ja, es ist lange her. Sie war irgendwie überirdisch für mich, damals. Die Eltern hatten eine Bäckerei in Giesing, und Ortrud wollte eigentlich Psychologie studieren, weil sie der Meinung war, sie könne dann die Menschen besser verstehen. Also, sie studierte, und ich lernte sie auf irgendeiner Party kennen. Ich dachte sofort: die oder keine! Anfangs lief das irre gut, wie ja alles anfangs immer irre gut läuft. Dann kaufte ich die Druckerei, dann heirateten wir, dann wollten wir ein Kind machen. Das heißt: Ich wollte ein Kind machen, sie wohl weniger. Sie nahm die Pille, und sie nahm sie heimlich. Die Druckerei ging baden, weil die ganze Welt die wunderbaren Computer anbetete. Auf jeden Fall stand ich plötzlich mit

etwa 1,8 Millionen Mark Schulden da, und ich hatte niemanden, der mir half oder helfen wollte. Und Ortrud betrieb sofort heimlich die Scheidung, und Ortrud zockte sofort ab. Sie war eben ein praktisches, lebensnahes Handwerkerkind. Sie wusste, was sie wollte, und sie wollte mich nicht mehr. Es klingt vielleicht bescheuert, aber irgendwie hätte ich das gestemmt, wenn diese Frau mich nicht sofort verlassen hätte, ohne einen Ton zu sagen. Ich begriff zum Beispiel lange Zeit nicht, dass sie Stück um Stück unsere Wohnung ausräumte. Erst einmal räumte sie mit den Bildern auf. Ich hatte Grafiken gekauft, Originale, wunderschöne Sachen für sehr, sehr viel Geld. Die waren eines Tages nicht mehr da. Dann fehlten Skulpturen in Bronze, eine davon beglaubigt von Arp. Als ich sie in meiner Verwirrung danach fragte, sagte sie: >Das rette ich alles für uns, Liebling!< Ich war so durch den Wind, dass ich das alles nicht richtig mitbekam. Dann hatten wir eine Edelstahlküche der feinsten Profiart. Anfangs fehlten kleine Teile, dann alle Schränke, dann der Eisschrank, der Tiefkühlschrank und so weiter und so fort. Eines Tages fehlte sogar die Sitzgarnitur in

englischem, dunkelrotem Leder, ein Traum von mir. Und sie sagte immer noch: >Ich rette das alles für uns, Liebling!< Ich selbst war gar nicht mehr von dieser Welt, ich brauchte täglich drei bis sechs Lines Koks, um überhaupt zu funktionieren. Und meine Frau war bei ihren Eltern, schlief auch dort, und sagte mir, ich solle mich auf die Rettung unseres Betriebes konzentrieren, alles andere würde sie für uns erledigen. Ich hatte mit der Bank ein Almosen ausgehandelt. Sie hatten mir 20.000 Mark auf eine spezielles Konto gelegt, damit ich mich bewegen konnte, nach Leuten suchen konnte, die eventuell finanziell in meinen Betrieb einstiegen und so weiter. Ortrud, und das war ihr letzter Streich, hob das gesamte Geld ab. Sie hatte seit unserer Hochzeit eine Vollmacht. Am nächsten Tag bekam ich das Schreiben ihres Anwalts, dass sie die Scheidung eingereicht habe. Es war wie eine Explosion, verstehst du? Dann war sie verschwunden. Ich suchte nach ihr, ging zu ihren Eltern. Die sagten, sie sei irgendwohin verzogen, sie wüssten aber die Adresse nicht. Da fing ich an nachzudenken, der letzte Rest Hirn funktionierte noch. Ich rief dich an, ich bat dich um Hilfe, ich

sagte, ich würde mir das Leben nehmen ...«

»An diesen Satz erinnere ich mich. Aber was geschah dann?«

»Na ja, du bist aufgetaucht und hast dich gewundert, weil in meiner Wohnung nichts mehr war. Das wirst du ja noch wissen. Eigentlich fehlte alles, was auch nur den Hauch von Geld bringen konnte. Und du hast mich zur Sau gemacht, ich bin in meinem Leben noch nie so beschimpft worden. Dazu hast du die letzte Hasche weißen Rum getrunken, die ich noch hatte.« Er grinste. »Du kannst beruhigt sein, ich mochte damals schon keinen Rum. Jedenfalls hatten wir einen Plan. Du wolltest herausfinden, wo Ortrud war und dann alle Sachen sicherstellen, die sie sich unter den Nagel gerissen hatte. Ich weiß nicht wie, aber du hast in ein paar Tagen herausgefunden, wo sie wohnte und ...«

»Ihre angeblich beste Freundin hat sie verpiffen. Da kommt eine Spur Erinnerung, ich weiß es wieder. Wie die hieß, weiß ich nicht mehr...«

»Es war Hala, eine Ägypterin, das weiß ich nun wieder. Kannst du dich wirklich nicht mehr an die Aktion erinnern? Du hast das doch alles bezahlt.

Ich meine, es muss doch ...«

»Ich hatte beim Saufen und nach dem Saufen Blackouts. Ich wusste oft nicht mehr, was geschehen ist. Einmal bin ich nachts mit einem schnellen Volvo von Hamburg nach München gefahren. Und ich muss unterwegs getankt haben. Ich kann mich an keinen Kilometer erinnern. Ich bin zu Hause in meinem Bett aufgewacht und wusste nicht mehr, wie ich dahin gekommen bin. Ich wache immer noch nachts auf, ich schäme mich immer noch.«

Er sah mich an und nickte. »Das kenne ich. Also, du hast den Studentenschnelldienst engagiert. Dann sind wir in die Wohnung eingebrochen, die Ortrud angemietet hatte, um alles in Sicherheit zu bringen. In zwei Stunden lief das über die Bühne, irgendwo in Laim. Wir lagerten die Sachen bei dem Besitzer einer privaten Ballettschule in Schwabing in der Tengstraße, der ständig klamm war und uns zwei Räume zur Verfügung stellte. Und weil die Bank eigentlich der Besitzer aller dieser Sachen war, bist du dahin gegangen und hast den zuständigen Mann davon überzeugt, dass es besser sei, die Sachen und also die

Eigentumsübertragungen einfach eine Weile zu vergessen. Das sei die einzige Möglichkeit, mich am Leben zu halten. Dann hast du mir 5.000 Mäuse in die Hand gedrückt und bist gegangen.« Er schüttelte den Kopf, als könne er es nach wie vor nicht glauben. »Du hast die Ortrud Tage später noch einmal in meine Wohnung gelockt und ihr gesagt, sie solle ihren Diebstahl so schnell wie möglich vergessen, sonst würdest du sie anzeigen. Und du hast ihr zwei Stunden Zeit gegeben, das Geld zu bringen. Sie brachte dann 16.000 Mark, und sie war so hysterisch vor Angst, dass sie nicht mehr sprechen konnte. Und deine 5.000 wolltest du auch nicht mehr, und du warst mein absoluter Held und ...«

»Fantastische Kompensation. Wahrscheinlich bist du meine einzige gute Tat in zehn Jahren Suff gewesen. Vergiss es ganz schnell.«

»Oh, nein«, lächelte er. »Ich habe zwei Jahre davon gelebt. Ich habe gehört, dass Ortrud einen jungen Bankmanager heiratete, der sich wenig später auf dem Dachboden seines Einfamilienhauses in Starnberg aufhängte. Sie hatten keine Kinder, soweit ich weiß.« Er räusperte sich

lange und anhaltend. »Ich glaube, ich habe mehr als fünf Jahre gebraucht, um diese Frau zu verdauen.«

»Und du bist dann auf die Straße gegangen?«

»Nicht sofort. Drei Jahre lang habe ich gedealt. Erst mit Koks, dann mit allem, was der Markt haben wollte. Ich war ziemlich erfolgreich, aber wirklich cool war das nicht. Sie haben mich nie überführen können, aber das war reines Glück. Dann kam die Straße, und sie schnappten mich bei einem Einbruch. Ich bekam Bewährung.«

Wir schwiegen eine Weile und hingen unseren Erinnerungen nach.

»Wieso bist du ausgerechnet hier gelandet?«, fragte er nach einer Weile.

»Es war wohl keine sehr bewusste Handlung. Ich wollte einfach Ruhe, ich wusste gar nicht mehr, wer ich war. Die Familie war kaputt, ich ließ eine Frau und zwei Kinder zurück. Ich hatte Albträume, ich glaube, ich habe zwei Jahre gebraucht, um die Stille hier und vor allem mich selbst zu ertragen.«

»Deine Frau war eine tolle Type. Bei dir kein Alkohol mehr?«

»Keiner mehr. Aber ich bin heute noch ein

Süchtiger. Wenn andere ein Aspirin nehmen, um die Kopfschmerzen loszuwerden, nehme ich gleich drei.« Mir fiel auf, dass es ganz neu war, dass ich plötzlich darüber reden konnte. Dann dachte ich erschreckt: Ich muss darauf achten, dass meine letzten Dämme stehen bleiben, dass die Flut niedrig bleibt.

Plötzlich stand die verschlafene Jennifer in der Tür und gähnte ausgiebig. »Ich sehe etwas zu essen«, stellte sie fest. Dann nickte sie in Richtung Werner, muffelte: »Ich bin Jennifer« und ließ sich in einen Sessel fallen »Ich bin der Nackte von mittags«, lächelte Werner.

»Was mache ich jetzt mit Emma?«, fragte sie mich. »Muss ich nicht wenigstens berichten, dass ich hier bei dir bin?« Dann hatte sie plötzlich große Augen: »Was sind das da für Verbände auf deinen Ohren?«

»Musst du nicht«, wandte ich ein, »das erledigt sich von selbst. Jemand hat meine Ohren verprügelt.«

Mein Handy meldete sich, Rodenstock sagte mit knarrender Stimme: »Danke für die Fotos. Wie kommst du jetzt an dein Geld?«

Seine Stimme kam von weit her, die Wattelagen auf meinen 92

Ohren dämpften jedes Geräusch. »Ich will das Geld nicht«, wehrte ich ab.

»Nun gut, ich werde irgendwie dafür sorgen. Aber du hast mir etwas verschwiegen.« Das kam daher wie ein rabenschwarzer Vorwurf.

»Was soll ich denn verschwiegen haben?«

»Dass dich ein Unternehmer aus der Sexbranche mit dem Namen Tavar Abramuvitsch aus Köln verprügelt hat. Nur zu deiner Kenntnis: Er produziert unter anderem Pornos, ziemlich erfolgreich. Und er hat dich so verprügelt, dass du im Krankenhaus in Adenau behandelt werden musstest.«

»Ja. Ein Freund hat mich dorthin gefahren, aber der Ratschlag des Arztes lautete nur auf unbedingte Ruhe, sonst nichts weiter. Warum soll ich dir denn so etwas Belangloses erzählen?«

»Es war schließlich ein Auftrag von mir«, bemerkte er.

»Aber der Auftraggeber muss doch nichts von meinen beruflichen Backpfeifen erfahren, oder? Wie geht es denn deiner lieben Frau?«

»Schon besser, seit sie diese Antibiotika nimmt.«

»Dann grüß sie bitte von mir«, sagte ich und trennte die Verbindung.

Ich war sehr sicher, dass seine nächste Frage gewesen wäre: Und wer, bitte, war der Freund, der dich ins Krankenhaus brachte? Und ich wusste, dass er erneut anrufen würde, um diese Frage zu stellen.

»Ich mache jetzt die Bratkartoffeln«, beschloss ich.

»Die Brote können wir dazu essen. Ihr beide könnt euch über die Wechselfälle des Lebens austauschen.«

Wenig später hörte ich sie miteinander lachen, und das war ein gutes Gefühl. Ich hoffte, es würde noch eine Zeitlang andauern.

7. Kapitel

Das Essen machte mich müde, mein Gleichgewicht war außer Kontrolle, wenn ich ein paar Schritte ging, begann ich zu schwanken. »Ich verschwinde jetzt«, sagte ich und hatte ein schwammiges Gefühl, als ich die Treppe nach oben nahm. Ich schaute noch einmal auf den Garten und die

Straße. Das Land war weiß und sehr still. Ich glaube, ich schlief schon, als ich mich auf das Bett setzte.

Als das Telefon neben meinem Bett schrillte, dachte ich wieder einmal daran, es endgültig aus dem Schlafzimmer zu verbannen. Es war fünf Uhr, das Haus war still, das Display sagte mir, dass es Rodenstock war.

»Du hast eine denkwürdige Art, meine Nächte abzukürzen.«

»Kennst du Jakob Lenzen aus Kirsbach?«, fragte er krächzend.

»Das ist der, der Kutschen-Jakob genannt wird, weil er immer mit einer Kutsche und einem Pferd unterwegs ist. Ja, ich kenne ihn. Ich habe mal eine Reportage mit ihm gemacht. Über die Langsamkeit seines Pferdes in der Eifel. Was ist mit dem?«

»Er wurde erschossen.«

Für einen Moment verschlug es mir die Sprache. Dann stammelte ich: »Aber er war der Sanfteste, den ich je kannte. Er war weise.«

»Er wurde erschossen«, wiederholte er scharf. »Er war vierundachtzig Jahre alt, und jemand hat ihm aus nächster Nähe in den Kopf geschossen. Im

Stall. Gestern Abend. Sie haben es erst in der Nacht gegen drei Uhr gemerkt, weil er nicht in seinem Bett lag. Ich muss da hin.«

»Okay, du musst da hin. Ich hole dich so schnell wie möglich ab. Aber zieh deine Pantoffeln vorher aus.«

Ich ging in das Gästezimmer. Werner schlief ganz fest, war aber augenblicklich wach, als ich ihn berührte.

»Ein alter Bauer ist erschossen worden. Willst du mitkommen?«

»Aber ja doch.« Dann fragte er: »Und Jennifer?«

»Wenn Rodenstock aus dem Haus ist, kann sie Emma anrufen. Wenn die Katze weg ist, tanzen bekanntlich die Mäuse.«

Zehn Minuten später saßen wir im Auto in Richtung Heyroth.

Es hatte kräftig geschneit, der Streuwagen war noch nicht durchgefahren, das Auto benahm sich aber brav und blieb in der Spur. Auf der Höhe über dem Dorf, von wo man einen phantastischen Blick hinüber zur Hohen Acht hatte, war eine große Verwehung, scharfer, eiskalter Wind aus Nordost,

sicherlich zwei Meter hoch. Ich fuhr rechts außen durch den Graben. Es funktionierte, aber andere nach mir würden Schwierigkeiten bekommen, wenn sie keinen Vierradantrieb hatten.

»Wieso werden hier alte Bauern getötet oder verschwinden spurlos?«

»Ich weiß es nicht, es wird mit dem Ring zusammenhängen. Es gibt bis jetzt jedenfalls keine andere Erklärung.«

»Warum wirst du zu Tatorten gerufen? Hast du Polizisten bestochen?«

»Schwierig zu erklären. Rodenstock ist ein alter Kriminalrat. Jemand, der sagt: Wir müssen die Nadel im Heuhaufen suchen, und wir sind schon glücklich, wenn wir wissen, welcher Heuhaufen es ist. Ein alter Fahrensmann voller Erfahrungen. Und ich werde mitgenommen, weil ich drüber schreibe. Aber ich schreibe niemals von einem Tag zum anderen, immer erst nach Abschluss der Recherchen. Ich mag Kriminalisten und halte mich an Absprachen. Die haben einen ausgesprochen schweren Job. Natürlich sind Kolleginnen und Kollegen von allen Medien von Zeit zu Zeit sauer. Aber ich versorge sie mit Einzelheiten und Fotos,

wenn der Fall gelöst ist.«

»Mir kommt das so erschreckend vor, als sei hier irgendeine Mafia zu Hause.«

»Es gibt sogar den laut geäußerten Verdacht, dass mexikanische Drogenbosse über den Nürburgring Drogengeld waschen wollten. Auf den ersten Blick ist das irrsinnig, geradezu abwegig und deutet auf Verfolgungswahn. Auf den zweiten Blick schon nicht mehr. Es hat nämlich einen Österreicher gegeben, der seinen Geschäftssitz in Dubai hat. Christoph Gutschenk heißt er. Und dieser Mann hat angeblich Geld für den Nürburgring aufgetrieben und angeboten. Es gab wohl auch zwei ungedeckte Schecks über Millionenbeträge. Dann schrie jemand entsetzt: >Und was machen wir, wenn das schmutzige Geld ist?< Wie auch immer, da liefen böse Dinge ab. Der Nürburgring ist ein Sumpf, das jedenfalls steht fest. Und der parlamentarische Ausschuss, der das alles untersuchen soll, hat viel zu tun.«

Rodenstock stand in der Tür, neben ihm Emma. Sie hatte sich in sechs Pullover und drei Hosen geworfen, wirkte unförmig, schaute aber ziemlich freundlich in die Welt.

Während Rodenstock zum Wagen ging und sich hineinhiepte, sagte ich: »Jennifer ist bei mir. Ruf sie mal an. Und - wie läuft deine Ehe?«

»Ich glaube, er leidet ziemlich. Und was hast du da auf den Ohren?«

»Jemand hat mich verprügelt. Wenn Rodenstock ein bisschen leidet, ist das auch gut so.«

»Na ja, ich weiß nicht.«

Im Auto stellte ich die Herren einander vor, und Rodenstock murmelte sofort zurechtweisend: »Das habe ich schon erledigt.«

»Da bin ich aber froh. Hat Kischkewitz angerufen?«

»Ja«, sagte er. »Ich denke, allmählich wird es eng. Da scheint einer mit einem fiesen Tötungswillen herumzulaufen. In diesem Fall weiß ich kaum etwas über das Opfer.«

»Da kann ich aushelfen«, sagte ich. »Wegen der Reportage, die ich über ihn gemacht habe. Jakob Lenzen war beides: laut und still. Er war ein für die Eifel ziemlich großer Bauer. Milchwirtschaft. Später übergab er den Betrieb seinem Sohn Josef. Und der machte einen Zuliefererbetrieb daraus. Er verkauft Silage aus vier großen Türmen. Und er

verkauft Heu. Soweit ich weiß, läuft das Geschäft mit Holländern. Sohn Josef übrigens ist genauso wie der Vater: ruhig, behutsam, scheinbar langsam, aber wehe, wenn er laut wird. Vater Jakob wurde durch seine Kutsche berühmt, ein Einspanner, ein Oldtimer, liebevoll restauriert. Sein Pferd war eine Haflingerstute, und sie hieß Jolanthe. Er nannte alle seine Pferde so, auch wenn es manchmal ein Hengst war. Er fuhr mit der Kutsche an den Nürburgring, wenn Rennen waren, und er stand auch zuweilen im alten Fahrerlager mitten im Getümmel. Und einmal ist er bei der Formel Eins samt Kutsche und Gaul von hinten an die Ferraribox gefahren, weil er dem Michael Schumacher irgendetwas sagen wollte. Kein Mensch rechnete mit so etwas, und er hat alle Sicherheitsleute ausgetrickst. Er ist einfach mit seiner Jolanthe vorgefahren. Später wurde ernsthaft untersucht, ob man der Sicherheitsfirma nicht kündigen sollte. Jakob soll tatsächlich mit Schumacher gesprochen haben, aber bis heute weiß kein Mensch, um was es ging, beide schwiegen. Wie auch immer, er war für die Fotografen ein beliebtes Motiv, das Fernsehen war

geradezu begeistert. In seinen Jahren als Bauer passierte so etwas nur am Wochenende. Später, als der Sohn ihn ablöste, konnte es geschehen, dass er in der Woche auf den Waldwegen rechts und links der Rennstrecke zu finden war. Als junger Mann schaffte er es, einen örtlichen Priester in die Verbannung zu schicken. Der wollte von der Kanzel aus seine Schäfchen dazu verdonnern, ein stets christliches, keusches und bescheidenes Leben zu führen, vor allem eines, bei dem sie ständig an den Klingelbeutel denken sollten. Dieser Pfarrer war krass gegen Frauen und nannte sie auch schon mal Hexen, sogar niedere Wesen. Jakob Lenzen sah und hörte eine Weile zu, fuhr schlussendlich nach Trier zum Bischof. Vierzehn Tage später wurde der Pfarrer versetzt, irgendwohin in die Walachei. Jakob hat nie gesagt, was da genau passiert ist. Von ihm war ständig die Rede, wenn es um wichtige Dinge in der Region ging, von ihm und seinem Notizbuch. Ich habe ihn danach gefragt, und er antwortete sehr offen. Er sagte, dass er sich wichtige Dinge notierte, genau aufschrieb, damit er später wusste, wovon er eigentlich sprach. Als Walterscheid bei der

Nürburgring GmbH seine sechzehnte oder siebzehnte Tochterfirma gründete, als die Eifeler wieder einmal verunsichert wurden, weil kein Mensch das alles vernünftig erklären konnte, fuhr Jakob vor und erreichte ein Gespräch. Was gesprochen wurde, sagte er nie, aber Walterscheid war zwei, drei Monate lang angenehm zurückhaltend, und schon das war ein Segen.«

»Warum wollen denn die Leute in der Eifel wissen, was der Boss der GmbH tut und was er nicht tut?«, fragte Werner von der Rückbank.

»Das ist ganz einfach«, antwortete Rodenstock.

»Der Nürburgring ist den Eifelern weit vor dem zweiten Weltkrieg 1927 zum Geschenk gemacht worden. Der Ring war eine staatliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, die Männer hier fanden keine Jobs, es gab keinerlei Industrie, die Eifel war immer noch das Armenhaus in Deutschland. Jetzt hatten sie plötzlich eine Rennstraße, wie man das damals nannte. Auf die waren sie stolz, die hatten sie selbst gebaut, wenngleich zu Anfang von großartigen Rennen überhaupt noch nicht die Rede sein konnte, denn die Eifel musste mit der großen

Wirtschaftsdepression zurecht kommen. Dann kam der Krieg, und an seinem Ende mahlten da oben die amerikanischen Panzer die Piste kaputt. Aber dann gab es die ersten Rennen, ich sage nur: die Silberpfeile von Mercedes! Seitdem ist der Ring >unser Ring<, jeder Eifeler, ob Frau oder Mann, empfindet diese Einrichtung als zutiefst mit diesem Land verbunden. Und wenn dieser Walterscheid ein Riesending abzieht und den Ring zu einem Rummelplatz machen will, weil er sich unbedingt ein Denkmal setzen möchte, dann wird der gemeine Eifeler schon mal sauer und stellt die Frage: >Was macht der da aus unserem Ring? Unser Ring ist doch keine Geldmaschine für Leute, die vom Rennsport keine Ahnung haben!< Die Bemerkung ist durchaus berechtigt, denn der Betrieb der Rennstrecke wird immer teurer, sodass die Leute mit normalem Einkommen nicht mehr ihre oft mühsam ersparten Rennautos spazieren fahren können. Das da oben wird langsam ein Club der Reichen.«

»Schön formuliert«, bemerkte ich.

»Was würde denn passieren, wenn die Eifeler einfach die Rennstrecke besetzen?«, fragte mein

Werner.

»Einfach wunderbar!«, rief ich. »Ich stelle mir vor, wie Eifeler Familien im Sommer mitten auf der Fahrbahn ihre Wolldecken ausbreiten, ihre Sonnenschirme aufstellen, wie sie ergriffen Kartoffelsalat mit Würstchen mampfen, und jeden, der auf der Piste heranrauscht, allein durch mörderische Blicke zur Notbremsung zwingen.«

»Das wäre schon mal eine sehr gute Idee«, bemerkte Rodenstock. »Dann würde die Polizei diesen Leuten eine Klage wegen Hausfriedensbruch zustellen. Absender: die Nürburgring GmbH. Bisher ist das nur einem Rallye-Spezialisten passiert, der vergessen hatte, vorher das Rundengeld zu bezahlen. Was aber noch einmal Walterscheid angeht: Man darf nicht vergessen, dass es praktisch zwei Rennstrecken gibt. Den Grand-Prix-Kurs, nur ein paar tausend Meter lang, und die weltberühmte Nordschleife, mehr als zwanzig Kilometer lang. Genau die war Walterscheid so wichtig, weil sie bei gutem Wetter rund um die Uhr Geld bringt. Um die geht es, die ist das einmalige Juwel, darauf will jeder Motorbegeisterte einmal im Leben gefahren sein,

und wenn er dafür aus Neuseeland anreisen muss.«
»Da bist du mit deinem Bonbon aus dem Presley-Erbe herumgebrettert«, steuerte ich bei.

»Und wie!«, hauchte Werner.

Ich hatte Kelberg hinter mir gelassen und fuhr durch Zermüllen, als ich einen LKW im Graben sah und kurz anhielt.

Der Fahrer winkte mir zu: »Alles okay. Hilfe schon unterwegs.«

Rodenstock murmelte düster: »Hoffentlich kommen wir überhaupt an.«

»Wenn die Strecke dicht ist, wende ich und nehme den Weg über die B 410«, sagte ich hoffnungsfroh.

»Irgendetwas geht hier immer.«

Bis zur Tankstelle Döttinger Höhe war die B 258 frei, die Abzweigung rechts hinein nach Drees war in Ordnung, die schmale Straße nicht geräumt, aber auf frischem Schnee gut zu befahren.

»Was hast du eigentlich mit dem Cadillac gemacht?«, fragte ich Werner.

»Irgendwann verkauft. Aber, ehrlich gesagt, weiß ich nicht, warum.«

»Häh?«, machte Rodenstock verblüfft. »Was redet ihr denn da?«

»Er hat ja keine Ahnung«, murmelte ich in Werners Richtung.

»Ach so, ja«, reagierte Werner. »Also, als Elvis Presley starb, habe ich einen seiner rosafarbenen Cadillacs gekauft. Er hatte sie dutzendweise und verschenkte auch schon mal einen.«

»Ist das wahr?«, fragte Rodenstock im Ton eines Vernehmenden.

»Sehr wahr«, sagte ich. »Ich bin in dem Ding durch München gefahren.« Sehr langes Schweigen.

»Was bezahlte man denn für so was?«, fragte Rodenstock dann.

»Das weiß ich nicht mehr. Irgendwas um die zwanzig, denke ich.«

»Mark oder Dollar?«, kam es wie abgehackt.

»Dollar natürlich«, murmelte Werner. »Kann aber auch mehr gewesen sein. Und die Schiffsfracht.«

»Es war ein richtig schönes Bonbon«, betonte ich.

»Fuhr wie ein Sofa auf Gummirädern. Weiße Ledersitze. Und die Frauen standen an der Leopoldstraße und winkten.«

»Blödsinn!«, empörte sich Rodenstock.

Da sagte Werner mit feiner Ironie: »Nein, mein Freund, das war echt.«

»Jetzt wäre so ein Auto eine gute Lebensversicherung«, bemerkte Rodenstock, schon eine Spur versöhnlicher.

Werner lachte. »Lebensversicherung! Ach, du lieber Gott! Ich würde das Ding mit Gardinchen versehen und mich darin einrichten. Zum Beispiel auf deinem Hof, Baumeister. Geld für den Sprit hätte ich sowieso nicht.«

Es gab kein Hindernis mehr, die Stichstraße nach Kirsbach war nicht geräumt, aber die Leute von der Mordkommission hatten mit ihren Fahrzeugen und dem Laster der Techniker schöne Spuren gelegt, die mir den Straßenverlauf anzeigten. Ich fuhr nach Kirsbach hinein, und trudelte nach dreihundert Metern zwischen den Gebäuden des Hofes von Jakob Lenzen hindurch an das Ende der Welt. »Ab hier geht nichts mehr, raus mit euch.«

Ein extrem hohes und breites Schiebetor unmittelbar neben der schmalen Fahrbahn stand sperrangelweit offen. Der Stall war groß und taghell ausgeleuchtet, die Szene wirkte auf eine grelle Art gespenstisch, so als könnten plötzlich grässliche Aliens aus dem Novemberdunkel über

uns herfallen.

»Hallo Leute«, sagte Kischkewitz gemütlich in unsere Richtung, als wir aufmarschierten.

Ein junger Mann hinter ihm sagte wie elektrisiert:

»Siggi, grüß dich. Hast du dein 400er Tele dabei? Kannst du mir das mal pumpen? Und was hast du da auf 'n Ohren?«

»Aber ja«, nickte ich. »Hier ist der Koffer, nimm es raus. Ist deines kaputt?«

»Irgendetwas im Objektiv ist unsauber. Ich habe Schlieren. Danke.«

Jakob Lenzen lag in seinem Blaumann vor dem hölzernen Gatter eines kleinen Verschlags und sah so zerbrechlich aus wie ein Kind. Er lag auf dem Rücken und starrte ins Nichts. Über dem rechten Auge war deutlich ein Einschuss zu sehen. Er hatte wohl eine Kappe getragen, braun kariert. Sie lag einen Meter entfernt. Etwa zwei Meter von seinen Füßen entfernt lag ein umgekippter, kleiner Zinkeimer, an dessen Fuß eine rote Gummizitze eingebaut war, die übliche Methode, Kälber zu füttern. Um den Eimer herum eine weißliche Pfütze, trocknende Milch.

»Ein ganz aus dem Rahmen fallendes, kleines

Kaliber wahrscheinlich«, bemerkte Kischkewitz. Er sah erschreckend erschöpft aus, wahrscheinlich hatte er in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen. Dann setzte er mit geschlossenen Augen hinzu: »Also, es sieht nach 22 lfb aus. Kann ein 4,5 Millimeter-Geschoss der 17 HMR sein. Das Projektil wird im Schädel stecken mit den üblichen schrecklichen, inneren Verletzungen. Vielleicht Target Short, American Eagle, JSP Gamepoint und und und. Mir wird schlecht, wenn ich nur daran denke, welche Recherchen ich meinen Waffenkundigen damit auf den Tisch legen muss.«

»Weichbleigeschosse«, sagte Rodenstock. »Die israelische Magtech produziert diese Munition. Ich sage nur Mossad!« Dann räusperte er sich und setzte träge hinzu: »Ich frage mich, wie solch eine Waffe ausgerechnet in einen abgelegenen, bauerlichen Betrieb in der Eifel kommt.«

»Herrgott, Rodenstock, diese angeblich ungewöhnliche Waffe ist hier bei diesem alten Mann benutzt worden«, stellte ich fest. »Ein normalsterblicher, deutscher Bürger, der gezwungen ist, euch beiden zuzuhören, beantragt am besten gleich seinen Jahresurlaub und geht vom

Hof. Zwei alte Knacker, die sich mit Abkürzungen totschiessen. Kann ich denn an eurer Weisheit teilhaben? Und was soll der israelische Geheimdienst hier in diesem Stall mitten in der Eifel?»

Die beiden starrten mich mit großen Augen an, als seien meine Fragen möglicherweise eine Beleidigung oder eine Gotteslästerung unter Spezialisten.

»Also, die Auflösung bitte!«, schnauzte ich. »Ich muss nämlich darüber schreiben, falls ihr das vergessen habt.«

Irgendjemand, eine Frau, kicherte sehr hoch und murmelte: »Jetzt kann ich endlich etwas lernen.«

»Also, es geht grundsätzlich um Kleinkaliber«, begann Rodenstock. »In Deutschland ist es noch immer Sitte, dass ein Kaliber 22 gewöhnlich unter der festen Bezeichnung Kleinkalibergewehr geführt wird. In ländlichen Gegenden hatten die Leute so etwas früher im Kleiderschrank stehen. Inzwischen hat sich der Markt aber grundlegend geändert. Wir haben heute von vielen Herstellern kleine Pistolen, die dieses Kaliber verschießen, sehr wirksam und je nach Munition äußerst

effektiv sind. Du kannst die Waffen und die Munition hier in Deutschland kaufen. Die Waffen sind handlich, extrem leise und, je nach Geschoss, unglaublich brutal. Ist brutal richtig, mein Freund?«

»Brutal!«, bestätigte Kischkewitz ganz ernsthaft. »Also 22 ist das Kaliber. Das bedeutet, es sind zweiundzwanzig Hundertstel amerikanische Zoll, also zu deutsch etwa 5,6 Millimeter. Beim Biathlon übrigens wird damit geschossen. Das lfb nach den Ziffern heißt einfach *line fire bullet*, und ob das überhaupt zu nennen ist, wage ich zu bezweifeln, aber die Amis hängen an solchen Begriffen. Dann haben wir noch ... was haben wir noch erwähnt, Rodenstock?«

»Dann erwähnten wir noch 17 HMR«, fuhr Rodenstock in einem Ton fort, als langweile ihn das alles. »Das ist wiederum ein anderes Kleinkaliber, spielt aber im gleichen Bereich. 17 heißt siebzehn Hundertstel amerikanische Zoll, das entspricht etwa 4,5 Millimetern. H heißt Hornady und ist der Hersteller. M heißt Magnum, R heißt Rifle. Wichtig zu wissen: Ich kann eine Munition verwenden, die eine extrem hohe Huggeschwin-

digkeit entwickelt und enorme Verletzungen hervorruft.«

»Und was bedeutet die Erwähnung des Mossad?«, fragte ich schnell.

»Der Mossad ist derjenige Geheimdienst, der diese Waffen benutzt, wenn es hart auf hart kommt. Wenn sie zum Beispiel versuchen, einen Feind zu jagen. Und sie schießen immer eine Doublette, das heißt: Zwei sehr weiche Bleigeschosse, die sich nach Aufprall auf den Körper unglaublich verformen und im Körperinneren geradezu grässliche Verletzungen hervorrufen. Das wiederum heißt: Treffen zwei solcher Geschosse auf den menschlichen Körper, ist der Gegner in fast jedem Fall tot.«

Es war ganz still, sie hatten alle ihre Arbeit ruhen lassen, sie hatten alle zugehört. Und einer von ihnen außerhalb des grellen Lichtkreises begann zaghaft zu klatschen, hörte aber damit auf, als niemand sich anschloss.

»Noch etwas, Baumeister«, sagte mein Lehrmeister Rodenstock sehr von oben herab. »Du darfst das niemals in einem Artikel verwenden, weil niemand vom Mossad dir das bestätigen

wird.«

»Da bin ich aber dankbar, dass du mich schon zensierst, noch ehe ich geschrieben habe. Wann ist der alte Mann hier erschossen worden?«

»Der Arzt sagt, es muss etwa gegen neun Uhr am Abend passiert sein. Das deckt sich mit den ungefähren Angaben des Sohnes. Sie haben ihn gegen drei Uhr in der Nacht gefunden.«

»Eine Hinrichtung«, bemerkte Rodenstock mit grauem Gesicht.

»Richtig«, nickte Kischkewitz. »Aber das wirklich Erschreckende daran siehst du, wenn du hinter das kleine Gatter schaust. Der Mörder hat auch das Kälbchen erschossen. Kopfschuss. Und ich frage mich, wer zu so etwas fähig ist, mit wem haben wir es zu tun?«

»Das ist doch krank!«, hauchte Werner.

Kischkewitz sah ihn sofort scharf an, dann Rodenstock, dann mich.

»Er ist absolut sauber«, erklärte Rodenstock schnell. »Kein persönliches Interesse.«

»Ich will hier nichts verändern«, sagte der Arzt, der neben dem Toten kniete. »Ich müsste ihn aber umdrehen. Vielleicht gibt es andere Einschüsse

oder offene Wunden.«

»Das geht nicht, das geht noch nicht«, widersprach der Fotograf der Mordkommission hastig. Er hieß Uli, und er war ein Meister seines Fachs, wie ich von früheren Zusammentreffen wusste. »Ich muss auf die Leiter, ich will die Szene ganz: den Toten und das Kalb.«

»Ich helfe dir«, sagte ich.

Wir fanden eine hohe, hölzerne Leiter, lehnten sie an das Dachgebälk des Stalls, und er konnte die Szene von oben aufnehmen.

»Mein Gott, wer macht so was?«, fragte jemand, der irgendwo außerhalb des grellen Lichtes stand.

Nachdem alle Daten aufgenommen und die Lage des Toten minutiös dokumentiert worden war, drehten sie ihn, und der Arzt begann ganz vorsichtig, die Leiche erneut abzusuchen. Das dauerte sehr lange, dann sagte er: »Keine Wunden, keine Schusswunden. Ich werde auf dem Tisch sicher Prellungen finden, Hämatome, Folgen des Sturzes, aber sonst nichts.«

Eine Frau trat in das Licht und erklärte: »Hier, Chef, das ist das Stummelende eines Zimmermannsbleistiftes. Er hat doch immer

Notizen gemacht, sagt der Sohn.«

»Wo lag das?«

»Dahinten in einem alten, steinernen Schweinekoben.«

»Dokumentieren«, sagte Kischkewitz.

»Habt ihr seine Notizen gefunden?«, fragte Rodenstock.

»Haben wir nicht«, antwortete Kischkewitz. »Aber wir haben noch nicht danach gesucht. Nach Meinung des Sohnes hat er seine Papiere, also die letzten Notizen, irgendwo in seinem Zimmer. Aber wir fanden sie nicht auf Anhieb. Das erledigen meine Spezialisten später gründlicher.«

»Vielleicht war der Mörder deswegen hier«, sagte ich.

»Durchaus möglich«, murmelte Kischkewitz.

Ich begann zu fotografieren, konnte aber meine gewohnte Konzentration nicht erreichen. Ich dachte verunsichert an diesen alten Mann, der so sanft und klug gewesen war.

Ich erinnerte mich an die Kutschfahrt mit ihm. Auf einem Feldweg dicht neben der Rennstrecke, der in einen der wunderschönen Mischwälder führte, hatte er gesagt: »Guck mal, die Kutsche gibt mir

Ruhe, da kann mich nichts aufregen. Dann sehe ich eine seltene Blume, oder eine Kiefer, die ganz krumme, außergewöhnliche Äste ausgetrieben hat, und ich sage meinem Pferd: »Halt mal an, Jolanthe, das wollen wir uns mal genauer anschauen!« Ich erinnerte mich auch wieder an den Titel, den meine Geschichte getragen hatte: *Mein Pferd hat Zeit*.

Irgendwann kamen die Leute vom Bestattungsinstitut und setzten die Wanne neben den Toten. Sie hoben ihn hinein, schlossen den Deckel und gingen mit dem toten Jakob Lenzen zu ihrem Auto.

Kurz darauf tauchte ein junger Mann in einem Blaumann auf, der sagte: »Ich bin mit einem Viehanhänger hier, ich soll ein Kalb in die Pathologie nach Trier bringen.«

»Ich beeile mich«, versprach der Arzt Kischkewitz.
»Ich rufe dich an.«

»Was dagegen, wenn wir mit dem Sohn sprechen?«, fragte Rodenstock.

»Das ist okay«, nickte Kischkewitz. »Der sitzt in der Küche.« Dann sagte er laut: »Wir packen ein, Leute. Die erste Konferenz setze ich mal um 16

Uhr in Adenau an. Schlaft euch aus, sucht euch Hotelbetten, das mit den Spesen geht klar.« Er hatte eine verdammt gute Truppe, und er war sich ihrer sehr sicher. Er gab ihr jede Freiheit, die möglich war. Ein junger Hospitant hatte mir einmal gesagt: »Du kannst mit allem zu ihm kommen, aber du musst unbedingt da sein, wenn etwas passiert ist.«

Wir gingen in das Wohnhaus, wir klopfen an die Küchentür und erwarteten einen verzweiferten Sohn, aber als Rodenstock die Tür öffnete, empfing uns eine schweigende Versammlung. Die Nachbarn waren da, die Familie hatte sich versammelt. In dem großen Raum waren sicher mehr als zehn Personen. Sie hatten sich Stühle besorgt, sie saßen nach vorn gebeugt, sie wirkten versunken, nachdenklich, erschreckt. Auf dem großen Tisch stand eine dicke, rote Kerze und qualmte leicht. Die Szene hatte etwas von einem Gottesdienst.

»Tut mir leid«, murmelte Rodenstock und blieb einfach stehen.

»Das geht schon klar«, bemerkte ein Mann und

stand auf. Es war unschwer zu erkennen, dass er der Sohn des Ermordeten war. Er hatte das Gesicht seines Vaters, ein schmaler Mann um die Sechzig mit einem strengen Gesicht unter weißen, kurzen Haaren.

»Wir gehen mal in sein Zimmer.« Er schob sich an uns vorbei und lächelte dabei freundlich.

Er ging voraus, einen dunklen, dämmrigen Hur entlang, öffnete eine hohe Tür und ließ uns vorbeigehen. »Das ist Vaters Zimmer. Nehmen Sie Platz.«

»Wir sind keine Polizisten«, erklärte Rodenstock leise. »Wir sind Freunde von Oberrat Kischkewitz, wir wollen erfahren, was geschehen ist.«

Wir saßen auf hohen Stühlen an einem sehr alten, kostbaren Tisch mit hellen Blumenintarsien. Das Zimmer war ungewöhnlich hoch, erstaunlich luftig und hell. Ein altes Eichenbett in der Ecke, ein Kreuz mit dem Corpus Christi darüber, ein Buchsbaumsträußchen dahintergesteckt. Ganz ungewöhnlich: ein fast wandhohes Regal mit einer Unmenge an Büchern, viele davon in den klassischen Einbänden des Bertelsmann-Clubs. Auf seinem dunkelbraunen Nachtkästchen das Bild

einer alten Frau in einem großen, silbernen Rahmen.

»Wir wissen ja gar nicht, was geschehen ist«, murmelte der Sohn. »Ich habe ihn nur gefunden, wie er im Stall lag.«

»Was war das Erste, was Sie dachten?«, fragte ich.

»Zuerst dachte ich an einen Schlaganfall. Also, als ich ihn da so liegen sah.« Sein Gesicht war von harten Linien gezeichnet, sehr schmale, sehr breit gezogene Lippen. »Dann bin ich näher gegangen und habe irgendetwas gesagt, ich weiß nicht, was. Ich nehme an: >Wieso bist du denn hier? Es ist mitten in der Nacht!<«

»Da war es wohl drei Uhr, oder?«, fragte Rodenstock.

»Ja, ungefähr jedenfalls.«

»Warum sind Sie mitten in der Nacht in den Stall gegangen?«, fragte ich.

»Meine Frau ist wach geworden. Sie stupste mich an und sagte: Guck mal nach Vater. Der ist nicht in seinem Zimmer.«

»War Ihre Frau in diesem Zimmer hier? Mitten in der Nacht?«

»Ja«, nickte er. »Aber warum, das weiß ich nicht.

Sie sagt, es wäre ihr unwohl gewesen, sie hätte nachgeguckt. Das macht sie manchmal. Wie Frauen so sind.«

Seine Augen waren sehr hell und sehr eindringlich, und es sah nicht so aus, als habe er geweint. Vielleicht hatte er bisher nicht weinen können, vielleicht hatte er noch gar nicht begriffen, dass sein Vater niemals aus dem Stall zurückkehren würde.

»Hatten Sie zuweilen Streit mit Ihrem Vater?«, fragte Rodenstock.

»Ja, natürlich«, nickte er. »Als ich sagte, die Milchwirtschaft laufe nicht mehr, als ich noch nicht wusste, was ich hier neu machen konnte. Da brüllten wir uns an. Dann habe ich umgestellt auf Silage, dann haben wir auf das Ergebnis gewartet, und es lief gut. Und er hat gesagt: Das war kein Können, das war Glück. Und dann hat er gelacht. Wie überall zwischen Vater und Sohn, würde ich mal sagen.«

»Können Sie sich irgendeinen Menschen vorstellen, der so etwas tut?«

Er antwortete nicht, er schüttelte nur den Kopf.

»Kannte Ihr Vater den Günter Gracht aus Drees,

der die Trecker und Geräte verkauft hat?«, fragte Rodenstock.

Er lächelte. »Zugmaschinen-Günter? Der soll ja verschwunden sein, habe ich gehört. Klar, die kannten sich ihr ganzes Leben lang. Ist ja auch nur um die Ecke. Manchmal trafen sie sich und sprachen über die alten Zeiten.« Dann lächelte er. »Die haben sogar dieselbe Frau geliebt. Meine Mutter.« Er wies auf das Foto auf dem Nachtkasten. »Sie ist leider gestorben. Ihr Herz war nicht so gut. Das ist zwanzig Jahre her. Vater sagte immer: >Die kann man nicht ersetzen<.«

»Ich weiß, dass er sich Notizen gemacht hat. Über das ganze Jahr«, sagte ich. »Wo sind diese Notizen?«

»Also, die sind unten im Nachtkasten. Sehen Sie mal.« Er stand auf und öffnete den Nachtkasten. »Das sind so kleine, schwarze Hefte, jedes für ein Jahr. Hier oben liegt 2008. Wo das von diesem Jahr ist, wissen wir noch nicht. Wir werden es irgendwo finden. Oben in seinem Blaumann ist immer eine Tasche für kleine Werkzeuge und so. Da trug er es mit sich herum. Mit einem Kugelschreiber. Aber heute Nacht war es da wohl

nicht zu finden.«

»Stand auch was über den Nürburgring drin?«, fragte ich.

»Ja, bestimmt«, bestätigte er. »Mit dem leben wir hier ja. Vater war immer da oben, er lebte ja schon, als der gebaut wurde. Er ist der Einzige, den ich kenne, der den schweren Antrieb von BMW-Racing M3 verstand, und ich wette, er hätte ihn auch nachbauen können.«

»Was hielt er von Walterscheid?«, fragte ich weiter.

»>Fehlbesetzung<, sagte er immer wieder. Der Kerl habe eine große Klappe, mehr nicht. Er könne Eskimos einen Kühlschrank andrehen, aber er wisse nicht, warum, sagte er immer. Und jetzt, wo die da oben alles Mögliche durchziehen, war Vater strikt dagegen. Er sagte immer: >Das wird eine Kirmes, mehr nicht.<«

»Wusste er denn auch von den Hintergründen?«

»Es gibt bestimmt nicht viel, was er nicht wusste. Er hatte ja auch noch einen Original-Verzehrbon von 1947. Der hängt da hinten an der Wand, der ist richtig wertvoll. Da lief zum ersten Mal das Eifel-Pokal-Rennen. Die Leute zahlten fünf Reichsmark

Eintritt, und sie kriegten dafür noch Wein, Wurst und Brot. Die hatten alle vom Krieg die Schnauze voll, die bauten Deutschland wieder auf. Mein Vater war da schon zweiundzwanzig Jahre alt, wir kannten hier noch keinen Asphalt, und die Gülle lief die Straße runter. Der Fortschrittlichste hier im Dorf wollte die Dorfstraße pflastern und wurde deswegen beschimpft. So war das. Ja klar, heute denkt man: Die waren damals rückständig! Vater sagte immer: >Wir haben alles so gut gemacht, wie wir konnten.<«

»Ich komme jetzt an einen kritischen Punkt«, murmelte ich. »Wir müssen vom Täter sprechen. Glauben Sie, dass der mit einem Fahrzeug gekommen ist?«

»Meine Frau hat kein Fahrzeug gehört. Und die hört alles, was im Dorf nachts läuft. Also, ich will sagen: Wenn der mit einem leisen Motor ausgestattet war, dann ist er vorgefahren, reingegangen, wieder weggefahren. Aber ich würde eher denken, er kam zu Fuß, und er kam von hinten. Da sind Wiesen, da sind Wälder. Und wir haben teils gute Wege, für jedes Auto.«

»Es waren aber immerhin zwei Schüsse. Das muss

Ihre Frau doch gehört haben, oder?« Rodenstocks Augen waren in der Konzentration ganz schmal.

»Das hat sie nicht. Ich habe sie sofort gefragt.«

»Wie dicht kann ein Täter mit dem Auto durch die Wälder und Wiesen an das Dorf heran?«, fragte ich.

»Also bis auf dreihundert Meter, würde ich sagen. Das letzte Stück ist für einen PKW schwierig. Wenn du aber einen Offroader hast, kannst du hier vorfahren.«

Plötzlich ging irgendetwas in seinem Gesicht vor. Es zuckte, zog sich zusammen, die Augen wurden zu Schlitzern, das Kinn bewegte sich heftig, als kaue er. Sein Mund öffnete sich erschreckend weit, als wolle er schreien. Dann legte er die Arme auf den Tisch und ließ den Kopf darauf sinken. Es war eine Geste voll Traurigkeit und tiefster Demut, voll Wut, aber auch voll Hilflosigkeit. Dann weinte er laut und verzweifelt, und sein ganzer Körper zitterte, seine rechte Hand schob sich vor, und er schlug damit auf die Tischplatte. Das war erschreckend laut.

Rodenstock hob den Kopf, stand auf, und wir gingen schweigend hinaus. Im Flur stand eine Frau

und fragte leise: »Weint er jetzt?«

»Ja«, sagte ich.

»Gott sei Dank«. Sie blieb dort im mattgelben Licht stehen und starrte auf die geschlossene Tür.

»Wenn seine Frau die Schüsse nicht gehört hat, benutzte er vielleicht einen Schalldämpfer«, sagte Werner mehr zu sich als zu uns, als wir im Wagen saßen.

»Wieso er?«, fragte Rodenstock sofort aggressiv.

»Wieso nicht auch der Plural, wieso nicht auch sie? Wir wissen doch gar nicht, ob es nur einer war.«

»Davon verstehe ich nun wirklich nichts«, seufzte Werner.

Da es immer noch schneite, nahm ich den Weg auf Boos zu, um die B 410 zu erreichen. Vielleicht waren dort schon Schneepflüge gefahren.

»Offenbar waren dem Täter die beiden alten Bauern gut bekannt«, sagte ich. »Der eine in seinem Treckerladen in der Scheune, der andere beim Kälbchen im Stall. Dazu muss ein Täter aber wissen, wie sie leben.«

»Das ist richtig«, Rodenstock fummelte ein

Papiertaschentuch aus einem Paket.

Meine Hoffnung erfüllte sich, auf der B 410 war der erste Schneeflug schon gefahren.

»Jennifer wird uns Löcher in den Bauch fragen«, bemerkte Werner in reiner Vorfreude.

Mit ganz ungewöhnlich hoher Stimme fiepste Rodenstock augenblicklich: »Jennifer? Etwa *unsere* Jennifer?«

»Ja«, sagte ich. »Sie ist bei mir.«

Rodenstock räusperte sich, um seine Stimme zu normalisieren. »Das ist ja sehr interessant«, bemerkte er. »Finde ich auch«, sagte ich.

Ich versuchte, Werner im Rückspiegel zuzufeixen.

8. Kapitel

Du kommst heim, du bist voller Fragen, von denen du noch nicht weißt, welche zu vernachlässigen ist, und welcher du nachgehen musst. Du hast das Bild eines brutal ausradierten Lebens noch frisch im Gedächtnis. Du willst dich verkriechen, du willst beleibe nicht die anstehenden, schwierigen Probleme wälzen, schon gar nicht zu vorschnellen Antworten kommen. Du bist keine

Mordkommission, du stehst nicht unter Druck. Du willst recherchieren. Recherchieren heißt, sich Zeit nehmen. Du willst durchatmen, du willst keinen Menschen sehen. Du willst auch nicht in der Hoffnung auf schnelle, bequeme Antworten herumtelefonieren, und du bittest den Himmel inständig darum, dass kein Schwein anruft, dass die Welt dich ein paar Tage in Ruhe lässt. Wäre Sommer, würdest du zu Markus Schröder in Niederehe fahren und eine Forelle bestellen. Oder du würdest nach nebenan zu Uschi und Ernst Müller gehen, um die Pferde zu beobachten, vielleicht eines streicheln, vielleicht ein paar alte Äpfel für die Tiere mitnehmen, vielleicht den Hund Ben kraulen, vielleicht mit Ernst sprechen, der an seinen neuen Paddocks baut und Pfähle in die Erde rammt. Vielleicht würdest du auch in die Bäckerei Utters nach Dockweiler fahren und vor einem Milchkaffee auf den alten Möbeln sitzen und die sepiafarbenen, alten Fotos an den Wänden anschauen, die von alten, guten und bösen Zeiten erzählen. Wie auch immer, auf jeden Fall würdest du diese Landschaft atmen und sicher zur Ruhe kommen.

Das alles geht natürlich nicht, wenn in deinem Wohnzimmer im bequemsten Sessel eine junge Frau aus Sao Paulo in Klamotten von Dolce & Gabbana hockt und sich die Augen aus dem Kopf weint.

»Was ist denn mit dir?«, fragte ich.

»Ich wäre jetzt verheiratet«, erklärte sie schniefend.

»Ist das ein Grund zu weinen?«

»Irgendwie schon«, schluchzte sie. »Ich habe mit Mama geredet.«

»Ja, und?«

»Sie waren alle da, sagt sie. Natürlich Joshua und seine Eltern. Und sie freuten sich auf die Synagoge, und alle waren sehr feierlich. Und ich war nicht da.«

»Aber du wolltest doch gar nicht da sein«, sagte ich. »Du bist doch abgehauen, um dir diese Peinlichkeit zu ersparen.«

»Zum Heulen ist es aber trotzdem«, beharrte sie.

»Dann heulst du in Ruhe zu Ende, und dann erzählen wir dir von einem alten Bauern, der erschossen worden ist«, sagte Werner hinter mir aufmunternd.

Es munterte sie nicht auf.

»Du musst erwachsen werden, Frau«, murmelte ich. »Das Problem hatten wir doch schon öfter, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Das will ich ja gar nicht.«

»Ja, eben.«

»Das sagt Papa auch immer. Mama sagt, er will mich enterben.«

»Das ist doch schon mal ein erster Schritt in die richtige Richtung«, befand Werner. »Du lässt dich enterben und siehst zu, dass du eine Arbeit findest.«

»Ich habe nichts gelernt, nur rumstudiert.«

»Du rufst diesen Joshua an und sagst ihm, warum du abgehauen bist«, schlug Werner vor.

»Du kannst ihm erzählen, dass du eine verwöhnte Göre bist, und dass du jetzt als Bedienung in einem argentinischen Steakhaus in Köln arbeitest«, legte ich nach.

»Das glaubt doch kein Mensch«, schluchzte sie.

»Wenn du es wirklich machst, müssen sie es glauben«, sagte Werner gutmütig. »Dann servierst du Fritten in Gucci. Das hat doch was.«

Sie grinste plötzlich, es war, als ginge die Sonne

auf. »Dann kommt ein Macker zum Essen und fragt mich, was ich pro Nacht koste. Und ich sage ihm: Du kannst mich gar nicht bezahlen, Kleiner.«
»Oder so!«, nickte ich. »Einmal reich, immer reich.«

»Sag mal«, fragte Werner mit plötzlichem Interesse, »wie reich ist denn dein Vater eigentlich?«

»In der letzten Forbes-Liste wird er mit 1,8 Milliarden angegeben«, sagte sie im satten Ton der Erfolgreichen, von Tränen keine Spur mehr.

»Dich hätte ich vor fünfundzwanzig Jahren dringend gebraucht«, bemerkte mein Penner. Dann zuckte er plötzlich zusammen und fasste sich an den Bauch. Er machte zwei Schritte vorwärts und setzte sich auf das Sofa. Er war leichenblass, und auf seiner Stirn stand Schweiß.

»Was ist?«, fragte ich.

»Schmerzen«, sagte er matt. »Ich nehme an, ich kann normale Ernährung gar nicht mehr vertragen. Meine Innereien wissen gar nicht, was das ist.«

»Wovon hast du dich denn ernährt?«, fragte Jennifer.

»Aus Mülltonnen«, sagte er sehr sachlich. »Die

Leute werfen alles Mögliche weg.«

»Hast du mit Emma gesprochen?«, fragte ich.

»Ja, sicher. Sie sagt, Rodenstock sei zurzeit etwas schwierig, und wenn es gehe, soll ich erst einmal bei dir bleiben.«

»Liegt sie im Bett?«

»Nein, nicht mehr. Sie sagt, sie ruht sich aus, aber es geht ihr schon besser. Sie sagt, erst hat Mama bei ihr angerufen, und sie hat versichert, sie wisse nicht, wo ich bin. Dann hat Papa bei ihr angerufen und gebrüllt, Emma soll nicht lügen, das hätte unsere Familie nicht nötig. Emma hat gesagt, ich sei nicht bei ihr, und das stimmt ja auch. Dann hat Papa gesagt, er habe die Schnauze voll, und ich solle bleiben, wo der Pfeffer wächst.«

»Das ist sehr gut«, sagte Werner. »Aber ein paar Sachen verstehe ich nicht. Warum sprichst du fließend Deutsch, obwohl du hier nicht zu Hause bist?«

»Das ist so in dieser Familie«, antwortete Jennifer sybillinisch.

»Es ist eine sehr große jüdische Sippe«, erklärte ich. »Sie waren vorwiegend in den osteuropäischen Ländern zu Hause, bis Hitler kam. Die meisten

wurden ins Gas geschickt, einigen gelang die Flucht quer durch Europa und dann nach Südamerika und in die USA. Sie hängen immer noch zusammen wie Pech und Schwefel, und Emma ist ihre Stammesheilige und hält sie alle eisern zusammen. Sie haben irgendwann beschlossen, nicht zu vergessen. Und damit sie nicht vergessen, müssen die Kinder zwei Sprachen lernen: Das alte Jiddisch der Shtetl im Osten und Deutsch.«

»Aber da wird doch Hass gesät«, sagte Werner verwirrt.

»Wird nicht«, widersprach ich. »Emma sagt, dass die Deutschen nicht mehr so sind, wie sie mal waren. Und die Kinder besuchen Deutschland, damit sie sehen, wie es hier ist. Und jetzt will ich eine Pause. Ihr zwei könntet euch um das Essen kümmern, vielleicht ein bisschen einkaufen. Falls jemand anruft, bin ich nicht da. Ich gehe nachdenken und schlafen.«

Ich duschte, weil ich das Gefühl hatte, schmutzig zu sein. Ich starrte aus dem Badezimmerfenster in den sanft rieselnden Schnee. Der Himmel über den Höhen jenseits der Häuser war wie Blei und hing

so tief, dass man ihn scheinbar mit den Händen erreichen konnte.

Ich dachte daran, dass ich in Hamburg anrufen sollte, um meine Geschichte anzukündigen. Ich musste irgendetwas für meine Rente tun, auch wenn ich Arbeit im Moment nicht mochte. Also legte ich mich auf das Bett und rief Hamburg an.

Ich erwischte Wolfram Bickerich, der gerade zusammen mit einem Freund eine Kohl-Biographie veröffentlicht hatte. Er war einer der besten Stilisten, die ich kannte, und er war von gnadenloser Ironie.

»Ich habe eine Geschichte«, sagte ich.
»Möglicherweise.«

»Was ist es denn?«, fragte er freundlich.

»Der Nürburgring-Skandal. Sie haben 350 Millionen Euro verbaut und jetzt stellt sich heraus, dass es zu viel Beton und zu viel Geld war. Und sie haben keine Ahnung, wie sie das bezahlen sollen. Und die Eifeler sind stinksauer.«

»Das ist doch Pipifax, das ist doch schlechte Provinz«, sagte er dröhnend. »Das ist doch das Übliche. Irgendjemand baut sich ein Denkmal, das wie ein Flughafen aussieht und mitten im Wald in

der Walachei liegt. Und dann verlangt er, dass man ihn anbetet.«

»Ich würde viel Wert auf Ironie legen«, sagte ich vorsichtig. »Sie hatten insgesamt 420 Berater, die allesamt Geld bekommen haben, und bei denen keiner genau weiß, wobei sie beraten haben, und warum eigentlich. 20 Millionen Euro für Beratungen. Es geht auch um eine weit verbreitete Spezies: Um Auto-Freaks. Es ist auch ein Paradestück über Leute, die irgendwann vergessen haben, was sie eigentlich wollten, außer Rummel und Geld verdienen. Es ist richtig schöne Provinz.«

»Eine Seite? Ein bisschen mehr?«

»Das würde ich sagen, ja.«

»Her damit, wenn es fertig ist.«

Danach rief ich Wilhelm Hahne an, den ich seit Jahren kannte, ich musste dringend mit ihm sprechen. Der Mann war mit Sicherheit der Einzige, der über alles am Nürburgring informiert war, wie jeder hier wusste. Seit Jahrzehnten begleitete er den Ring, seit Jahrzehnten hatte er jeden Hintergrund ausgeleuchtet, seit vielen Jahren war er für Bernard Walterscheid ein ungeliebter Wegbegleiter, weil er sich eindeutig dem Pla-

nungschaos nicht unterordnete, ganz kühl beobachtete. Er betrieb eine Seite im Internet unter www.motor-kritik.de, in die sich Tausende überall auf der Welt einklickten, die unbedingt wissen wollten, was auf ihrer geliebten Nordschleife vor sich ging. Er hatte ätzend ironisch gefragt, warum Walterscheid nicht auch Kamelreiten auf den Parkplätzen anbiete.

Dann war überraschend die Staatsanwaltschaft Koblenz aufgetreten und hatte seine Unterlagen und seine Computeranlage beschlagnahmt. Die Anklage war grotesk: Ihm war im indirekten Auftrag der Nürburgring GmbH Geheimnisverrat vorgeworfen worden. Er habe, so hatten Zeitungen berichtet, im Internet ein mit dem Handy aufgenommenes, kurzes Video gezeigt, auf dem eine öffentliche Veranstaltung der Nürburgring GmbH zu sehen sei. Journalistisches Erstaunen überall, denn es war tatsächlich eine öffentliche Pressekonferenz gewesen. Tage später nur hatte die Staatsanwaltschaft eine gewaltige Backpfeife kassiert, weil ein Gericht entschieden hatte, dass diese Vorwürfe haltlos seien, und also auch die Beschlagnahme.

Der Vorgang zeigte die dämmliche, massive Nervosität der Nürburgring GmbH, zeigte aber auch die Willfähigkeit einer Staatsanwaltschaft, die offensichtlich den immer noch Mächtigen diene und vor fachlichen Ausrutschern nicht zurückschreckte. Wilhelm Hahne aber signierte seit diesem Vorfall seine Briefe mit dem Zusatz »rechtsstaatlich überprüfter Geheimnisverräter«. Das Verfahren war eingestellt, die Begründung: »mangelndes öffentliches Interesse«, was einer wundervollen Lüge gleichkam.

»Siggi hier, ich grüße dich. Wir haben zwei Morde. Macht es dir noch Spaß, über den Nürburgring zu schreiben?«

»Eindeutig nicht. Wir haben nicht nur zwei Morde, wir haben jetzt drei Tote. Rainer Mertel ist gestern in einer Klinik in Mainz gestorben. Herzinfarkt. Ein Opfer seines Nürburgrings.«

Ich war sprachlos.

»Er hat vor dem Untersuchungsausschuss des Landtags ausgesagt, bekam einen Infarkt und konnte nicht mehr gerettet werden. Er war erst vierundsechzig«, fuhr er fort. »Das schmerzt.«

Ich sagte fast ohne Stimme: »Ich wollte eigentlich

nur ein paar Infos von dir zum Nürburgring. Aber ... ich rufe dich später wieder an, das muss ich erst einmal verdauen.«

Mertel, Vorname Rainer, Kurdirektor der Brunnenstadt Bad Neuenahr, hochgeachtet wegen seiner Verdienste in diversen Ämtern, Vorgänger des geschassten Bernard Walterscheid am Nürburgring, Mitglied der CDU, ein Mann, der sich zerriss, weil sein Nachfolger an der Rennstrecke erst einen kuriosen, dann einen völlig sinnentleerten und verrückten Kurs gefahren hatte. 1984, als man am Nürburgring den neuen Grand-Prix-Kurs baute, war Mertel der Mann, der mit dem Fahrrad und in Gummistiefeln durch den Schlamm der Baustelle pflügte, um nachzuschauen, ob alles richtig lief. Er war jemand, der kein Benzin im Blut hatte, aber begreifen wollte, wie rennverrückte Fans tickten. Und er hatte es begriffen. Er war der Mann, der auf Anregung Wilhelm Hahnes den Truck-Grand-Prix einführte, und der Zahnschmerzen bekam, als Walterscheid laut über künstliche Schneegebiete an der Hohen Acht nachdachte, über eine Disco, über eine ziemlich wahllose Ansammlung von

Restaurants, Kneipen und Bars, über Marken-Erlebniswelten, womit er die Fangeschäfte der großen Autofirmen meinte und auch die der großen Zulieferer. Mertel hatte in Bad Neuenahr in seinem Kurdirektorbüro gesessen und wahrscheinlich in ohnmächtiger Wut miterleben müssen, wie alles das, was er vorsichtig und bedachtsam eingeführt hatte, wieder in Frage gestellt worden war, weil Walterscheid kein Maß kannte und keine Kontrolle akzeptierte, aber plötzlich 350 Millionen Euro zur Verfügung hatte, die er schnellstmöglich ausgeben wollte.

Und jetzt war Rainer Mertel gestorben. Das war, als habe seine Seele sich davongemacht, weil sie nicht mitansehen wollte, was hier mit seinem Lebenswerk geschah.

Es gab zwei Ermordete, und wir hatten nicht den Schimmer einer Erkenntnis, wer so etwas hatte tun können. Hing das überhaupt mit dem Nürburgring zusammen? Konnte nicht etwas ganz anderes dahinterstecken?

Claudio Bremm war viel Macht zugespielt worden und viel Geld, weil irgendjemand auf der politischen Ebene es so gewollt hatte. Das

bedeutete aber nicht, dass deswegen jemand mit einer Kalaschnikow ans Werk gegangen war, um diesen Mann brutal auszuschalten. Ein glaubwürdiges Motiv war einfach nicht zu sehen, denn Bremm hatte die Aufgabe, die Rennstrecke zu managen - nicht, sie zu zerstören. Sein Job war es, aus der Rennstrecke ein Geschäft zu machen, das sich lohnte. Das war zunächst aller Ehren wert, auch wenn Finanzspezialisten längst der Meinung waren, der neue Geschäfts- und Freizeitpark könne nicht einmal die laufenden Kosten decken und liege ewig dem Steuerzahler dieses Landes auf der Tasche. Also, wer hatte in der Sache Bremm ein Motiv?

Ganz wichtig noch: Die beiden Bauern Gracht und Lenzen, der eine spurlos verschwunden, der andere eiskalt ermordet, waren wohl eindeutig der Meinung gewesen, am Nürburgring laufe vieles schief. Bremm aber war der Mann gewesen, der alle Schieflagen zu bewältigen hatte, gleichgültig, wie sie aussahen. Demzufolge musste es sich um verschiedene Täter handeln, Bremm konnte nicht vom gleichen Täter ermordet worden sein wie Lenzen. Oder gab es doch Gemeinsamkeiten? Gab

es also ein umfassendes Motiv, alle drei Männer zu töten?

Ich rief Rodenstock an, ich musste Ordnung in meinem Chaos schaffen, das sich mit der Nachricht, Mertel sei gestorben, nur noch verschlimmert hatte.

Ich erzählte ihm von der Sache, kam dann aber sofort auf den Mordfall Bremm zu sprechen. »Sag mal, was hat denn die Ehefrau von Bremm ausgesagt?«

»Gar nichts von Belang«, antwortete er. »Sie war in der Wohnung bei Frankfurt. Sie weiß nicht, warum ihr Mann nachts in den Wäldern herumstreifte, sie sagt aber auch, dass er nachts spazieren ging, wenn irgendwelche Probleme warteten, für die er keine Lösung sah. Sie haben am Vortag miteinander telefoniert, sie telefonierten jeden Tag miteinander. Sie weiß nichts von schwierigen Problemen, und sie kann sich nicht vorstellen, wer so etwas Grausames getan haben könnte. Sie sagt, er habe natürlich Feinde gehabt, aber niemand in dieser Position sei ohne Feinde. Und sie sagt auch, dass er angetreten sei, die Fehler anderer so gut wie möglich zu korrigieren.«

»Was weiß man von der Waffe?«

»Tatsächlich eine alte Kalaschnikow der russischen Armee. Elf Millimeter, alte, rundköpfige Hartkerngeschosse, mindestens dreißig Jahre alt. Die Waffe ist vollkommen unbekannt, hat keine Geschichte, wird also rabenschwarz sein und kann ebenso aus dem Nahen Osten stammen wie aus Mitteleuropa. Es sind davon Zigtausende unterwegs von hier bis Pakistan. Übrigens etwas zu deinem Freund namens Werner. Er war in München lange Zeit dringend verdächtig, Drogen zu dealen.«

»Das weiß ich, Rodenstock. Das ist zwanzig Jahre her. Hast du das aus dem Archiv der Bauernkriege?«

»Ich denke, ich sage dir das, ehe du in dein Unglück rennst.«

»Das hat mir Werner schon erzählt. Hat man die Notizen vom alten Jakob Lenzen schon gefunden?«

»Nein, hat man nicht. Vielleicht hat der Mörder sich die Papiere geholt, vielleicht ist er deshalb aufgetaucht, vielleicht stand etwas darin, was ihn verraten hätte. Aber noch etwas ist interessant.

Bremm trug schwere Schuhe, die Sohlen einwandfrei nachweisbar über etwa einhundertzwanzig Meter bis zum Tatort. Dann war ein Zweiter dort. Er trug diese entsetzlichen Plastikkübel, die heutzutage überall in Mode sind. Aber er kam nicht über die hundertzwanzig Meter am Wald entlang, sondern nur etwa über siebzig Meter bis zum Tatort. Es kann also sein, dass er im Schutz der Bäume stand und dann hinausging, als Bremm an ihm vorbeilief.«

»Welche Schuhgröße?«

»Zweiundvierzig, sagen die Techniker. Und ziemlich neu.« Er setzte hastig hinzu: »Bis demnächst, ich habe einen Anruf.« Rodenstock und seine geheimnisvollen Telefonate.

Ich döste vor mich hin und sah, wie das Novemberdunkel wieder aufzog. Ich dachte flüchtig daran, dass ich Vogelfutter kaufen sollte. Ich wurde gegen sieben Uhr wach, irgendwo war mit lauter Sirene ein Streifenwagen unterwegs.

Ich musste mir das ansehen, ich wusste, dass es an einem Tatort immer etwas gab, was mir Ruhe verschaffte. Ich musste von der Hektik der

Gerüchte wegkommen.

Ich ging hinunter und fand Jennifer und Werner im Wohnzimmer. »Ich bin mal eine Stunde unterwegs. Ich hoffe, ihr vertragst euch.«

»Durchaus«, sagte Jennifer und kraulte meinen Kater, der sich auf ihren Schoß gesetzt hatte und höchst zufrieden schien.

»Hast du Schmerzen?«, fragte Werner.

»Nein, habe ich nicht. Aber das erinnert mich daran, dass ich diese blöden Pflaster abnehmen wollte. Ich verabschiede mich. Bis später.«

Im Flur nahm ich die weißen Lappen von den Ohren. Zu sehen war nichts, meine gewohnten Ohren sahen gesund aus und sendeten keine beunruhigenden Signale. Ich stopfte mir in Ruhe eine uralte, elegante Jeantet und machte mich auf den Weg.

Der letzte Schnee war liegen geblieben, die Straßen waren gesalzen und frei, es herrschten drei Grad minus, und ich hörte meinen alten Eifelschrat murmeln: »Siehste! Und da sagen sie dauernd was von Erderwärmung!«

Als ich die B 410 oberhalb des Dorfes erreichte,

ließ ich das Fenster herunter. Die kalte Luft tat gut, vertrieb meine Verdrießlichkeit und den Dauerfrust, die sich regelmäßig einstellten, wenn es viele Fragen gab und keine Antworten.

Ein paar Trucks begegneten mir, selten ein PKW, die Eifel ist bei Anbruch der Nacht in schlechtem Novemberwetter nicht eben ein belebter Ort. Es war totenstill.

Auf der B 258 kurz vor den gewaltigen Gebäuden des Lindner-Hotels, des *Boulevard* und des *ringwerk* bremste ich ab und schlich im Schrittempo weiter, bis ich den sehr großen, roten Schriftzug sah, der bedrohlich auf die Straße zu kippen schien. Da hielt ich an. *nürburgring* strahlte es in düsterem Rot in die neblige, nasse Nacht. Jemand hatte formuliert: »Das sieht aus als hätte man im Nirgendwo einen Flughafen gebaut.«

Wie ein wüster Schwall brach alles das, was ich in Zeitungen und Magazinen gelesen, im Fernsehen gesehen und mit wichtigen Leuten in der Eifel ausgetauscht hatte, über mich herein. Unaufhaltsam wie eine massive Bedrohung trommelten Fakten und Zahlen auf mich ein, und ich wusste, es würde keinen Sinn machen, mich

dagegen zu wehren.

Ich schaltete die Warnblinkanlage ein und stieg aus. Für jemanden, der mich jetzt beobachtete, musste ich wie ein Irrer wirken, der sich ohne Schirm in den eiskalten Regen stellte, tropfnass wurde und dabei auf ein Steingebirge starrte, das mindestens 330 Millionen Euro gekostet hatte. Und es war noch längst nicht fertig, wollte immer noch mit Geld zugestrichelt werden, weil vieles Rohbau war, nicht eingerichtet, nicht einmal genau geplant und bedacht. Es gab ernstzunehmende Leute, die mittlerweile auf 400 Millionen tippten.

Rodenstock hatte recht: Ich hatte kein Benzin im Blut, aber ich liebte meine Eifel und die Eifeler, und ich liebte den Nürburgring, weil er seit vielen Jahrzehnten Teil dieser Eifel war. Er war Brotgeber und Existenzgrundlage, aber auch behagliches Zuhause und das sichere Wissen, dass die Nordschleife, diese auf der Welt einmalige Rennstrecke, durch nichts und niemanden zu ersetzen war, schon gar nicht durch das laute Geschwätz sich wichtig gebender Manager. Die waren auf den absurden Gedanken gekommen, so etwas wie ein Freizeitzentrum in die Wälder zu

setzen. Sie hatten der Eifel die Gebrauchsanweisung für den gossen Nepp angereicht, und die Eifeler waren nichts als verwirrt und mussten zur Kenntnis nehmen, dass da etwas geschah, von dem sie nichts verstanden.

Nicht einmal die von Politik und Wirtschaft groß gefeierte Eröffnung im Sommer war ein Erfolg geworden. Zu vieles war nicht fertig, wurde hinter geschlossenen Türen und bunten Fahnentüchern verborgen. Die »schnellste Achterbahn der Welt« zum Beispiel, für runde dreizehn Millionen eingekauft, wurde von Prominenz für die Show bestiegen, ohne ein einziges Mal funktioniert zu haben. Der Segen des TÜV war noch lange nicht in Sicht.

Ich wischte mir den Regen aus dem Gesicht und starrte weiter auf das künstliche Gebirge, als könne es Auswege aus dem Chaos anbieten.

Dieser unselige Finanzierungsplan aus privatwirtschaftlichen Geldquellen, diese geradezu blödsinnig wirkende Trickserie. Die Gebäude sollten hochgezogen werden, um dann an eine belgische Finanzgruppe verkauft zu werden. Die wiederum würde die gesamte Anlage an die

Nürburgring GmbH vermieten. So würde man alles in allem etwa 50 Millionen Euro sparen. So der Plan, an den offenbar alle glaubten, besonders die, die ihn nicht verstanden. Die Finanzierung würde mit einem exquisiten Geldpaket aus den USA durchgezogen: mit den inzwischen verkauften Lebensversicherungen US-amerikanischer Bürger, die die Raten nicht mehr hatten überweisen können. Ein geradezu abartig wirkendes Spiel: Lebt er noch, oder stirbt er schon? Bis der inzwischen gefeuerte Finanzminister vor einem Untersuchungsausschuss des Landes in heiterer Naivität versicherte, anfangs habe er das Ganze auch nicht verstanden, aber eigentlich hätte es funktionieren müssen. Heilige Einfalt!

Vor einem erleuchteten Fenster des Hotels glitt eine Frau vorbei und zog die Vorhänge zu. Gleich nebenan lag die Fassade des Casinos, das man eigens gebaut hatte, um Leuten mit Geld genau das abzunehmen. Jetzt war vollkommen unklar, ob diese neugebaute Zentrale des eiflerischen Glücksspiels die jährliche Mindestabgabe von 38 Millionen an das Land überhaupt würde leisten können. Bisher war vergebens Ausschau nach

betuchten Spielwilligen gehalten worden, der kleine Glückstempel dämmerte seit Monaten menschenleer vor sich hin und wirkte ähnlich belebend wie eine Dönerbude.

Baumeister, mach jetzt Schluss, sonst kommst du mit einer Lungenentzündung nach Hause. Jammere nicht und spuck nicht dauernd Schwefel. Konzentriere dich auf das, was geschah. Jemand hatte Claudio Bremm mit einer Kalaschnikow erschossen, jemand hatte den klugen Jakob Lenzen hingerichtet, und der mutige Günter Gracht war samt Ehefrau spurlos verschwunden, nachdem man einen Anschlag auf sein Leben verübt hatte. Konnte es sein, dass ihre Leichen irgendwo in den Wäldern verfaulten?

Vergiss die verplemperten 350 Millionen, Baumeister, vergiss das Geschrei der Manager, kümmere dich um die Toten und Verschwundenen.

Als ich mich wieder in mein Auto setzte, war ich einigermaßen durchnässt, und ich trocknete meine Hände am Pullover ab, bevor ich mir eine Pfeife stopfte. Dann rollte ich langsam weiter, um in das gespenstisch leere Parkhaus für 700 Autos zu

gleiten. Es war jetzt acht Uhr am Abend, und mein Wagen war der einzige in dieser trostlosen Aufeinanderhäufung von Beton. Alle elektronischen Einrichtungen fehlten noch, es war also angenehm, nichts zahlen zu müssen, weil ich nichts zahlen konnte.

Es fiel mir auf, dass es Parallelen zwischen den beiden alten Bauern gab. Beide hatten viel Wissen von der Rennstrecke, beide waren mutig genug, Missstände auch zu benennen. Der eine hatte den Mumm gehabt, den Chef der GmbH als Null zu bezeichnen. Der andere hatte sogar den Mut aufgebracht, die hohen Herren in der Leitung anzuzeigen, weil sie seiner Meinung nach klar gegen Gesetze verstoßen hatten, etwa durch die Veruntreuung öffentlicher Gelder. Und selbst dann hatte die Staatsanwaltschaft in Koblenz es noch riskiert zu sagen: »Strafanzeigen sind bei uns nicht eingegangen.«

Ich marschierte geruhsam ein Stockwerk höher und ging in den matt beleuchteten Boulevard, in dem kein Mensch war. Doch, in der Ferne an der Fassade der Zuhörläden auf der rechten Seite arbeiteten drei Männer mit Hilfe einer großen

Leiter an irgendwelchen elektrischen Leitungen herum.

Es war ein angenehmes Gefühl, 9.000 Quadratmeter fast allein für mich zu haben. Ich setzte mich auf etwas aus weißem Plastik, von dem ich nicht wusste, ob man sich darauf setzen durfte. Ich zündete meine Pfeife an und wurde damit garantiert ein Rechtsbrecher.

Die Handwerker beäugten mich misstrauisch, sagten aber nichts und drückten auch keinen Alarmknopf. Im Gegenteil, einer von ihnen sagte inbrünstig: »Pfeife riecht ja auch wesentlich besser!« Dann zündeten sie sich Zigaretten an.

Du irrst, Baumeister, dachte ich plötzlich. Die beiden alten Bauern mochten sehr viel Gemeinsames gehabt haben, aber es mussten dennoch zwei Täter gewesen sein. Warum? Der eine schlug mit einem Stemmeisen in hasserfüllter Brutalität zu, der andere schoss wie ein eiskalter Scharfrichter aus nächster Nähe. Das sah nicht nach demselben Täter aus, sondern nach grundverschiedenen Typen.

Ich entdeckte ihn erst, als eine Viertelstunde vorbei war, und ich entdeckte ihn nur, weil er sich

plötzlich bewegte, aufstand und sich reckte, bevor er sich wieder hinsetzte.

Ich stand auf und schlenderte zu ihm hinüber. Er war vielleicht fünfzig Meter entfernt, eine kleine, dunkle Figur, die sich in diesem riesigen Raum verlor.

»So sieht man sich wieder«, sagte ich.

»Ich will meine Mutter abholen«, erklärte er. »Sie hat gleich Schichtende.« Er saß ebenfalls auf etwas, das wie Plastik aussah und kniehoch eine riesige Leinwand vom Raum abtrennte, auf der tagsüber irgendwelche Filmchen liefen, um Betrieb vorzutäuschen. »Haben Sie Herrn Bremm noch gesehen? Ich meine, als er tot war?«, fragte er. In dem Dämmerlicht war sein Gesicht ein lang gezogenes, fast weißes Oval, die Augen tief-schwarze Löcher.

»Ja, ich habe ihn gesehen. Aber es war ein schrecklicher Anblick. Ich kann Ihnen versichern, Sie haben nichts versäumt.«

»Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen.« Er holte ein Paket Tabak aus der Jackentasche und drehte sich mit langen, schlanken Fingern sehr konzentriert und schnell eine Zigarette. »Ich hätte

gern Abschied genommen. So zerstört wie er war.«
»Das kann ich verstehen«, nickte ich. »Haben Sie für ihn gearbeitet?«

»Nein, oh nein. Nur manchmal die Kreditkarten verkauft, mit denen die Leute hier bezahlen. Er hat gesagt, er denkt an mich, wenn er mal einen guten Job hat. Ich meine, Sie waren doch da, wo er lag. War er sehr schmutzig?«

»Na, sicher«, antwortete ich etwas verwirrt. »Da oben war es matschig durch den Dauerregen, da bleibt niemand sauber. Und er ist ja gefallen, als ihn die Schüsse trafen. Der Arzt der Mordkommission musste ihn untersuchen und sogar auf der Erde drehen. Warum fragen Sie nach dem Schmutz?«

»Ja, ja, das dachte ich mir schon«, nickte er nachdenklich und wirkte betrübt. »Also, wenn Sie mich fragen: Bei Herrn Bremm passte Dreck oder Schmutz überhaupt nicht. Seine Klamotten immer tadellos, wirklich ein guter Mann. Sie haben doch sicher Fotos gemacht, Sie hatten so eine große Tasche mit breiten Riemen bei sich, als Sie da raufmarschierten.«

»Ich bin Journalist, und ich fotografiere auch. Das

gehört zu meinem Beruf. Haben Sie denn eine Ahnung, wer diesen Mann erschossen hat?«

»Da wird es viele geben, denke ich mal!«, antwortete er klar und düster.

»Nennen Sie mir einen«, sagte ich schnell.

»Das kann ich nicht machen, da heißt es nur: Der quatscht mal wieder.«

»Junger Mann, es war Mord. Und ein Mordversuch an Günter Gracht in Nitz schloss sich an. Und ein weiterer Mord am alten Jakob Lenzen in Kirsbach. Geben Sie sich einen Ruck. Nennen Sie mir nur einen Namen.«

»Ich habe ja keine Beweise«, sagte er matt. »Aber diese Bauern waren ekelhaft, sie haben überhaupt nichts verstanden.«

»Unter uns brauchen wir beide keine Beweise«, sagte ich.

»Nein, das geht nicht.« Dann wandte er den Kopf ab und fragte ungezielt in den weiten Raum: »Kann ich ein Foto von Herrn Bremm haben?«

»Meinen Sie etwa ein Foto vom Tatort?«, fragte ich verblüfft.

»Ja, klar. So wie Sie ihn oben am Waldrand gesehen haben.«

»Das geht nicht«, lehnte ich ab. »Oder machen wir es so: Sie nennen mir ein paar Namen, und ich schicke Ihnen ein Foto ins Haus.«

Er schwieg eine lange Weile.

»Wie heißen Sie eigentlich?«, fragte ich, um das Gespräch nicht abreißen zu lassen. »Wegemann«, antwortete er. »Kurt Wegemann.«

»Und wo sind Sie zu Hause?«

»In Meuspath«, sagte er nuschelnd, als sei das ein Geheimnis. »Da kommt meine Mutter.«

Vom Eingang her näherten sich zwei Frauen, die völlig abgerissen und erschöpft wirkten, etwa fünfzig Jahre alt waren und mit gesenkten Köpfen müde heranschlurften. Sie waren in die blumigen Elendskittel gehüllt, die alle Putzfrauen hierzulande zu tragen pflegen. Sie hatten durchsichtige Plastikhauben auf den Haaren, was irgendwie lächerlich wirkte, aber wahrscheinlich vorgeschrieben und unbedingt einzuhalten war.

»Sie arbeitet jeden Tag zehn Stunden fest«, erklärte Kurt Wegemann. »Und manchmal auch zwölf oder vierzehn. Und sie zahlen ihr 4,63 Euro die Stunde. Sie sagen, mehr geht nicht. Aber sie hat einen festen Job, und das zählt ja.« Er stand

auf, warf die Kippe seiner Zigarette einfach auf den Boden und ging auf die Frauen zu.

»Man sieht sich«, murmelte er über die Schulter.

»Da bist du ja, Junge!«, sagte die linke Frau.

»Wir müssen noch unbedingt zehn Liter tanken, Mutter.«

»Du immer mit deinem Tanken«, sagte sie liebevoll. Ihr fehlten oben zwei Schneidezähne, und ihre Augen waren hart wie Glasmurmeln.

Ich blieb noch eine Weile sitzen und starrte in die Trostlosigkeit des gewaltigen Raums. Ich war schon an Vormittagen hier gewesen und auch an einigen Nachmittagen, und auch an Tagen voller Sonne. Niemals hatte der Boulevard den Eindruck eines tatsächlichen Boulevard gemacht, eines sonnigen, schönen Platzes, an der es etwas zu sehen gab, vor allem Menschen mit lächelnden und entspannten Gesichtern. Es waren immer wenige Menschen mit so sparsamen Bewegungen gewesen, dass der Raum sie zu erdrücken schien. Selbst der Klettergarten in 23 Metern Höhe, der zweifellos eine gute Idee gewesen war, schien draußen in Eifeleichen besser angebracht. Irgendetwas fehlte, wahrscheinlich jedwede

Leichtigkeit des Daseins. Und ich musste daran denken, dass sie pro Woche mindestens 10.000 Liter Heizöl brauchten, um allein diese Halle auf eine angenehme Temperatur zu bringen. Welch eine grandiose Verschwendung.

Ich steuerte in Richtung des Ausgangs zurück und entschloss mich dann, durch eine der Türen zu gehen, über der etwas von einer *Lounge* stand. Sofort war ich in einem öden, nicht verputzten Gang, in dem das einzig Fertige die Tür zu einem Aufzug war. Ich fuhr eine Etage hoch und landete in einem gleich unfertigen Raum, in dem es nach rechts eine Tür gab. Der Wind war kalt und trug Regen in mein Gesicht.

Es war wahrscheinlich so etwas wie ein sehr langer Balkon, und ich ging durch Staub, der jetzt im Regen schmierig geworden war. Sie hatten für Leitungen irgendwelcher Art tiefe Rinnen in den Beton gefräst, ich stolperte ein paar Mal. Der Balkon war endlos und nach links gingen jeweils Türen ab, die noch nicht eingebaut waren, in Räume, die trostlos schienen. Wahrscheinlich Lounges, die große Autofirmen für sich und ihre wertvollen Gäste kaufen oder mieten würden.

Wahrscheinlich würden sie den modernen Zauber entfalten: dunkles Glas, gebürsteter Stahl, viel Mahagoniähnliches und riesige, posterartige Farbfotos von ihren sehr eindrucksvollen Boliden.

Es war so schneidend kalt und nass, dass ich umkehrte und mich in den Schutz des Vorraums verdrückte, aus dem ich nur den Ausweg in den Lift fand, um dann wieder in der Halle zu stehen, aus der jetzt auch die Handwerker verschwunden waren. Es war mittlerweile 20.30 Uhr, und ich fühlte mich klein wie ein Zwerg.

Ich holte das Auto aus der Tiefgarage und machte mich auf den Heimweg. Jetzt war viel Schnee im Regen und wirbelte verwirrend vor den Scheinwerfern.

9. Kapitel

Wir glitten unaufhörlich an das Ende des Novembers und in den Beginn des großen weihnachtlichen Schmalztopfes. Ich hatte keine Ahnung, wohin mit mir am Heiligen Abend, aber wahrscheinlich würde es wie immer sein: Baumeister und seine Katze Satchmo allein im Schein

von einigen Kerzen in Betrachtung des schon unzählige Male gesendeten *Der kleine Lord*. Immerhin war das keine Kochsendung. »Du kommst zu uns!«, würde Emma energisch bestimmen, aber ich war nicht sicher, ob ich den Heiligen Abend mit Rodenstock verbringen wollte, der sicherlich im Rollstuhl vor dem festlich geschmückten Baum parken und der ebenso sicher über die elende Verlogenheit der deutschen Familie an sich schwadronieren würde.

In Müllenbach sah ich die einladende Werbung meiner Lieblingskirmeswurst und entschloss mich zu einem Festmahl: Zwei Currywürste mit ein paar Fritten.

Dann glitt der Inhaber der tröstlichen Einrichtung an meinen Tisch und bemerkte etwas Verblüffendes: »Ich weiß ja nicht, welche Kenntnisse du hast, aber für mich war der Bremm nur ein Strohmann. Immer schon.«

»Strohmann? Für wen denn das?«, fragte ich.

»Wenn ich das wüsste, wäre ich ein reicher Mann«, bemerkte er süffisant und verschwand wieder in seinem Reich der Töpfe und Pfannen.

Das war etwas sehr Typisches für die

vorweihnachtliche Zeit. Eigentlich hatten die Eifeler von den vielen verwirrenden Fakten und Gerüchten am Nürburgring die Nase voll. Wirklich punkten konnte man nur mit den ganz dicken möglichen Wahrheiten. Bremm der Strohmann! Hörte sich nicht schlecht an. Vielleicht für den gegangenen Finanzminister, der seitdem hartnäckig behauptete, er sei ein Privatier mit viel Zeit?

Sehr abrupt schoss ein weibliches Wesen auf mich zu, fiel mir um den Hals, brachte meinen Stuhl ins Wanken und bemerkte atemlos: »Baumeister. Ich wollte dich die ganzen Tage schon anrufen!«

Sie hieß Gabi, wie ich schemenhaft wusste, und sie roch sehr angenehm. Sie setzte sich auf den Stuhl gegenüber, und sie vollzog sofort den typischen vorsichtigen Rückzug der Leute in dieser Gegend. »Also, ich will dich nicht stören, aber ich bin zurück.«

»Woher denn zurück?«

»Aus Stuttgart«, bemerkte sie, als sei das eine Leistung.

»Was war denn in Stuttgart?«, fragte ich und versuchte mich an den Namen zu erinnern. Gabi...

Gabi was?

»Na ja, Familie und so. Ich war da verheiratet. Aber keine Kinder.«

Sie war eine klassische Blonde, wie ich sie mag. Kurzes, sehr volles Haar, ein weiches, sehr frauliches Gesicht, mittelmollig, mittelgroß, mittelherb.

»Es hat nicht geklappt«, stellte sie fest. »Aber niemand ist schuld, weder er noch ich, auch die Umstände nicht. Seine Eltern schon gar nicht. Die waren einfach süß. Wir haben ja alle ein paar Versuche.«

Sie war um die Vierzig, aber mir fiel ihr Name einfach nicht ein. Und ich wusste nicht, wo wir uns zuletzt gesehen hatten, ich wusste das Dorf nicht, aus dem sie war, ich wusste eigentlich gar nichts.

»Wann bist du denn verschwunden?«, fragte ich vorsichtig.

»Das ist jetzt vier Jahre her«, sagte sie mit einem Schimmer von Traurigkeit. »Damals habe ich gedacht, es sei der Himmel.

Aber der war es nicht. Ich muss zurück zu meinen Eltern, ich rufe dich an. Versprochen.« Sie strahlte.

»Ja«, bemerkte ich wahrscheinlich etwas

dümmlich.

Sie stand unvermittelt auf, murmelte ebenfalls ein »Jaa!« und verschwand zu irgendeinem Tisch in meinem Rücken. Sie war nach Werner die zweite sehr angenehme Erscheinung in den letzten Tagen. Ich erledigte meine zweite Currywurst, fühlte Ermüdung in mir aufsteigen, bezahlte und verschwand ins Novemberdunkel. Es schneite heftig, und es war noch kälter geworden.

Als ich auf den Hof rollte, stand Werner in der Tür und sagte hastig: »Du sollst schnell zu Rodenstocks kommen. Irgendetwas ist passiert.«

»Was denn?«

»Das hat Rodenstock nicht gesagt.«

»Na gut, bis später.« Also fuhr ich über den Berg nach Heyroth und klingelte.

»Das ist gut«, sagte Rodenstock in seinem Rollstuhl. »Wir haben in der Mordsache Bremm einen Verdächtigen. Komm herein.«

»Wer ist es denn?«

»Ein Metzger aus Bongard. Er heißt Tobias Merschmann. Kischkewitz hat ihn im Verhör. Seit dem frühen Nachmittag.«

Emma stand in der Küche und räumte irgendetwas in einen Schrank. Ich ging zu ihr hin und nahm sie in die Arme.

»Alles klar?«

»Alles klar«, sagte sie leise und lächelte sehr mager, was eindeutig besagte, dass durchaus gar nichts klar war.

Rodenstock hatte seinen Rollstuhl vor einem alten, holländischen Sekretär aus edlem Rosenholz aufgebaut und sah so aus, als wolle er mich verhöhen. »Also Folgendes«, begann er. »Dieser Metzger namens Merschmann ist vierzig Jahre alt. Und er hatte immer einen Imbissstand an der Rennstrecke. Currywurst und Fritten und so. Er ist aufgefallen, weil er in der Nacht, als Bremm erschossen wurde, in Siebenbach gesehen worden ist. Er parkte das Auto mitten in Siebenbach. Etwa für anderthalb Stunden, hundert Meter entfernt von Bremms Haus. Es ist ein sehr alter, neu lackierter, dunkelgrüner 280 S Mercedes, ein schönes Stück Auto. Die Parkzeit ist ungefähr Mitternacht bis etwa halb zwei. Dann ist er wieder weggefahren, aber die genaue Uhrzeit haben wir noch nicht. Er streitet das ab, er sagt, er habe zu Hause in seinem

Bett gelegen. Dieser Mann hat eine alte Kalaschnikow, was damit zusammenhängen wird, dass er ein Waffennarr ist. Er hat alles Mögliche für einen kleinen Bürgerkrieg. Die Technik untersucht die Waffe derzeit. Merschmann hat einen Laden am Ausgang von Adenau, ein kleines, gut gehendes Geschäft. Er hatte einen Freund, er *hatte*, muss ich betonen. Dieser Freund ist ein Bäcker, heißt Roland Tombers. Dieser Tombers ist bisher nicht aufzufinden, in seiner Wohnung meldet sich niemand. Und wir müssen versuchen, diesen Mann aufzutreiben. Ich wollte dich bitten, dich umzusehen, ob du an ihn herankommst. Kelberg heißt dein Ziel, die Adresse ist Grüner Weg 13. Könntest du das erledigen?»

»Ich werde es versuchen. Berichte ich dir oder Kischkewitz?»

»Mir«, sagte er. »Und du kannst Jennifer grüßen und ihr sagen, sie könne ruhig hier vorbeikommen.«

»Das könntest du wirklich«, sagte Emma von irgendwoher. »Und danke, dass du sie bei dir aufgenommen hast.«

»Jedenfalls brauchst du daraus keine geheime

Kommandosache zu machen«, bemerkte Rodenstock mit deutlichem Tadel.

»Das habe ich gar nicht«, sagte ich.

»Du wolltest mich umgehen!«, rief er.

»Rodenstock, du bist einfach ermüdend, du witterst überall Verrat, und das geht mir wirklich auf den Geist. Warum soll ich dich umgehen? Bist du so wichtig?«

Emma kam heran und murmelte: »Sie kann kommen, wann sie will, oder ich komme zu dir.«

»Das ist gut«, sagte ich, drehte mich um und ging hinaus.

Im Grünen Weg zu Kelberg standen vier Häuser, danach kam die Wildnis. Die Nummer 13 war ein altes Einfamilienhaus aus den Sechzigern, und ich fragte mich, wie hier ein Haus an die Nummer 13 kommen mochte. Es lag im Dunkel, und nichts, aber auch gar nichts zeugte von Leben. Am Klingelschild stand *Tombers*. Ich klingelte, aber nichts rührte sich.

Das Haus daneben war von gleicher Bauweise, aber hier schimmerte in einem der unteren Fenster wenigstens ein schwacher, gelber Lichtschein. Ich

klingelte auch dort, und nach einer Weile kam ein etwas älterer Herr und fragte: »Häh?«

»Ich suche Roland Tombers«, sagte ich. »Wissen Sie, wo der steckt?«

»Wahrscheinlich bei den Rabens. Die machen doch immer Paatieh.«

»Und wo finde ich die?«

»Ja, bei Rabens.« Dann begriff er, dass ich von Rabens nichts wissen konnte, und er bemerkte: »Links neben der Kirche, wenn du von hier kommst.«

Rabens wohnten durchaus nicht links neben der Kirche, Rabens wohnten gegenüber. Und bevor ich alle in Frage kommenden Häuser abgeklappert hatte, war ich nass und fror erbärmlich.

Als jemand die Haustür aufriss und fröhlich trunken »Hereinspaziert!« schrie, sagte ich: »Könnte ich Herrn Tombers sprechen?«

Er versprach mir selig, das sofort zu erledigen, und verschwand. Er ließ die Tür zuknallen, und ich fühlte mich erneut einsam.

Dann ging die Tür wieder auf und jemand sagte: »Tombers. Was kann ich für dich tun?«

»Baumeister. Ich muss dich sprechen, dringend.«

Er überlegte und nickte dann. »Dringend? Ich hol mir mal die Jacke.« Dann kehrte er in Jacke zurück. »Wo machen wir das denn? Willst du eine Lieferung? Brote oder Brötchen, oder so was? Mohn geht zurzeit gut.«

»Ich will mit dir über Tobias Merschmann reden. Wo können wir das?«

»Bei mir?«

Also ging ich mit ihm zurück in den Grünen Weg 13. Und als er die Tür aufschloss, fragte er: »Was ist mit Merschmann? Hat er mal wieder Scheiße gebaut?«

»Das wissen wir noch nicht.«

Er ging hinein, dann in ein kleines Wohnzimmer. »Setz dich, ich mache einen Kaffee, sonst spricht aus mir der reine Gorbatschow.«

Nach einer Weile begann irgendeine Kaffeemaschine zu gurgeln, und er kam zu mir in das Wohnzimmer und setzte sich auf das Sofa.

»Erzähl mal, was hat er denn wieder angestellt?«

»Er hat vielleicht den Claudio Bremm erschossen.« Er schob deutlich sichtbar den Wodka in sich beiseite und riss die Augen auf. »Was hat er?«

»Er hat eine Kalaschnikow.«

»Das stimmt«, sagte er und zerrte sich die Krawatte von einem zerdrückten Hemd. »Ich habe immer gesagt, er soll die Scheißwaffen abschaffen, irgendwo wegschmeißen.« Er schüttelte den Kopf. »Willst du einen Kognak? Also, ich brauche einen Kognak.«

»Mir reicht ein Kaffee«, sagte ich. »Ihr seid befreundet, wird behauptet.«

»Ja, das waren wir.« Er ging an einen Schrank, holte ein Wasserglas und eine Kognakflasche heraus und goss sich ein. »Unser Leben lang waren wir befreundet. Seit dem Kindergarten. Seit der Schule. Immer wieder. Er und ich. Hat er wirklich den Bremm ...? Hat er?«

»Ich hoffe nicht«, murmelte ich. »Erzähl mir von ihm.«

Er setzte sich, nahm einen kleinen Schluck von dem Seelentröster, kam zu sich und fragte: »Sag mal erst, wer du bist, sonst läuft hier gar nichts.«

»Ich bin ein Journalist, mein Name ist Baumeister, Siggi Baumeister. Ich wohne in Brück. Wo hast du denn dein Geschäft?«

»Mein Betrieb ist in Döttingen. Und wieso kommst du auf Merschmanns Tobias?«

»Die Bullen haben ihn kassiert und verhören ihn jetzt. Er muss in der Nacht, als Bremm erschossen wurde, in Siebenbach gewesen sein. Jedenfalls gibt es Zeugen. Und das habe ich erfahren und will einfach wissen, was der Merschmann für ein Kerl ist.«

»Also keiner, der einen erschießt«, sagte er unsicher. »Aber es stimmt schon, Tobias ist manchmal ein Arschloch, besonders wenn er trinkt. Dann randaliert er schon mal und geht auch schon mal an die Einrichtung und so. Aber mit der Kalaschnikow? Also, das kann ich mir nicht vorstellen, nicht bei Tobias.«

»Na ja, wer hat hier schon eine Kalaschnikow? Ich will wissen, was für ein Typ er ist.«

»Aber du sagst nicht, dass ich was gesagt habe?«

»Nein. Warum sollte ich das tun? Was ist er für ein Typ?«

Er stand auf, er zog sein Jackett aus, er schüttelte den Kopf, setzte sich wieder, sprang erneut auf, fuhr sich mit der Hand über das Haar. »Der wird doch nicht so bescheuert sein und den Bremm abschießen?« Das war eine Frage, es war keine Feststellung.

»Hat er den Bremm gehasst?«

»Na ja, wer liebte den schon? Vielleicht seine Frau. Und Tobias hat immer schon gemeint, man müsste dem einen auf den Pelz brennen.«

»Kannst du mir etwas über eure Freundschaft erzählen?«

»Ja, ja klar. Also die Freundschaft läuft, solange wir leben. Wir waren schon im Kindergarten zusammen. Wir haben die Betriebe von den Eltern übernommen, wir haben beide ein gutes Geschäft. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, würde ich mal sagen. Mal ist es eng mit der Freundschaft, dann baut er wieder einen Scheiß, und ich trete ihm in den Arsch.«

»Und welchen Scheiß hat er zuletzt gebaut?«

»Da ist er bei meiner Exfrau aufgetaucht und wollte mit der schlafen. Ich habe ihm in den Arsch getreten und gesagt, er soll nie wieder bei mir oder bei ihr auftauchen. Er war natürlich voll wie eine Haubitze.«

»Wieso natürlich?«

»Er baut solchen Scheiß immer nur dann, wenn er betrunken ist.«

»Hat er Bremm gekannt?«

»Hat er. Einwandfrei.«

»Hat er Bremm mal bedroht?«

»Hat er, ja. Da war ich bei.«

»Was lief da ab?«

»Also, das war in der *Grünen Hölle*. Wir saßen da bei einem Bierchen, und Bremm kam rein und wollte irgendwas vom Wirt. Da sieht ihn Tobias und brüllt: >Na, du Edeltzocker, willst du mich aus dem Geschäft schmeißen?<«

»Aus welchem Geschäft denn?«

»Ach, na ja, das alte Lied. Wenn du als Geschäftsmann da an der Rennstrecke einen Imbiss betreiben willst, musst du erst mal alles mitbringen. Logistik, den ganzen Krimskrams von wegen der Hygiene. Und du musst über die GmbH abrechnen, und du musst deine Wurst und deine Fritten unter Umständen da kaufen, wo die GmbH kauft, und sonst nirgendwo. Ehe du die erste Wurst verkaufst, hast du schon 20.000 an den Hacken. So sind sie eben. Und jeder weiß das, und Tobias wusste das auch. Und er hat ja praktisch auch seine Abnehmer verloren. Darf man nicht vergessen. Also, es ist so, dass die Leute von Lindner ihre eigenen Zulieferer haben. Und also hat Tobias

seine Kunden verloren, den ganzen Bratwurstkram eben.«

»Also war er sauer auf Bremm?«

»Und wie! Aber er würde doch nicht auf jemand schießen! Wegen ein paar tausend Bratwürsten! Nie, sage ich.«

»Also er schreit: >Na, du Edeltzocker!< Und dann, was passierte dann?«

»Bremm guckt ihn an, lächelt und sagt kein Wort. Bremm sagt nie ein Wort, wenn so etwas passiert. Bremm doch nicht, dazu ist der viel zu fein. Und Bremm hat mit dem ganzen Wurstkram ja auch nichts zu tun.«

»Wie kommt Tobias denn an seine Waffen?«

»Ich weiß es nicht, ich will es auch gar nicht wissen. Er hat wohl Verbindungen zu Leuten in Luxemburg. Und die besorgen ihm Waffen. Er hat mal gesagt, die können alles besorgen, auch ein U-Boot, wenn er es haben will. Glaubst du, er hat den Bremm erschossen? Einfach so?«

»Roland, ich weiß es nicht. Wenn ich es wüsste, würde ich nicht hier sitzen.«

»Das stimmt auch wieder«, gab er zurück. »Der Kaffee ist fertig.« Er stand auf und ging in die

Küche, Geschirr klapperte, dann kam er mit einem Tablett. »Also, manchmal hat er geweint. Immer, wenn er getrunken hatte und wieder nüchtern war. Dann versagten ihm die Nerven. Er hat dann geweint wie ein Schlosshund. Dann musste ich ihn in den Arm nehmen.«

Er war ein sehr kompakter Mann, breit wie hoch. Leichte Tonne über der Hose. Er mochte etwa vierzig sein und war die klassische Ausgabe eines verlässlichen Eifeler Handwerkers, geradeaus und ohne Schnörkel, und jetzt sehr nachdenklich, weil es um eine alte Freundschaft ging. Seine Augen waren ungewöhnlich hell und eindringlich blau. Und sein Anzug passte nicht, wirkte, als habe er ihn irgendwo gepumpt.

»Kannst du dir vorstellen, dass er den Claudio Bremm erschießt, weil er betrunken und sehr wild ist?«

Er antwortete zunächst nicht, er trank stattdessen einen Schluck Kaffee. »Sagen wir mal so: Wenn er wild genug ist, bringt er so etwas. Er rastet aus, er erkennt dich nicht mehr. Es hat auch keinen Zweck, ihn anzusprechen. Er ist einfach weggetreten.«

»Und warum Bremm?«

»Weil Bremm ein Arsch war, sich in alles einmischte, immer bestimmen wollte, nie irgendetwas zugab, immer recht hatte, immer der King war. Na ja, jetzt ist er tot. Willst du einen Kognak?«

»Ich trinke keinen Alkohol. Du hast gesagt, du musstest ihn manchmal in den Arm nehmen. Wie war er denn, wenn das passierte?«

»Wie ein Kind, richtig wie ein Kind. Er war betrunken, er kam zu sich, er verstand, dass er irgendwie Scheiße gebaut hatte, und er war ... ja, hilflos. Es war so, als könne er den, der er im Suff gewesen war, überhaupt nicht verstehen. Dann fing er an zu weinen, und er hatte auch große Angst, sage ich mal. Und wenn ich dabei war, nahm ich ihn in den Arm und sagte: >Das wird schon wieder!< Was will man da auch anderes sagen?« Er hockte da in seinem grauen, dünnen Sommeranzug, weil er wahrscheinlich einen anderen gar nicht hatte, und starrte mich an, ohne mich zu sehen. Und dann begann er um die Freundschaft mit seinem Uraltfreund Tobias Merschmann zu weinen und flüsterte: »Scheiße! Scheiße! Scheiße!«

Nach einer Weile kippte er den Kognak hinunter und sagte: »Verflixte Welt!«

»Er hat mehr als eine Kalaschnikow, nicht wahr?«

»Ja, mindestens sechs. Ich habe gesagt, du hast den Arsch offen, aber er sagte, es sei ein Sonderangebot, und so was gebe es nur einmal im Leben. Er war immer schon verrückt auf Waffen. Und dann auch noch diese verrückten japanischen Schwerter, die so scharf sind, dass du dich damit rasieren kannst. Und immer diese ewigen Spielfilme, in denen die Welt untergeht, weil jeder ballert und ballert und ballert und Köpfe abhackt, die durch die Gegend rollen. Und die guckt er von morgens bis abends und trinkt dazu. Und ich wette mit dir, dass bald sein schönes Geschäft draufgehen wird, schon jetzt lässt er sich dauernd vertreten.«

»Hat er eine Frau?«

»Nein. Das würde keine Frau aushalten.«

»Kann es sein, dass er nachts in Siebenbach geparkt hat, weil er da eine Frau kannte?«

»Kann sein, kann durchaus sein. Aber ich weiß das nicht. Also, mit den Frauen ist das so: Man ist auf der Kirmes, trinkt sein Bierchen, und später tanzt

man denn auch schon mal. Er kann keine Frau auffordern, er bringt das einfach nicht. Und er kommt immer zu mir und sagt: >Kannst du mal eine für mich auffordern, ja?< Es ist einfach immer schrecklich, und es war sein ganzes Leben lang so.«

»Wo hat er denn das ganze Waffenzeug?«

»Na ja, in seinem Elternhaus, also da, wo er wohnt. Er wohnt ja in Bongard, die Eltern sind schon eine Weile tot. Und er wohnt da und hat eigentlich niemanden. Ich meine, jeder von uns hat doch Leute, die er mag, die um ihn herum sind und so. Er hat kein Schwein, der Sauhund hat kein Schwein, niemand kümmert sich. Ich habe ihm schon tausend Mal gesagt, er soll nicht immer dieselben dreckigen Klamotten anziehen, ich habe gesagt: >Junge, es gibt eine Reinigung! Junge, es gibt eine Badewanne!< Und er sagt: >Wozu denn das, ich hab doch die Metzgerschürze drüber!< >So riechst du auch!<, habe ich geschrien. Aber er hört nicht zu, er hört einfach nicht zu.«

»Und wo genau hat er nun die ganzen Waffen?«

»Na ja, auf dem alten Bauernhof. Da stehen im alten Stall Häckselkisten und alte Kleiebehälter

und so was. Die sind voll damit. Und im Keller hat er einen Schießstand. Und in dem Schießstand eine Holzwand. Wenn du die nach vorne ziehst, hast du dreißig, vierzig Pistolen und Revolver vor der Nase, du glaubst es nicht. Und kistenweise Munition. Das muss man sich mal vorstellen!«

»Soll ich dich zurückfahren zu der Party?«

»Nein, lass das mal. Da gehöre ich jetzt nicht hin. Trink doch mal deinen Kaffee, Junge. Und, verdammt noch mal, ich habe gerochen, dass das eines Tages in die Hose geht. Das musste in die Hose gehen.« Er goss sich wieder einen Kognak ein, und diesmal war es ein halbes Wasserglas. Und er trank es, als gäbe es nichts anderes mehr zu trinken in dieser widerlichen Nacht mit den widerlichen Nachrichten von seinem alten Freund.

»Wie ist er denn so als Typ? Ich meine, ich kenne ihn nicht. Wie sieht er aus?«

»Ungefähr meine Größe, aber dünn wie eine Zaunlatte. Garantiert nicht rasiert. Sieht aus wie ein Penner, meistens jedenfalls. Warte mal, ich habe doch Fotos. Da gibt es jede Menge Fotos.« Das Sprechen bereitete ihm Schwierigkeiten, er verschluckte ganze Silben.

»Wo hast du denn Fotos?«

»Da unten in den Schubladen in der Schrankwand. Scheiße, wie konnte er nur so was tun? Das Beste ist, du nimmst die Schublade raus, und dann gucken wir nach. Irgendwo da müssen jede Menge Fotos sein.« Er stand nicht auf, er schaffte das einfach nicht mehr. Wahrscheinlich war er starr wie aus Glas, wahrscheinlich würde er umfallen, wenn er aufstand.

»Welche Schublade ist es denn?«

»Die zweite da, nimm die zweite da.«

Ich zog die zweite ganz heraus und hatte einen Wust an Fotos vor mir.

»Er ist so ein schmales Hemd, meistens dunkel gekleidet. Du musst mal gucken, ob er drin ist. Aber er ist garantiert drin. Die besten Fotos hat natürlich meine Ex mitgenommen. Aber da muss er drin sein.«

Es waren hunderte Fotos. »Guck sie dir mal an«, sagte ich und setzte ihm die Schublade auf die Knie.

Er wühlte eine Weile, er war zutiefst unglücklich, er schniefte, und endlich sagte er: »Da ist er, da ist der Sauhund.« Er reichte mir zwei Fotos, und ich

steckte sie ein.

Ich blieb bei ihm sitzen, und wir sprachen kaum mehr miteinander. Er wirkte sehr erschöpft. Ich sah ihm zu, wie er sich langsam aus der Realität stahl, weil er das mit Tobias nicht ertragen konnte. Und irgendwann sank sein Kopf nach vorn, und ich brachte ihn dazu, sich einfach hinzulegen in dem Sommeranzug, in dem er steckte, und der an ihm so wirkte, als habe er sich für den Karneval hergerichtet.

Ich fuhr langsam durch die Nacht und rief noch von unterwegs Rodenstock an. Ich sagte ihm, was zu sagen war, und als er mich lobte und volltönend bemerkte, ich hätte doch ziemlich viel von ihm gelernt, unterbrach ich das Gespräch einfach und rollte weiter durch den Nebel und den Schnee. In Höhe Boxberg musste ich Schritttempo fahren, und selbst das schien noch zu schnell.

Wenn es draußen sehr unwirtlich ist und ich nach Hause komme, setze ich mich vor meinen Schreibtisch und mache nur eine Lampe an. In die kleine Welt, die dann entsteht, kann ich mich gut zurückziehen, und darüber hinaus will ich nicht sehen. Es ist eine Möglichkeit, in einer schnellen

Geschichte zu mir selbst zu kommen und zu begreifen, was ich weiß und was ich nicht weiß.

Ich stellte mir vor, wie die Leute von Kischkewitz gerade Tobias Merschmann verhörten, und wie Roland Tombers sich fühlen würde, wenn er erwachte. War das sein endgültiger Abschied von der Kindheit? Und hatte Claudio Bremm erkannt, wer da mitten in der Nacht mit einer Maschinenpistole auf ihn zustürmte? Vielleicht hatte er ihn nicht erkannt, aber auf jeden Fall hatte er gelächelt. Bremm lächelte immer, Bremm kannte seine Welt gar nicht ohne dieses Lächeln. Vielleicht konnte er es gar nicht mehr abstellen und ist so gestorben.

Es klopfte sanft, und Werner kam herein. »Guten Morgen. Warst du erfolgreich?«

»Ja, ziemlich. Aber ich weiß nicht genau, ob ich erfolgreich sein wollte. Eher nein. Hier irgendwas los gewesen?«

»Nein. Nur eine Frau hat angerufen. Sie sagte, sie wäre die Gabi, und du wüsstest schon Bescheid. Und sie würde sich melden. Seid ihr denn weitergekommen in den beiden Mordgeschichten?«

»Ja und nein. Das wird die Zukunft zeigen. Und jetzt gehen wir beide ins Bett. Und morgen erzähle ich dir, wo wir stehen.«

»Das wird mich interessieren«, bemerkte er. »Weißt du, ich habe als Penner so etwas nie erlebt.« Dann grinste er. »Meine Welt war ganz schön eingeschränkt.«

»Das glaube ich. Hast du eigentlich noch Schmerzen?«

Er war irritiert. »Ach so. Nein, habe ich nicht. Manchmal zieht es im Bauch, aber meistens nicht. Immer, wenn ich irgendetwas esse oder trinke, was aus der Reihe fällt, dann ist das so. Geht aber immer schnell wieder weg.«

Ich hörte, wie er die Tür zu seinem Zimmer leise öffnete und schloss.

Ich blieb hocken und starrte aus dem Fenster in die Nacht. Aber ich sah nicht viel. Nur, wie die Straße weiß wurde und die Welt ganz still.

Aber still sollte es nicht lange bleiben, zumindest nicht hier in meinem Haus.

10. Kapitel

Als Jennifer mich sanft an der Schulter berührte und meinte: »Hey, alter Mann, du hast Besuch!« war es zehn Uhr. »Ich will keinen Besuch.«

»Der ist aber sehr hübsch.«

»Dann erst recht nicht. Ja, ja, ich komme.« Ich quälte mich in den Morgenrock und fand, dass ich wie ein sehr alter Mann aussah.

Es war Gabi, und sie strahlte mich an, als sei die Sonne aufgegangen.

»Ich dachte, ich komme mal vorbei«, stellte sie fest.

»Ich weiß nicht mal mehr deinen Hausnamen, und ich weiß auch nicht, wo du wohnst. Ich weiß überhaupt nichts von dir.«

»Also, ich bin die Gabi Albrecht, und mein Elternhaus steht in Katzwinkel.«

»Ist das eine Großstadt hier in der Nähe?«

»Achtzehneinhalb Einwohner.« Sie lachte.

»Ich brauche einen Kaffee«, sagte ich. »Sonst funktioniere ich nicht. Werner! Jennifer! Habt ihr einen Kaffee?«

Sie hatten einen, und sie brachten auch Gabi einen Becher.

»Langsam von vorne«, sagte ich. »Du bist Gabi,

richtig?«

»Richtig! Und wenn ich dich störe, bin ich gleich wieder weg.«

»Du störst ja gar nicht.«

»Ich kann später wiederkommen.«

»Schon gut, nicht nötig. Ich habe nur lange gearbeitet. Es war vier Uhr oder so.«

»Was arbeitest du zurzeit?«

»Über den Nürburgring.«

»Mein Vater sagt, da geht es zu wie an einer Schießbude. Jeder will mal, und keiner trifft.«

»So ungefähr«, nickte ich. »Wann sind wir beide uns über den Weg gelaufen?«

»Na ja, vielleicht vor vier, fünf Jahren. Du hattest damals eine tolle Frau, fand ich.«

»Und du einen tollen Mann, oder?«

»Genau«, sagte sie strahlend. »Und mich hat schon immer dein Beruf interessiert. Du kümmerst dich um diese Morde, oder?«

»Ja, genau.«

»Ist das spannend?«

»Manchmal ja, manchmal ist es nur kalt und nass.«

»Mama hat mir manchmal am Telefon davon erzählt. Wir haben in Stuttgart davon nichts

mitgekriegt. Da läuft richtig was ab, oder?«

»Ja, es ist schlimm. Einen großen King hat es erwischt und einen alten Bauern, und niemand kann sich vorstellen, warum so etwas passiert.«

Sie starrte vor sich hin auf meinen Tisch. Dann reckte sie sich ein wenig und erklärte: »Pass auf, ich verschwinde mal lieber, ich bin hier überflüssig. Und wenn ich wiederkommen will, rufe ich dich vorher an. Geht das?«

»Ja, ja, das geht«, sagte ich und versuchte verzweifelt, irgendetwas Begütigendes, etwas Sanftes zu finden. Ich fand nichts, und ich musste es zulassen, dass sie mir leicht über die Schulter strich und dann hinausging. Sie ging sehr energisch in den winzigen, schwarzen Ballerinas unter den Jeans, und sie war nicht aufzuhalten.

»Herrjeh!«, sagte ich hinter ihr her, aber das half auch nicht.

»Willst du etwas essen?«, fragte Werner in der offenen Tür.

»Ja, aber nur wenig. Ein Stück Brot ohne alles, einen schwarzen Earl Grey, stark.« Ich ertappte mich dabei, dass ich das aufgab wie die Bestellung an einen Oberkellner. Ich wollte hinzusetzen, dass

ich das auch sehr gut allein erledigen konnte, aber ich nahm an, dass er es nicht übel nahm.

»Wir haben gestern gesalzene Butter gekauft«, sagte Werner ein wenig später. »Und Pumpernickel. Und hier ist der Tee.« Er setzte sich mir gegenüber. »Kannst du ein wenig erzählen? Von dem toten, alten Bauern und diesem toten Manager?«

Also erzählte ich ihm, was in der Nacht geschehen war, und warum es wahrscheinlich so geschehen war.

Er stellte kluge Zwischenfragen, und er merkte sich auch die geringsten Details, die eine Rolle spielen konnten. »Warum das so abgelaufen ist, verstehe ich nicht. Das ist unlogisch, das überzeugt mich nicht. Na klar, dieser Tobias Merschmann ist ein, ja, irgendwie ein Kind geblieben, wurde nicht erwachsen, aber so, wie du es erzählst, kann es gar nicht abgelaufen sein. Mir sind da zu viele Punkte, die mich nicht überzeugen.«

»Dann überzeug du mich.«

»Ich meine den Hergang des Mordes. Dieser Merschmann sitzt in seinem Oldtimer mitten in der

Nacht mitten in diesem Dorf. Dann kommt von links aus dem Hang der Bremm. Er ist auf dem Weg von seinem Haus nach irgendwo. Es gibt keine genaue oder ungenaue Annahme, was er draußen wollte. Er ist - komisch, komisch - in seiner Jägermontur, er hat ein Schrotgewehr bei sich. Er überquert im Dorf die Straße, also kann Merschmann aus seinem Auto ihn sehen. Warum steigt Merschmann nicht aus seinem Auto aus, geht auf den Bremm zu und erschießt ihn? Es ist Nacht, kein Mensch auf der Straße, die meisten Anwohner werden schlafen. Merschmann kann ihn erschießen, sich in sein Auto setzen und wegfahren. Es wird keine Zeugen geben. Bin ich bis dahin einigermaßen logisch?«

»Das bist du. Durchaus«, bestätigte ich.

»Also gut, Bremm überquert die Straße im Dorf und geht auf der anderen Seite in eine kleine Straße hinein. Die führt aufwärts, endet dann und geht in einen Wiesenweg über. Er nimmt den Wiesenweg, erreicht den Wald und geht nach links an dem Waldrand entlang. Ist das so nach den Erkenntnissen richtig?«

»Das kann so gelaufen sein.«

»Aber das ist Quatsch!«, sagte Werner. »Richtige Menschen benehmen sich nicht so.«

»Was sind denn richtige Menschen?«, fragte ich erheitert.

»Das sind Menschen, die wie Menschen handeln«, stellte er fest. »Also: Nach den Annahmen der Mordkommission und deinen Annahmen marschiert der Bremm etwa hundertsechzig Meter an dem Waldrand entlang. Sein Verfolger, der Merschmann, aber nicht. Der tritt erst in seinen Plastikgaloschen nach etwa sechzig Metern aus dem Wald. Wie ist er denn dahin gekommen?«

»Wir wissen es nicht. Ich nehme an, er ist von der Straße im Dorf dem Bremm gefolgt, ist dann parallel zu Bremm im Wald gegangen und dann aus dem Wald an den Rand getreten, dann auf den Bremm zu und hat das Feuer eröffnet.«

»Das ist doch kompletter Unsinn!«, bemerkte er ärgerlich. »Es war Nacht, der Himmel ist zu, es ist stockfinster, es regnet, es ist saukalt. Wahrscheinlich sieht man die Hand vor den Augen nicht. Dann läuft der Merschmann durch den Wald, parallel zu Bremm? Baumeister, das kannst du deinen Enkeln erzählen.«

»Was ist, wenn Merschmann den Bremm in seinem Haus anrief und ihn mit irgendeiner Geschichte nach draußen lockte?«

»Na gut, dann nehmen wir das einmal an«, sagte er lächelnd. »Und wie weiter?«

»Na ja, dann könnten wir zumindest erklären, weshalb Bremm mitten in der Nacht aus dem Haus ging.«

»Dann nehmen wir das einmal so an. Bremm ist aus dem Haus gelockt worden, Bremm marschiert zu dem Waldrand hoch. Aber der Rest ist Blödsinn.«

»Wieso denn?«

»Weil nach deiner Erzählung der Merschmann jemand ist, der im Suff dumme Geschichten baut, wenn ich das richtig verstanden habe. Aber dieser Merschmann wird mitten in der Nacht, wenn er hinter dem Bremm herläuft, verdammt schnell nüchtern. Es regnet, es ist saukalt, und so jemand wird wesentlich schneller nüchtern, als man denkt.«

»Du hast recht, Werner. Aber was ist, wenn Merschmann den Bremm erst angerufen hat, wenn er selbst schon oben im Wald war? Er hat dort

oben gewartet.«

»Na gut. Das auch noch. Aber ich habe ein blödes Gefühl dabei.«

»Mordhandlungen sind in ihrem Ablauf selten logisch und überzeugend«, sagte ich. Aber er hatte recht, und ich hatte auch kein gutes Gefühl bei der Sache. Hatte die Polizei gerade den Falschen in der Mangel?

Jennifer kam hinzu, nahm sich ein Stück Brot mit Butter von meinem Teller und erklärte: »Ich habe mit Emma gesprochen. Emma redet heute mit meinen Eltern. Erst mit Mutter, dann mit Vater. Und sie sagt, wenn er mich enterben will, soll er das tun. Aber sie sagt auch, er tut es ja doch nicht.«

»Väter sind so«, murmelte Werner. »Ich hatte auch so einen. Nein, falsch. Ich habe so einen.«

»Wo lebt denn der?«, fragte ich erstaunt.

»Im Sauerland. Bei Amecke. In einem Altenheim. Ist von München zurückgegangen, um dort zu sterben, wo er herkam. Seine Eltern haben dort schon gelebt. Stirbt aber nicht. Hat Alzheimer, erkennt mich nicht mehr, hält die Oberschwester für seine Frau und alle derartigen schrecklichen Dinge.«

»Wann hast du ihn zuletzt gesehen?«, fragte Jennifer.

»Vor zwei Jahren«, antwortete Werner. »Es war ganz schlimm für mich, weil er mich nicht erkannte, und weil ich extra für ihn duschte und badete und mir einen Anzug von einem alten Kumpel borgte. Es war alles umsonst. Sie sagten, er könne hundert werden. Ich habe ihn gefragt nach seinem Leben, und er hat mir sehr höflich geantwortet. Aber ich glaube, er hat seine Antworten alle erfunden.«

»Ich verlasse euch kurz«, sagte ich. »Ich muss einen Informanten treffen, und dabei muss ich allein sein.«

Ich rief bei Sydney an.

Ich nannte ihn Sydney, weil er vor Jahren einmal bemerkt hatte, es sei doch einerlei, wie er heiße, ob London oder Rom oder Sydney. So war es bei Sydney geblieben.

»Hören Sie zu«, sagte ich bemüht sachlich. »Ich brauche Hintergründe für das Gerücht, jemand habe versucht, mexikanisches Drogengeld über den Nürburgring zu waschen. Kann so etwas sein? Und

wo sehe ich Sie?«

»In der alten Kneipe unter der Burg«, bestimmte er. »Sagen wir in genau zwei Stunden?«

»Das geht in Ordnung«, sagte ich.

Ich duschte, ich zog mich sehr bequem an, ich wärmte sogar mein Auto auf und nahm dann die B 259 über Kelberg und Ulmen nach Cochem an der Mosel. Ich fuhr langsam, es gab keinen Grund zu hetzen, und selbst im Winter war es eine schöne, kleine Reise durch viel verschneiten Wald und über freie Wiesenflächen, mit kleinen Orten und dem geschäftigen Treiben der Leute in den Dörfern, wenn der Mittag nahte und das Essen auf den Tisch gebracht wurde.

Sydney war ein alter Mann, einer aus dem Süden Englands, so jedenfalls schien es mir. Er war lang und hager mit silbernem Haar und einem silbernen Schnäuzer. Wenn ich ihn traf, trug er grundsätzlich einen grauen Anzug mit Weste und eine perfekt gebundene Krawatte. Am kleinen Finger der linken Hand trug er einen Siegelring mit einem blauen Stein, in den ein Wappen geschnitten war. Aber ich hatte nie ernstlich herausfinden wollen, welches Wappen das war. Sydney war ein scheues Wild,

und zuweilen hatte ich befürchtet, er werde schon von einem Lufthauch vertrieben. Vielleicht war er siebzig, vielleicht war er achtzig, auch da blieben mir nur Vermutungen.

Ich brauchte ihn, wenn Fragen aus der Wirtschaft oder dem Reich der Finanzen anstanden. Es war nie vorgekommen, dass er irgendetwas nicht wusste oder nicht ahnte. Wenn es nur Ahnung war, kennzeichnete er das mit dem Satz: »Definitiv kann ich gar nichts sagen, aber meiner Kenntnis nach müssen die Dinge in etwa so liegen ...« Selbst bei Ahnungen und Gerüchten hatte er noch nie versagt, und es war typisch für ihn, dass er Gerüchte zunächst wie Fakten behandelte, sie aber niemals übertrieb oder mit zu viel Fantasie ausschmückte.

Ich hatte oft darüber gegrübelt, ob er ein Verräter sei, aber wenn er einer war, dann mit großer Begeisterung und Lust an der Konspiration. Wir kannten uns jetzt acht Jahre. Irgendwann, als eine komplizierte Recherche anstand, die niemand zu einem Ende bringen konnte, hatte er mich angerufen und gesagt: »Lassen Sie uns zusammen überlegen. Vier Ohren hören mehr als zwei.«

Ich rollte die breite Asphaltbahn hinunter zum Fluss, wandte mich dann nach links und nahm unter der Burg den Weg nach links zwischen den uralten Häusern. Es folgte das sanfte Rattern der Katzenkopfsteine unter den Reifen, die Szene war gespenstisch leer, auch die Mosel litt unter dem widrigen November. Die Stadt lebte endlich ihr stilles, eigenes Leben, niemand musste zwanghaft freundlich sein, denn Touristen gab es nicht.

Die Kneipe war sehr alt und wohl niemals in ihrem langen Leben renoviert worden. Es war eine dunkle, verschwörerische Bude, in der ein unglaublich dicker Mann schnaufend Bier und Schnaps, Soleier und kalte Frikadellen verkaufte. Niemals Wein. Und sie war grundsätzlich offen, mindestens vierzehn Stunden am Tag. Sydney hatte einmal mit Blick auf den Wirt gesagt: »Er hat ein Hinterzimmer, in dem er schläft. Etwas anderes als die Kneipe will er nicht, etwas anderes würde ihn einsam und unruhig machen.«

Ich war vierzig Minuten vor dem Treffen da. In meiner Lehrzeit hatte Sydney mir aufgetragen, immer eine halbe Stunde vor ihm dort zu sein. Ich nahm also an, er lebte in diesem Gemeinwesen.

Konnte vielleicht sogar kontrollieren, ob ich tatsächlich dreißig Minuten vor ihm dort anlangte. Aber das konnte ebenso gut falsch sein, er hatte niemals irgendeine Andeutung gemacht. Ich hatte überlegt, er sei vielleicht ein Rechtsanwalt mit einer eindrucksvollen Kanzlei. Dann war ich auf die Idee gekommen, er könne ein ehemaliger Banker sein. Dann glaubte ich zu begreifen, dass er wohl ein Steuerberater sein müsse. Aber verfestigt hatten sich diese Ahnungen allesamt nicht. Sydney blieb Sydney, und ich konnte mich glücklich schätzen, ihn zu kennen. Und natürlich war es Ehrensache, ihn in der Öffentlichkeit einfach zu negieren, nicht zu kennen, niemals gesehen zu haben. Aber an diesem Punkt waren wir beide noch nie angekommen.

Ich bestellte zwei Soleier, eine Frikadelle und einen Kaffee, wobei ich wusste, dass der Kaffee grauenhaft sein würde. Außer mir standen noch drei Männer an der Theke versammelt und sprachen leise miteinander. Es war ein gemütliches, sanftes Plätschern, nichts störte, alles war in bester Ordnung.

Sydney war wie immer sehr pünktlich, setzte sich

mir gegenüber mit dem Rücken zum Raum. Er lächelte, griff nach meinem Kuvert mit den 1.000 Euro, steckte es in die rechte Außentasche seines Jacketts. Kein Abweichen von der Norm. Der Preis war immer derselbe, hatte mich zuweilen geärgert, sich aber immer ausgezahlt, war im Grunde sogar günstig.

»Dann erzählen Sie mir von Ihrem großen Kummer«, forderte er lächelnd. Er roch ganz leicht nach Kölnisch Wasser.

»Ich trage Unsicherheiten mit mir herum. Angeblich hat der Finanzminister zwei Schecks von den Geldbeschaffern in Dubai bekommen. Einer lautet auf 33 Millionen, der zweite auf 67 Millionen Euro. Jetzt ist zu hören: Die Schecks sind nicht gedeckt oder sogar geklaut. Frage: Was wissen Sie darüber?«

Er grinste milde. »Wenn ich zwei Schecks hätte, die als faul oder aber geklaut bezeichnet würden, kann ich nur schreien: Finger weg! Im Übrigen sollte die Eifel dankbar sein, dass der Deal nicht gelaufen ist.«

»Warum?«

»Weil die Finanzierung auf einem Wege laufen

sollte, den wir gegenwärtig als ekelhaft und unmoralisch bezeichnen würden. Ausgerechnet die Eifel, die immer schon als arm angesehen wird, hat einen Deal mit den Leiden und Nöten anderer Menschen nicht verdient. Das hätte viel böses Blut gegeben. Natürlich wirft das ein bezeichnendes Licht auf die Leute in der GmbH.«

»Die Leute in der Eifel haben das Gefühl, sie werden übers Ohr gehauen, weil da etwas passiert, was man ihnen nicht erklärt und was sie unsicher macht. Es sieht sogar so aus, als würden hiesige Dienstleister aus dem Geschäft gedrängt. Ist da etwas dran?«

»Durchaus und sogar auf breiter Front. Es ist anscheinend die Aufgabe der GmbH, hiesige Betreiber und Anbieter systematisch aus dem Geschäft zu drängen. Man bietet stattdessen Betriebe an, mit denen die Lindner-Hotelkette seit Jahren zusammenarbeitet. Man macht die Belieferung durch diese Betriebe sogar zum Vertragsgegenstand. Ich sehe voraus, dass das immer schärfer werden wird.«

»Wir haben es offensichtlich mit Mogeleyen zu tun. Die GmbH wirbt für eine Eisbahn im *Boulevard*,

Mütter mit ihren Kindern kommen, die Kinder stellen fest, es ist keine Eisbahn, sondern eine Plastikbahn. Wird so etwas weitergehen?«

»Ganz ohne Zweifel. Die Plastikeisbahn ist ein Beispiel: Sehr vieles an der GmbH ist Plastik und wird im Zuge einer unsinnigen Werbung noch zunehmen.«

»Wie hätten Sie den ausgeschiedenen Geschäftsführer Walterscheid eingeschätzt?«

»Am liebsten überhaupt nicht. Nahezu alle seine Zahlen in Bezug auf mögliche Besucher am Ring waren grotesk übertrieben. Er hat aus dem Erbe des Space-Center in Bremen, bei dem es um 650 Millionen Euro ging, die angeblich schnellste Achterbahn der Welt übernommen, obwohl die nie gelaufen ist, und gleichzeitig einige leitende Mitarbeiter. Er hat darauf beharrt, dass der Nürburgring mit dem Center in Bremen nichts zu tun hat. Er hat gelogen. Es waren die gleichen Nullen, es war das gleiche Chaos, es war der gleiche finanzielle Zusammenbruch.«

»Heißt das, dass Walterscheid eine professionelle Null war?«

Er begann leise zu lachen. »Er war ein guter

Marketingmann, aber mehr auch nicht. Es ist unverständlich, dass im politischen Mainz niemand auf die Bremse getreten hat. Sehen Sie, man kann heute mit Unterhaltungszentren kein Geld mehr verdienen, alle diese Einrichtungen in Deutschland hängen am staatlichen Tropf. Man hat trotzdem einen aus Bremen stammenden Manager auf Weltreise geschickt, um Geld zu suchen. Der Mann hat bis zu 50.000 Euro im Monat an Spesen verursacht, und er hat natürlich keinen Cent aufgetrieben und wurde gefeuert.« Er lachte wieder. »Eigentlich verrückt, aber er hätte genauso gut weiter beschäftigt sein können, denn Spesen und Gehalt liefen ja weiter. Und wenn wir schon alles finanzieren, warum nicht auch den armen Tropf?«

»Und Sie sind sicher, dass dieser Mann keine Chance hatte?«

»Sehr sicher. Rein fachlich betrachtet hätte der Mann nicht einmal eine Busreise für die GmbH unternehmen sollen.«

»Ich bin auf der Suche nach einem handfesten Mordmotiv. Wie Sie wissen, wurde Claudio Bremm erschossen. Die Politik ist eine bekannte

Spielwiese für Mordmotive. Wie hoch schätzen Sie diesen Skandal am Nürburgring politisch ein?«

»Ehrlich gestanden, nicht sehr hoch. Er ist provinziell, er hat auch einen Umfang, den man irgendwie in Ordnung bringen kann. Jetzt wurden die Kredite mit dem Segen der Politik in normale Bankkredite umgewandelt, jetzt muss man sich mit der Zukunft beschäftigen, jetzt muss man sehen, was man daraus machen kann. Aber da die Opposition ein erschreckend seichtes Gewässer ist, wird man mit leichten Blessuren davonkommen.«

»Was ist mit dem Ministerpräsidenten?«

»Es wird ihm weniger schaden, als man heute glaubt. Er hat jetzt den Fuß auf der Bremse. Und wenn wir ehrlich sind: Er hat keinen echten Mitbewerber, soweit ich die Szene sehe.«

»Also: Musste das schiefgehen?«

»Ja, so wie das gespielt worden ist, musste das scheitern. Meiner Meinung nach wurde auch der Ministerpräsident belogen. Er sollte das zum Anlass nehmen, aufzuräumen.«

»Eveline Lemke von den Grünen hat vorgeschlagen, die investierten Millionen abzuschreiben und einem umfassend beruflich

gebildeten Menschen den Ring für einen Euro zu überlassen.«

»Da ist etwas dran, vielleicht kommen wir in naher Zukunft an diesen Punkt.«

»Es ist erwähnt worden, dass man bei der Finanzierung dieses Projekts Gefahr laufen könnte, sich Drogengeld, zum Beispiel aus Mexiko, einzuhandeln.«

»Sehr richtig. Das könnte geschehen, dagegen muss man sich absichern.«

»Was, zum Teufel, ist denn da alles schiefgelaufen?«

»Alles, was schief laufen konnte. Stellen Sie sich vor, Sie verfügen plötzlich über zehn Millionen. Was tun Sie? Sie gehen zu Ihrer Bank, Sie sprechen mit Fachleuten, von denen Sie bisher gar nicht wussten, dass es die gibt. Und Sie kommen letztlich nicht darum herum, ein Büro einzukaufen, das von diesen Dingen etwas versteht. Dieses Büro gab es am Nürburgring zu keinem Zeitpunkt, weshalb auch niemand auf die Bremse trat. Da ist etwas eigentlich Unfassbares geschehen: Ein Mann, der nicht einmal den Segen der Finanzwelt hatte, verfügte von heute auf morgen über rund

350 Millionen Euro. Und niemand hat ihn kontrolliert. Die Monstrositäten an Ihrem Ring in der Eifel waren also ziemlich einmalig. Dass letztlich nur die Kirmes des Herrn Walterscheid dabei herauskam, ist beschämend. Für ihn war es wohl eine Obsession, die zuletzt geradezu krankhaft wirkte. Wie heißt er eigentlich mit Vornamen?«

»Bernard«, sagte ich.

Die Audienz war damit beendet. Sydney beendete Audienzen, indem er Gegenfragen stellte. Ganz einfach. Ich hatte gehört, was ich hören musste. Im Fall Claudio Bremm bot die politische Ebene des Nürburgringskandals, auf der es gerne um Neid, Karrieresucht, Geltungsdrang und Machtgier ging, einen reichen Fundus an Mordmotiven. Aber wo war ein Mörder in Sicht? Meine Zweifel an Merschmann als Täter wuchsen.

Und außerdem: Wie passte da mein alter Eifelbauer Jakob Lenzen ins Bild? Und was war mit Günter Gracht? Hatten es die beiden mit der großen GmbH aufnehmen wollen und nun dafür bezahlen müssen?

11. Kapitel

Ich war auf der Höhe von Ulmen, als Werner sich meldete und mitteilte: »Du hast Besuch. Wie lange dauert es noch?«

»Nicht lange, ich bin unterwegs. Was für ein Besuch?« Ich musste an Gabi denken, die Albrecht hieß, in Katzwinkel zu Hause war und gut roch.

»Es ist ein Mann, er kann mir nicht sagen, was er will. Er will es nur mit dir besprechen.«

»Ich beeile mich. Bis gleich.«

Sydney hatte mich auf den Boden zurückgeholt. Aber dieser Boden war eine schwankende Sache, er besagte: Gleichgültig, welches Gelände bei der GmbH du dir ansehen willst, gehe davon aus, dass hinter jedem Busch eine Überraschung wartet.

Der Mann, der auf mich wartete, machte einen kummervollen Eindruck. Er saß auf dem Sofa, als habe ihn jemand verprügelt. Er war vielleicht fünfzig Jahre alt, trug Freizeitklamotten der landläufigen Art: Beigefarbene Cordhose, ein grüner Pulli, darunter ein blaues Hemd und rotbraune Schuhe von Finn-Comfort.

Er stand auf und sagte unterdrückt: »Gut, dass ich

Sie sprechen kann. Ich dachte, ich komme mal vorbei, jetzt, wo so viel über den Nürburgring geschrieben wird.« Er hatte ein sehr offenes, etwas dickliches Gesicht mit blauen Augen unter ganz wenig staubdünnem, feinem Haar. Im linken Ohr zwei Sticker mit Steinchen. Er hatte vor Aufregung große, rote Flecken auf den Wangen und am Hals.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Also, es geht um meine Frau, und sie weiß nicht, dass ich hier bin.« Er hatte den Kopf weit nach vorn geneigt und sprach zwischen seinen Knien hindurch auf den Fußboden. Er sprach, als bereite ihm jedes Wort Mühe. »Wie heißen Sie denn?«

»Granmeier heißen wir. Und es war die Rede davon, dass Sie sich um Dinge in der Eifel kümmern, und dass Sie ... also Informanten nicht öffentlich machen.«

»Das ist aber eigentlich normal. Ich meine, dass Journalisten das immer so handhaben. Warum weiß Ihre Frau nicht, dass Sie hier sind?«

»Ich will sie nicht noch ängstlicher machen, sie ist schon ängstlich genug. Und jetzt, wo sie eine neue Stelle hat, ist es gut, wenn sie allmählich zur Ruhe kommt.«

»Was ist denn Ihre Frau von Beruf?«

»Sie ist Buchhalterin bei der GmbH am Nürburgring, also sie war Buchhalterin da.«

»Wann ist sie denn ausgeschieden?«

»Also, das war schon Ende 2008.«

»Hat sie gekündigt?«

»Nein. Das war eine gütliche Einigung, die GmbH hat sich von ihr getrennt.«

Er sprach noch immer auf den Fußboden und sah mich nicht an.

»Herr Granmeier, ich möchte eines klarstellen: Sie machen den Eindruck, als hätten Sie Angst. Hier ist aber niemand, der Sie bedroht. Was ist mit einem Kognak? Manchmal hilft das ja, wenn es eng ist.«

»Ja«, nickte er einfach.

Also ging ich hin und goss ihm einen steifen Kognak ein, ich selbst holte mir ein Wasser aus dem Kühlschrank. »Vor wem haben Sie denn Angst? Werden Sie bedroht?«

»Also nicht direkt. Es ist mehr wegen meiner Frau.«

»Wird die bedroht?«

»Nein. Nicht mehr, würde ich mal sagen. Aber sie

macht sich einen Kopf und denkt, irgendwer könnte sie vielleicht umbringen. Sie träumt immer solche Sachen und eigentlich kann sie schon gar nicht mehr schlafen. Sie liegt da und wälzt sich nur rum.«

»Wie schätzen Sie selbst denn das ein?«

»Also, ich glaube eher, dass sie ein bisschen übertrieben hat. Nur manchmal. Aber man weiß es ja nie.«

»Erst einmal Prost. Und ich mache Ihnen einen Vorschlag. Erzählen Sie mir die Geschichte einfach von Anfang an.«

Er trank einen kleinen Schluck und musste sofort husten.

»Es gibt keinen Grund, sich zu fürchten«, sagte ich, und es klang dümmlich. »Wenn ich das richtig verstehe, ist Ihre Frau bedroht worden.«

»Ja«, sagte er und sah mich zum ersten Mal an.

»Das wohl einwandfrei.«

»Wie sahen diese Drohungen denn aus?«

»Sie haben ihr gesagt: >Wir machen dir das Leben zur Hölle!< Und sie haben auch gesagt: >Pass auf, wenn du Auto fährst!< Und sie haben gesagt: >Du wirst nicht mehr ruhig schlafen, wenn du etwas

erzählst.< Einwandfrei. Da sagt meine Frau die Wahrheit.«

»Aber Sie waren nicht dabei? Sie sind kein Augenzeuge?«

»Nein, ich war nicht dabei. Ich habe nur meine Frau zu Hause auf dem Sofa gefunden. Und sie ... also, sie hat sich übergeben vor Angst.«

»Das ist eine ziemlich harte Beschuldigung. Ich denke, Sie erzählen die ganze Geschichte, und dann überlegen wir, wie wir weiter verfahren. Aber lassen Sie sich Zeit, niemand drängt Sie. Soll ich ein Bandgerät aufstellen? Oder kann ich Zwischenfragen stellen?«

»Ja, klar«, nickte er. »Was Sie wollen, also, wie Sie das immer machen.« Er trank wieder einen kleinen Schluck, und diesmal hustete er nicht. »Ich habe auch gedacht, das für Sie aufzuschreiben. Aber das ist nicht meine Art.«

»Okay. Dann notiere ich mir nur Namen und Alter und so etwas, nichts sonst. Und wenn Sie das wollen, dann waren Sie nie hier.«

»Das wäre gut. Meine Frau ist auch zweiundfünfzig wie ich, und sie war da oben Chefbuchhalterin. Und es ist ja so, dass man nur

etwas buchen kann, wenn man die Unterschriften vom Chef hat und die Unterschriften vom Aufsichtsrat und dem Fachchef. So läuft das. Wenn meine Frau irgendeinen Vorgang auf den Tisch kriegte, der nicht unterschrieben war, dann hat sie den beiseite gelegt und auf die Unterschriften gewartet. Und wenn die nicht kamen, hat sie eben auch nicht gebucht. Aber die Chefs sagten: >Buchen Sie mal, das geht schon klar.< Und die Chefs haben auch selbst gebucht. Sie haben ihr sozusagen reingebucht, und sie fand dann Sachen, die sie nicht verstand und die sie selbst auch nicht gebucht hatte. Das war sehr ... komisch, sage ich mal. Und Lily fand auch, dass das sehr komisch war. Na ja, die beiden Frauen fanden das einfach schlimm. Manchmal war das auch sehr viel Geld, also durchaus schon mal zweieinhalb Millionen oder so. Und wenn das in der Buchung ist, und der Aufsichtsrat hat nie was davon gehört, dann gehen eben Gelder raus, die nicht ordentlich verbucht sind, wenn Sie verstehen, was ich meine. Also, da gibt es den Vorgang, dass jemand eine Gutachterrechnung von 800.000 einreicht, und dass meine Frau den Vorgang dem

höchsten Chef auf den Tisch legt. Der sagt, raus damit. Meine Frau sagt, sie brauche das Okay vom Aufsichtsrat, und er sagt: >Das geht okay. Schicken Sie das raus.< >Das geht doch nicht!<, sagt meine Frau. Am nächsten Morgen findet sie dann, dass der Chef das rausgeschickt hat, obwohl mindestens zwei Unterschriften fehlen. Und so ging das weiter, Wochen und Monate. Da sind Rechnungen bezahlt worden, bei denen jede Unterschrift fehlte. Und da sind Überweisungen an Partnerfirmen gelaufen, die niemals abgezeichnet wurden, aber irgendeiner buchte sie einfach ein. Manchmal auch nachts. Also, meine Frau hatte richtig Kummer, weil da Zahlungen rausgingen, ohne dass irgendeine Unterschrift vorhanden war. Und es kam vor, dass die Zahlungen rausgingen, weil ein Chef spätabends noch einfach die Zahlung reinbuchte. Und ehrlich, die beiden Frauen kamen sich vor wie Betrügerinnen. >Eine Buchhaltung ist schließlich kein Puff<, sagt Lily immer.«

»Zwischenfrage: Wie heißt Ihre Frau mit Vornamen? Und wer, bitte, ist denn Lily?«

»Also, meine Frau heißt Ruth, und die Lily ist die Lily Aussem, und die ist eine jüngere Kollegin, die

ist achtundzwanzig Jahre alt. Und sie wohnt auch in Bad Neuenahr, wie wir. Und ich heiße Albert, Albert Granmeier.«

»Haben Sie Kinder?«

»Ja, zwei Töchter. Und wir sind sehr glücklich damit.« Er strahlte plötzlich.

»Und die Lily Aussem ist verheiratet?«

»Nein, ist sie nicht. War sie auch nie. Sie sagt, wenn sie einen Kerl im Bett haben will, braucht sie ihn vorher nicht zu heiraten.« Er grinste. »Und das stimmt ja auch.« Er wurde endlich lockerer. »Da lief eine blöde Geschichte. Also, es ging so, dass die beiden Frauen vorstellig wurden. Beim großen Chef. Und sie haben klar gesagt: >Das machen wir nicht mehr mit! So geht das nicht! Wir machen uns ja strafbar!< Und, klar, bei den Buchhaltern ist das so: Wenn du krumme Dinger machst, kriegst du nie mehr irgendeinen guten Job. Und das haben die auch klar gesagt. Entweder, wir machen eine gute, saubere Buchhaltung, oder wir gehen. Und überhaupt muss die ganze Buchhaltung in Ordnung gebracht werden, da stimmt ja gar nichts mehr. Der Hauptgeschäftsführer hat geflucht und gesagt, die Frauen wären ja verrückt, und er verbitte sich sol-

chen Scheiß. Und es ging immer so weiter. Meine Frau sagte: >Wenn eines Tages die Buchhaltung von der GmbH geprüft wird, bin ich die Dumme!< Und dann passierte die Sache in *Slavis Eck*. Das ist ein Restaurant in Altenahr, wo man sich trifft, klönt, wo Freunde sind, sage ich mal. Da waren wir spätabends, es waren nur noch zwei Tische mit Gästen. Und meine Frau war dabei, und Lily auch. Und sie können beide keinen Alkohol vertragen. Und sie tranken zwei, drei Bier und wurden wütend. Wie das so ist, eine schaukelt die andere hoch. Und sie sagten: >Dann zeigen wir die GmbH einfach an! Das müssen wir sogar, das da läuft kriminell<. Und sie haben vergessen, dass an einem der Tische ein Azubi der GmbH saß. Und der ist natürlich hin und hat die Sache seinem Chef erzählt, und der rannte sofort zum obersten Chef, und der zitierte meine Frau und die Lily. Und er sagte: >Ich schmeiße Sie raus! Fristlos!< Und meine Frau sagte: >Das können Sie nicht machen, dann werden wir klagen und erzählen, was hier los ist.< Na ja, die ganze Sache war sehr heiß. Und der Geschäftsführer stellte fest, die beiden Frauen sollten ab sofort zu Hause bleiben und auf ihre

fristlose Kündigung warten. Und er sagte: >Sie werden keine ruhige Minute mehr haben, wenn Sie irgendwas erzählen.< Klar, eigentlich konnte er ihnen nicht kündigen, weil er wusste, die beiden Frauen würden sofort vor das Arbeitsgericht ziehen und auspacken. Andere, kleinere Chefs drohten ihnen auch: >Wir machen Ihnen das Leben zur Hölle! Hauen Sie ab, und wenn Sie nicht schweigen, sind Sie tot.<«

»Also hatte die Leitungsebene Angst.«

»Ja klar, und wie!«

»Und Ihre Frau?«

»Meine Frau hatte nur noch Angst. Sie glaubte ganz ehrlich, dass sie getötet würde, wenn sie irgendetwas sagte. Und sie wurde krank, richtig krank. Das ging doch gegen ihre Ehre. Sie bekam ein Magengeschwür, obwohl sie niemals im Leben etwas am Magen hatte. Sie aß nicht, sie kam richtig runter. Sie heulte nur noch, und sie hatte Kopfschmerzen, dass sie sich übergeben musste.«

»Hat man den Frauen dann gekündigt?«

»Ja, aber nach Tarif. Sie blieben sofort zu Hause, bekamen aber vier Monate weiter Gehalt. So stand es im Vertrag. Aber sie mussten eine

Verschwiegenheitsklausel unterschreiben. In der stand, sie dürften niemals etwas davon preisgeben, wie die Buchungen bei der GmbH gelaufen seien. Kein Wort über die GmbH und ihre Partner, nie mehr, das ganze Leben lang nicht. Meine Frau hat sich dann sofort nach einer neuen Stelle umgesehen und auch eine gekriegt. Aber in Köln. Und richtig gesund geworden ist sie auch nicht mehr.«

»Was war mit Lily Aussem? Sie haben erwähnt, da sei eine blöde Geschichte gelaufen.«

»Kann man so sagen. Die weiß auch nicht, dass ich hier bin. Die hatte was mit dem Claudio Bremm, also mit dem, der jetzt erschossen wurde.«

»Was denn?«

»Die sind wohl ein paar Mal zusammen ins Heu gegangen.«

»Wann war das? Wann war das genau?«

»Also der große Krach war Ende 2008. Dann war das im Sommer davor, im Herbst auch noch. Und dann noch mal im Frühjahr 2009, eine ziemlich lange Zeit.«

»Aber da war ihr doch schon gekündigt worden.«

»Ja, ja. Aber Sie wissen ja, wie manche Männer so sind. Das war dem Bremm doch scheißegal. Er

wollte vögeln und damit basta. Und er kam nachts.«

»Warum ist die Lily denn darauf eingegangen?«

»Das weiß ich nun wirklich nicht«, murmelte er.

»Alles weiß man ja nie. Vielleicht hat er ihr Bares auf den Tisch gelegt?«

»Kann das Ihrer Meinung nach tatsächlich auf dieser Basis gelaufen sein?«

»Ich weiß es eben nicht. Sie ist manchmal ziemlich krass in ihren Meinungen. Kann gut sein, dass sie sich gesagt hat: >Wenn schon, dann soll er auch lohnen!< Warum nicht?«

Er trank den Rest von seinem Kognak, und mir war nach einem Kaffee.

»Was halten Sie von einem Kaffee? Oder noch ein Kognak?«

»Einen kleinen Kognak vielleicht noch. Und dann einen Kaffee? Ich muss ja noch fahren.«

Ich ging in die Küche, nachdem ich ihm einen weiteren Kognak eingegossen hatte. Ich setzte einen Kaffee an, und ich kaute ein Stück trockenes Brot, weil man nicht ungestraft zwei Soleier mit einer Frikadelle zu sich nehmen kann. Mir war leicht übel.

Werner kam in die Küche und sagte: »Ich brauche einen Schnaps. Wo ist denn einer?«

»Da in der Ecke, mehrere Liter. Du hast wieder Schmerzen, nicht wahr?«

»Manchmal«, antwortete er knapp.

»Geh mal zu meiner Ärztin, die ist gut.«

»Dann muss ich vorher zum Sozialamt, und die mögen mich nicht, weil sie mich nicht kennen. Also, lass den Krug an mir vorüberziehen. Was will der Mann?«

»Hilfe, aber er weiß nicht genau, warum. Ich bezahle meine Ärztin, wenn es das ist.«

»Geh schon, ich bringe euch den Kaffee.«

Also ging ich und fragte: »Herr Granmeier, wissen Sie eigentlich genau, warum Sie zu mir gekommen sind?«

»Das weiß ich«, nickte er. »Also, ich musste mal darüber mit einem reden, weil das ja pausenlos so ging. Immer, wenn ich dachte, jetzt hat meine Frau es gepackt, ging das wieder los. Schlaflosigkeit und sich übergeben und Kopfschmerzen und Magenschmerzen und all das. Man liest ja viel über die GmbH in den letzten Monaten, und es kann ja sein, dass sie ihren Laden dicht machen

müssen, jedenfalls ist da überall Kritik. Und wenn sie dicht machen, könnte es sein, dass sie ein paar Leute mundtot machen müssen, weil die sonst reden. Also, irgendwie finde ich das richtig gefährlich. Und es ging auch wieder los.«

»Das verstehe ich nicht so ganz«, bemerkte ich.

»Was ging wieder los?«

Er nickte, dann griff er in seine Jackentasche und holte ein zusammengefaltetes Papier heraus. »Es ist deswegen«, sagte er.

Du dreckige Sau! stand da. Du wirst die Schnauze halten oder du bist tot! Auf einer zweiten Seite stand: *Wir holen dich, wenn du etwas sagst! Dann bist du tot!*

»Die Schrift ist Times New Roman«, bemerkte ich automatisch. »Sechzehn Punkt hoch. Das lag im Briefkasten, nehme ich an. Wann?«

»Gestern«, sagte er. »Meine Frau dreht richtig durch.« Seine Augen waren in eine weite Ferne gerichtet, er atmete sehr hastig und sehr flach. Das war Angst, das war sehr viel Angst.

»Kein Kuvert? So, offen? Hat die Lily Aussem auch diese Botschaften gekriegt?«

»Weiß ich nicht. Ich wollte erst einmal mit Ihnen

sprechen.«

»Haben Sie die Telefonnummer von der Aussem im Kopf? Wir sollten sie anrufen und fragen.«

»Das geht«, antwortete er. Er nahm sein Handy aus der Tasche und tippte darauf herum. »Hör mal«, sagte er dann in das Gerät. »Das ist ganz wichtig jetzt. Hast du was im Briefkasten gefunden?« Er hörte zu und nickte und sagte: »Okay. Dann komme ich vorbei, oder jemand besucht dich. Das ist ja jetzt sehr ernst.« Er sah mich an. »Sie hat dasselbe Zeug gefunden.«

»Sie müssen zur Polizei gehen«, bemerkte ich. »Das kann ich vermitteln, wenn Sie das wollen. Es geht nicht, dass Sie das zu lässig behandeln.«

»Dann machen wir das so!«, stimmte er zu. »Meine Frau spielt nur noch verrückt.«

Ich versuchte, Kischkewitz zu erreichen, aber der war weder auf seiner Festnetznummer, noch auf seinem Handy zu bekommen. Ich rief Rodenstock an und informierte ihn.

»Die Papiere müssen dringend zur Kriminaltechnischen Untersuchung«, sagte er.

»Die KTU kann vielleicht etwas herausfinden. Aber wenn du sagst, es ist alles herkömmlich,

Schrift wie Papier, müssen wir überlegen, was mit den Frauen geschieht. Wir können sie nicht zu Hause lassen, das ist zu riskant. Herrgott! Ich schicke dir jemanden, der die Papiere holt, und der wahrscheinlich auch schon weiß, was mit den Frauen geschehen soll.« Und dann noch einmal mit aller Gewalt: »Herrgott!«

»Der Ehemann ist noch hier. Was geschieht mit dem?«

»Er soll heimfahren, aber seine Frau soll nicht an die Tür gehen und auch das Telefon nicht berühren. Und sie sollen unter keinen Umständen ihre PKW vor dem Haus parken. Es muss aussehen, als seien sie nicht da. Dasselbe bei dieser jüngeren Frau. Das Einfachste wird sein, wenn dieser Ehemann die junge Frau jetzt abholt. Sie soll einen Koffer mit dem Nötigsten packen. Dann bleiben die drei in dem Haus des Ehepaars und warten auf einen Mann von Kischkewitz. Der klingelt nach einem Code. Dreimal lang, einmal kurz. Alles klar?«

»Alles klar«, sagte ich.

Ich instruierte Albert Granmeier, und er bedankte sich hastig und verschwand, nachdem er seine

Adresse und seine Telefonnummern aufgeschrieben hatte. In der Tür drehte er sich noch einmal um und fragte: »Nehmen Sie das auch ernst?«

»Ja, sehr«, bekräftigte ich.

Er würgte sein Auto zweimal ab, ehe er vom Hof rollte.

Es gab eine zweite Ebene, es gab wahrscheinlich sogar eine dritte Ebene, es musste Leute geben, die den Drohungen der GmbH Realität gaben, es musste Männer geben, die bereit waren, die Drohungen umzusetzen. Es musste jemand geben, der bereit war, die Drohungen in die Briefkästen der Granmeiers und der Lily Aussem zu werfen. Und sie mussten die Drohungen kennen, denn die Papiere steckten nicht einmal in einem Umschlag. Wer waren diese Männer? Oder konnten das auch Frauen gewesen sein? Albert Granmeier war wahrscheinlich nur die berühmte Spitze eines Eisbergs. Ich war plötzlich hundemüde. Es gab so viele Fragen, es gab so viele Ziele für meine Recherchen, ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte, ich kannte nicht einmal die richtigen Fragen. Noch viel weniger hatte ich Zugang zu den

richtigen Leuten.

Kurz darauf kam Emma mit ihrem Wagen auf den Hof, und ich war ihr für das Auftauchen richtig dankbar. Sie war noch ein bisschen blass um die Nase, aber sie war schon wieder ganz die Alte. Angriffslustig, fröhlich.

»Wo ist mein Sao-Paulo-Kind?«

»Weiß ich nicht. Wahrscheinlich unterm Dach.«

»Und du? Jagst du Mörder?«

»Das ist keine Frage, das ist eine Drohung.«

»Na ja, sagen wir zur Hälfte. Also, wo ist Jennifer?«

»Tatsächlich unterm Dach.«

Dann kam Werner die Treppe herunter, und sie sagte: »Das ist also der weltberühmte Werner!«

»Das bin ich«, sagte Werner. »Und Sie sind die unvergleichliche Emma!«

»Wer hat das behauptet?«

»Baumeister«, sagte Werner.

»Ich schmeiß dich raus«, sagte ich.

»Blödes Mannsvolk!«, sagte Emma.

»Wie geht es Rodenstock?«, fragte ich.

»Nicht von dieser Welt. Er telefoniert nur noch,

und wahrscheinlich weiß er gar nicht mehr, wie ich heiße. Hast du einen Wein für mich?»

»Mehrere«, sagte Werner. »Rot oder weiß?»

»Rot«, sagte sie.

Jennifer kam die Treppe herunter und schrie:

»Emma! Tante Emma!«

Mein Flur ist sehr schmal, so wurden Werner und ich in die Küche abgedrängt.

»Die ist ja vielleicht ein Schuss!«, murmelte Werner.

»Sag ihr das, und sie wird dir eine runterhauen.«

Emma musste einen Schalter in meiner Erinnerung umgelegt haben. Da gab es eine Frau, die jahrelang in der GmbH in der Presseabteilung gearbeitet hatte. Dann war gesagt worden, sie sei schwanger und scheide aus. Ich wusste, dass sie in Boos lebte, aber ich wusste nur noch ihren Vornamen: Elisabeth, genannt Elli.

Um Familienprobleme zu besprechen, verschwanden Jennifer und Emma im Treppenhaus, während sich Werner mit der Bemerkung verzog, er wolle lieber lesen.

»Du hast Schmerzen«, sagte ich. »Und du wirst zu meiner Ärztin gehen. Das ist ein Befehl.«

Er drehte sich auf der Treppe um und sah mich mit großen Augen an. Er sagte kein Wort, aber ich sah, dass er Furcht hatte.

Da schwieg ich und schaute mir im ZDF die Nachrichten an, wobei ich merkte, dass ich überhaupt nicht mehr im Bilde war. Jedwede Politik fand ohne mich statt.

Ich konnte mich sogar an das fröhliche, offene Gesicht dieser jungen Frau erinnern. Elli... Elli Sowieso. Es war wahrscheinlich besser, einfach ins Bett zu gehen, weil völlig übermüdete Gehirne ohnehin nicht funktionieren. Und tatsächlich fiel mir ihr Name ein, kaum dass ich ins Bett gekrochen war. Sie hieß Feldweg, einfach Feldweg. Blieb zu hoffen, dass der Name Feldweg in Boos nicht ein Viertel der Bevölkerung ausmachte. Die Auskunft sagte mir, es gebe eine Elisabeth Feldweg.

Ich wählte die Nummer und wartete ungeduldig. Dann bellte ein Mann sehr laut über Kindergeschrei hinweg: »Feldweg!«

»Kann ich Elisabeth Feldweg sprechen?«

»Das ist meine Frau«, sagte er. »Moment mal.«

Eine Frau sagte kurz darauf: »Ja, das ist gerade

jetzt aber nicht gut. Wir haben hier einen Geburtstag. Kindergeburtstag. Aber in einer Stunde ist das durch.«

Also wartete ich eine Stunde, die Ruhe tat mir gut, und ganz entfernt hörte ich, wie Emma und Jennifer auf meinem Dachboden die Weltregierung neu ordneten und an die Frauen übergaben.

Ich dachte an Rodenstock und seine unseligen Verkrampfungen und hoffte zum tausendsten Mal, er würde wieder der Alte sein - der mit der Gelassenheit und dem ironischen Lachen. Ich wünschte sehr, meine kleine Welt käme wieder in Ordnung.

Ich meldete mich wieder in Boos, und die junge Mutter sagte, das sei richtig, sie habe in der Presseabteilung auf dem Nürburgring gearbeitet. Dann sei sie schwanger geworden und ausgeschieden, wie das auch mit ihrem Mann abgesprochen war. Familienplanung.

»Aber wirklich interessant war das nicht«, bemerkte sie. »Es war eigentlich wie überall.« Und mit dieser Krisensituation da oben habe sie überhaupt nichts zu tun gehabt.

»Ich bin unsicher«, erklärte ich. »Haben Sie je

erlebt, dass das Klima giftig wurde, dass Leute angebrüllt wurden, dass sie bedroht wurden, dass nichts an Interna die GmbH verlassen durfte?«

»Ja, klar. Aber das kommt doch überall vor, oder?«

»Gab es irgendeinen Zoff mit der Buchhaltung?«

»Davon habe ich gehört. Aber die zuständigen Frauen da waren auch sehr, also, sehr eng, würde ich mal sagen. Mit denen gab es dauernd Krach. Die Chefs buchten rein, wann sie wollten, und da gab es Zoff.«

»War die Leitung jemals eng, kleinkariert?«

Sie lachte ausgiebig. »Das waren die immer. Es ging ja immer ums liebe Geld, ich bin froh, dass ich nicht mehr da bin. Wenn es um Geld ging, haben die immer gesponnen. An der Stelle waren die wirklich, na ja, ich würde mal sagen schrappig. Da kannten die überhaupt keinen Spaß. So wie an Tribüne 13.«

»Was passierte da?«

»Also, an der Tribüne 13 stand ein Würstchenverkäufer, und der Chef glaubte, er betrüge die GmbH. Es ist so, dass diese Wurstbuden genau abrechnen müssen, und sie zahlen einen bestimmten Prozentsatz des Umsatzes

an die GmbH, also muss jede Currywurst und jede Portion Fritten und jedes Mettbrötchen gebongt werden. Um diesen Würstchenverkäufer des Betruges zu überführen, hatte der Chef persönlich angeordnet, eine Studentin auf die Tribüne zu setzen, die genau aufschreiben musste, wie viele Leute an die Wurstbude gingen. Und wenn eine Ehefrau für sich und den Mann zwei Portionen holte, dann eben zwei Striche, wenn sie aber zweimal Fritten holte und einmal warme Würstchen, dann sah das vollkommen anders aus, dann war der Strichejob schon sehr schwer. Das war lächerlich, das war schlimm. Ich weiß noch, dass ich gedacht habe: Da bin ich froh, wenn ich da nicht mehr arbeiten muss.«

»Also, ist das ein Klima des Misstrauens?«

»Ja, klar, leider.«

Ich bedankte mich bei der Frau und legte auf.

Walterscheid als Würstchenkontrolleur. Die Politiker hatten wahrscheinlich genickt und einander versichert: Er hat seinen Laden fest im Griff. In welche Niederungen sollte ich noch hinuntersteigen? Vielleicht hatten sie das Lokuspapier kontrolliert?

Was hatte das mit den Toten zu tun? Mit Bremm, mit Lenzen? Nichts. Oder vielleicht etwas, von dem wir noch nichts wussten.

12. Kapitel

Es war Abend geworden, es war dunkel, geradezu finster. Und es regnete und gab Blitzeis, der Dezember hatte sich in den November hineingemogelt, und ich wusste nicht einmal mehr, an welchem Tag des Dramas wir gerade waren. Am vierten? Am fünften?

Ich marschierte wieder dorthin, wo das wirkliche Leben stattfand, und fand Werner bei der Lektüre von Chandlers Briefen. »Wieso das? Da passiert doch nichts.«

»Nein, stimmt. Aber es ist unheimlich spannend. Wie weit bist du gekommen?«

»Nicht sehr weit. Und ich weiß nicht, wie weit. Kann ich dich überreden, eine kleine Tour mit mir zu machen?«

»Ja, natürlich. Wohin denn?«

»Wir haben beide festgestellt, dass die Darstellung des Mordvorgangs im Fall Bremm sehr

schwammig ist. Und also wäre es gut, genau um die fragliche Zeit in Siebenbach aufzutauchen und einfach zu schauen, was da ist.«

»Die Idee könnte von mir sein«, sagte er.

»Zieh dich warm an, nimm dir Pullover, so viele du brauchst, und vor allem dicke Wollsocken und ähnliche Kostbarkeiten. Wir können den Wagen nicht dauernd laufen lassen. Wir fahren um Mitternacht.«

»Das ist doch was«, befand er.

Ich ging hinauf auf den Dachboden und fand die beiden Frauen in aufgelockerter Stimmung bei einem Rotwein.

»Jennifer, ich verschwinde um Mitternacht mit Werner. Wir gehen einer Idee nach.«

»Du musst mir von der Sache erzählen«, sagte Jennifer. »Sonst kann ich nicht mitreden.«

»Gut. Also, bis später.«

Ich legte mich wieder auf mein Bett, ich las in Volker Arzts *Kluge Pflanzen* und amüsierte mich königlich, was Wilder Tabak so drauf hat, wenn er sich von Insekten bedroht sieht. Darüber schlief ich wohl ein, denn als Werner mich behutsam

berührte, war Mitternacht eine Viertelstunde vorüber.

»Weißt du schon etwas mehr?«, fragte er mich im Auto.

»Nur ein bisschen. Ich weiß, dass Bremm zuweilen mit einer jungen Frau aus der Buchhaltung schlief. Aber ob das irgendeine Bedeutung hat, weiß ich nicht. Das soll es unter Menschen einfach geben, ohne gleich aufzuschreien und mit der Hölle zu drohen. Mehr Sorge macht mir diese Nürburgring GmbH. Was ich höre, klingt nach biederer Geschäftslage, was ich höre, ist eigentlich der Bericht einer permanent betriebenen Inzucht, wie er in fast jeder Firma vorkommt, und wie er in Tausenden von Firmen allmählich den Untergang einläutet. Nur haben diese Firmen nicht gleich Hunderte von Millionen Euro zu verbraten und sind zu großen Teilen staatseigen.«

»Was ist, wenn jemand einfach durchdrehte?«

»Nehmen wir das einmal an. Dann müssen es eigentlich drei Täter sein. Ein Opfer wird von einer Salve aus einer Maschinenpistole durchsiebt, das wirkt wie ein Sturmangriff. Das nächste Opfer verschwindet spurlos samt Ehefrau, und langsam

wächst in mir die Befürchtung, dass die beiden nicht mehr leben. Der dritte wird eiskalt aus nächster Nähe durch einen Kopfschuss hingerichtet. Das ist nicht ein Täter, das sind eher drei.«

»Kann ein Auftrag hinter einem der Morde stecken?«

»Natürlich kann das sein. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand in der GmbH hingegangen ist und den Auftrag erteilt hat, diesen oder jenen zu töten. Ich glaube einfach nicht, dass sie diese Schwelle überschritten haben, dazu sind sie eigentlich viel zu bieder und viel zu ängstlich. Das war niemals eine Clique von Helden, das waren bestenfalls ein paar Anzüge von C&A. Das Einzige, was sie von anderen Cliquen unterschied, war die Summe, die sie verspielen konnten. Ein Geisteskranker? Einer nur? Oder gleich drei? Wir stehen einfach vor einem Chaos, und um das zu ordnen, müssen wir Schritt für Schritt vorgehen, und das ist verdammt mühevoll.«

»Also auf jeden Fall zwei Täter, weil Bremm ein Vertreter der GmbH war, und weil die anderen die Gegenseite vertreten?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich. »Aber das hilft uns nicht weiter. Fangen wir bei Bremm an und bei Tobias Merschmann, von dem geglaubt wird, er habe eine Kalaschnikow an seinem Opfer ausprobiert. Also in Siebenbach.«

»Du zweifelst an dem Täter Merschmann?«

»Na sicher, da folge ich dir.«

Ich nahm die B 258 und bog dann kurz vor Döttingen auf die B 412 nach links ab, bis etwas später die kleine Straße rechts nach Siebenbach führte.

»Also gut. Achte auf den Hang zur Linken. Da liegt an einer schmalen Seitenstraße oben ein neues Haus, das so aussieht wie ein Fertighaus. Es ist pinkfarben. Da ist es, siehst du das? Ungefähr dreihundert Meter den Hang hoch. Und nach rechts geht eine andere schmale Straße. Bremm kam also aus seinem Haus, querte vor uns die Dorfstraße und ging dann weiter rechts in den Hang. Also stand Merschmann ungefähr ... hier.«

Ich bremste, schaltete den Motor ab, und die Stille fiel ziemlich laut über uns her.

»Gespenstisch«, sagte Werner.

»Jetzt ist es noch sehr belebt. Warte, bis der Nebel

sich einrichtet.«

»Was ist das auf der linken Seite für ein großes Gebäude an der Straße?«

»Ein altes Bauernhaus. Ein so genanntes Trierer Einhaus. Das Wohnhaus und die Scheune mit Stall nebeneinander in der gleichen Flucht unter einem Dach. Wie üblich hat der Bauer aufgegeben, und alles sieht prima aus, so als würde es noch betrieben. Aber die Zeichen sind eindeutig: alles so blitzsauber, dass gar nichts mehr läuft.«

»Und der kleine Block da an dem Wohnhaus?«

»Das wird ein kleiner Anbau sein, eine Garage vielleicht.«

Von hinten kamen zwei schnelle Autos, und wir rutschten tief in unsere Sitze. Ich drückte auf den Radioschalter und hatte *DeutschlandRadio Kultur* eingestellt. Jemand sagte mit ziemlich viel Schmalz in der Stimme: »Den Aufstand des Volkes auf den Barrikaden von Paris erlebte er nicht mehr. Er starb wie sein Rivale Rousseau 1778. Wegen seines Dauerkonfliktes mit der Kirche wurde Voltaire heimlich im Morgengrauen bestattet...«

»Das jetzt bitte nicht«, sagte Werner und drückte

die Stimme weg.

Von vorne kamen zwei PKW, wir rutschten so tief wir nur konnten in unsere Sitze, sie rauschten vorbei und zeigten keinerlei Reaktion.

Rechts stand ein Einfamilienhaus aus den Siebzigern mit Walmdach und dem Geruch von etwas mehr Geld, auf den in der Eifel so viel Wert gelegt wird. Das Haus hatte eine Außenbeleuchtung, die sich plötzlich einschaltete. Dann ging sie wieder aus, dann schaltete sie sich ein.

»Du musst hier weg«, erklärte Werner ganz ruhig.

»Die Anlage streut unsauber. Das hat man schon mal. Dann geht sie an und aus, und die im Haus werden wach, weil dauernd ein Schalter knackt.«

Also fuhr ich zehn Meter zurück, und das Licht blieb aus.

»Hast du oft irgendwo gestanden und auf eine Eingebung gehofft?«, fragte er.

»Ja, ziemlich oft«, antwortete ich. »Meistens kommt nichts dabei heraus, aber manchmal kommst du auf bessere Ideen. Hast du oft so defekte Außenbeleuchtungen angetroffen?«

Er kicherte ganz hoch. »Ja, manchmal. Wenn ich an gute Mülltonnen ran wollte oder an warme

Kellerschächte.«

»Wie siehst du deine Zukunft?«

»Gar nicht.«

Es ging auf ein Uhr zu, als etwas passierte.

Von vorne kam ein kleines Auto, ein Opel Corsa. Er fuhr in die schmale Seitenstraße, an der Bremms Haus lag. Aber er fuhr nur etwa zehn, zwölf Meter. Dann blieb er stehen und löschte das Licht. An dem Anbau des Bauernhauses ging ein rundes, gelbes Außenlicht an. Es war ein Mann. Es sah so aus, als drücke er auf eine Klingel. Die Tür ging auf, und er ging hinein, die Tür schloss sich wieder.

»Jemand, der spät nach Haus kommt«, sagte Werner. »Das könnte ja ein Zeuge sein, oder?«

»Das könnte«, sagte ich. »Lass uns noch warten.«

Nach exakt einunddreißig Minuten ging das Außenlicht wieder an, der Mann kam heraus, setzte sich in den Corsa, drehte den Wagen ein paar Meter oberhalb, kam zurück zur Straße und fuhr dann gemächlich nach links aus Siebenbach hinaus. Es war jetzt 1.43 Uhr.

Dann kam von hinten ein alter, silberner Mercedes, rollte an uns vorbei und fuhr dann vor dem Anbau

vor. Der Mann stieg aus, der Vorgang wiederholte sich. Um 2.11 Uhr kam der Mann wieder heraus.

»Wir müssen da rein«, sagte Werner.

»Ja, müssen wir.« Ich nahm eine Kamera mit einem Superweitwinkel mit. Wir stiegen aus, überquerten die Straße und gingen zu dem Anbau. Wir klingelten, auf dem kleinen Schild stand kein Name. Ein kleiner Lautsprecher plärrte dicht vor unseren Köpfen.

Eine Frau sagte: »Ja?«

»Siggi hier«, sagte ich.

»Komm rein«, sagte sie.

Der Summer ertönte, wir hingen hinein. Es war ein winziger Vorraum, der für uns zwei kaum ausreichte. An einem Haken hing ein schwarzer Mantel. Geradeaus war eine Tür.

Ich öffnete die Tür und sagte: »Guten Morgen!«

Die Frau saß in einem kleinen Sessel und rauchte eine Zigarette. Sie war sehr hübsch, wirkte sehr weiblich, war etwa dreißig Jahre alt und trug ihre blonden Haare wie eine Haube. Sie wirkte gepflegt, und sie wirkte ruhig.

Dann veränderte sich plötzlich das Gesicht. Ein panischer Schrecken stieg in ihre Augen, sie senkte

den Blick, sie sagte: »Aus!«

»Nein«, sagte Werner und setzte sich auf das Bett, das mit einer roten Woldecke belegt war.

»Behörde«, sagte sie mit geschlossenen Augen.

»Nein«, sagte ich und setzte mich in den zweiten kleinen Sessel. »Wir brauchen deine Hilfe. Darf ich rauchen?«

»Ja, klar«, sagte sie. Dann räusperte sie sich und setzte sich sehr aufrecht hin, als sei der inoffizielle Teil der Nacht vorbei. »Ich mache nichts«, sagte sie. Ihr Deutsch war klar und dunkel, mit sehr harten R-Lauten.

»Ich bin der Siggie«, sagte ich und legte die Kamera vor mir auf ein kleines Tischchen. Dabei drückte ich den Auslöser. Dann holte ich umständlich eine Pfeife aus der Tasche, den Tabaksbeutel und einen Stopfer. »Wie heißt du?«, fragte ich.

»Maria«, sagte sie und räusperte sich wieder. »Wenn ich zurückgehen muss, bin ich arm und kann nichts für die Familie tun.«

»Du musst nicht zurückgehen«, sagte Werner freundlich. »Wir brauchen deine Hilfe.«

Sie sah ihn an, dann mich, ihre Augen waren schmale Schlitze. Und sie saß vollkommen steif,

als werde sie verhört.

Ich stopfte ein wenig Tabak in die Pfeife und zündete sie an.

»Hier wurde ein Mann erschossen«, sagte Werner.
»Bremm hieß er.«

»Ja«, nickte sie. »War mitten in der Nacht. War viel Aufregung, die Leute haben geredet, aber keiner genau wusste, was passiert ist ... war, also ... was ist geschehen. Ich weiß nichts. War keiner hier. Manchmal Freunde hier, aber da nicht.« Sie trug einen einfachen, roten Bademantel, ihre Augen verrieten viel Freundlichkeit und Zuwendung. Ihre nackten Füße steckten in Plastiklatschen, feuerrot. Das Zimmer wirkte sehr sauber und aufgeräumt, alles an seinem Platz. Der Kleiderschrank hatte nur zwei Türen. Es fiel auf, dass nichts Persönliches auf sie hindeutete. Doch, da stand ein Bild auf ihrem kleinen Nachttisch. Zwei lachende Kinder, vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt, ein Mädchen, ein Junge.

Sie merkte, dass ich die Fotos anstarrte.

»Kinder von meine Schwester«, sagte sie. »Mann von Schwester abgehauen. In Polen. Deshalb arbeite ich hier.«

»Also, wie ein sehr freudiges Haus«, sagte Werner.
»Nein«, sagte sie scharf. »Niemals Bordell, niemals Puff. Ich pflege.«

»Na ja«, murmelte Werner.

»Sie pflegt wahrscheinlich wirklich«, sagte ich.
»Du musst wissen, dass alte Leute hier sehr spät ins Altersheim gehen. Sie hocken in ihren Bauernhäusern. Manchmal pflegt die Familie, manchmal die Caritas, sehr oft Polinnen. Sie pflegen hervorragend, sie sind erheblich billiger als deutsche Einrichtungen.«

»Ich pflege in drei Familien«, sagte Maria. »Hier bei Langemann, dann den alten Matthes und die alte Frau Martha Schmitz. Jeden Tag, viel Arbeit.«

»Ich entschuldige mich«, bemerkte Werner.

»Schon gut!«, antwortete sie und lächelte zum ersten Mal.

»Und manchmal kommen Freunde«, sagte ich.

»Ja«, nickte sie. »Manchmal.«

»Wann fährst du heim?«, fragte ich.

»Nur Weihnachten, nur zwei Tage«, sagte sie.
»Sonst nicht.«

»Mein lieber Mann«, murmelte Werner anerkennend. »Du machst Geld für deine Familie«,

sagte ich.

»Ja, meine Familie ist arm. In Polen sind viele Familien arm.«

»Wie war das in der Nacht, als der Mann erschossen wurde, der Bremm. Kennst du Bremm, hast du ihn gekannt?«, fragte ich.

»Nicht gut. Manchmal sehe ich ihn, wenn er im Auto vorbeifährt, manchmal geht er zu Fuß vorbei. Ich grüße, ich nicke nur. Und er nickt zurück. Sonst nichts. Ist ein reicher Mann. Die Leute sagen, er hat viel Geld. Aber er weiß nicht, wer ich bin.«

»Was war in der Nacht, als er erschossen wurde?«, fragte ich.

»War normal«, sagte sie. »Ich war müde, ich habe geschlafen.«

»Das hast du nicht«, sagte ich und legte ein Foto von Tobias Merschmann vor sie hin.

Sie starrte auf das Foto, sie machte augenblicklich dicht, sie kreuzte die Arme vor dem Bauch, sie wirkte, als habe sie mit so etwas gerechnet und als sei es nichts anderes als ärgerlich.

»Komischer Mann«, sagte sie. »Ja, er war hier. Aber selten, er sehr selten.«

»Bei der Polizei heißt es, er habe den Bremm erschossen«, sagte ich.

»Der? Niemals! Der nicht.«

»Die Polizei sagt, Bremm starb gegen zwei Uhr in der Nacht. Wann war Tobias bei dir?«

»Zwischen ein Uhr und zwei Uhr.«

»War er betrunken?«

»Nein, war er nicht.«

»Wollte er mit dir schlafen?«

»Ja, wollte er. Aber ich nicht.«

»Warum nicht?« Und noch während ich fragte, wusste ich, was sie antworten würde.

»War ein Ferkel, hat gestunken, war schrecklich. Ich habe gesagt, du musst baden, dann kannst du wiederkommen.«

Ich erinnerte mich an das Gespräch mit Roland Tombers über Tobias Merschmann. »Er konnte keine Frau zum Tanz auffordern, er brachte es einfach nicht. Kannst du eine für mich auffordern?«

»Er wollte nicht nur mit dir schlafen, er wollte mehr.«

Sie sah mich erstaunt an. »Viel mehr«, sagte sie.

»Woher weißt du das?«

»Das ist Zufall«, antwortete ich. »Du solltest in sein Haus kommen und bei ihm leben, nicht wahr?«

»Ja, hat er gesagt.«

»Was sonst noch?«

»Er sagte: Ich bin einsam, ich brauche eine Frau. Und Geld spielt keine Rolle und so.«

»Und du hast abgelehnt.«

»Natürlich.«

»Wurde er wütend?«

»Nein. Er war traurig, nicht wütend.«

Meine Pfeife war ausgegangen, ich zündete sie wieder an.

»Jetzt die Nacht mit diesem Merschmann«, sagte Werner. »Hast du gehört, dass Bremm hier draußen vorbeigelaufen ist?«

»Ich habe nichts gehört. Gar nichts. Merschmann war hier und hat geredet, geredet, geredet. Ich habe wirklich nichts gehört. Ja, diese Schüsse habe ich gehört.«

»Und als du die Schüsse gehört hast, war da Merschmann noch hier?«

»Ja, einwandfrei. Kann ich beschwören.«

»Lieber nicht«, sagte ich. »Bist du dann mit

Merschmann vor die Tür gegangen?»

»Nein, bin ich nicht. Er sagte: >Ich muss gehen.<
Und dann ging er.«

Ich sagte behutsam: »Da gibt es eine Zeugenaussage. Es war eine Frau. Sie rief in der Nacht, als Bremm getötet wurde, bei der Polizei an und sagte, das Scheusal Bremm sei tot. Sie haben nicht gesagt, es war eine junge Frau oder eine alte Frau, sie haben nur gesagt, es war eine Frau. Und wenn das so war, dann musste diese Frau von hier aus den Waldrand dort oben sehen können. Und sie muss ein Fernglas gehabt haben. Es war sehr dunkel. Kannst du versuchen, herauszufinden, wer das gewesen ist?«

»Ja, mache ich«, antwortete sie zwar zögerlich, aber es hörte sich an, als würde sie sich gewissenhaft erkundigen wollen.

»Auch die Polizei wird kommen«, fuhr ich fort.

»Du musst dann Auskunft geben.«

»Sie schicken mich zurück«, sagte sie. Dann begann sie vollkommen lautlos zu weinen.

»Ich sehe zu, was ich ausrichten kann«, versprach ich.

Sie starrte mich ganz ohne Hoffnung und voller

Angst an und sagte dann trotzdem: »Ja.«

Als wir im Wagen saßen und langsam losrollten, fragte Werner: »Glaubst du, du kannst ihr helfen und sie heraushalten?«

»Das könnte bei Kischkewitz und der Mordkommission möglich sein. Kischkewitz ist ein sehr, na ja, ein menschlicher Mann. Er weiß, wie das Leben spielt. Er kann einen Beamten herschicken, oder er kann Maria abholen lassen und später dann ohne Aufsehen wieder zurückbringen. Das Beste wäre, er könnte das selbst erledigen. Das könnte möglich sein. Was mir viel mehr Sorgen macht, sind meine liebenswerten Kollegen. Wenn die herausfinden, dass ausgerechnet eine Frau dem Merschmann ein Alibi verschaffen kann, ist Maria geliefert. Sie werden über sie herfallen, und unsere einheimischen Paparazzi werden sie nicht mehr aus den Augen lassen. In Sachen Nürburgring gibt es zurzeit keine Geheimnisse. Es gibt einfach zu viele Leute, die reden. Und es gibt zu viele Leute, die über Dinge reden, über die früher niemals geredet wurde, weil man nichts von ihnen wusste. Und stell dir jetzt die

Maria vor, die mitten im Geschehen steckt und sich nicht bewegen kann. Jeder weiß, dass Bremm hier erschossen wurde, jeder weiß, dass eine Entlastungszeugin wahrscheinlich nur aus Siebenbach kommen kann, weil der alte Merschmann-Mercedes hier geparkt hat. Dann hast du einen weiteren Rummelplatz: den kleinen polnischen Puff in Siebenbach. Und es wird todsicher Leute geben, die sofort formulieren: >Waren auch die Manager der GmbH Besucher im polnischen Puff?< Wenn eine Zeitung fragen kann >Wer hat am Nürburgring keinen Dreck am Stecken?< ist es mit dem soliden Journalismus aus. Und es hat solche Headlines schon gegeben. Also, die Maria könnte ihren Koffer packen und ein Ticket kaufen.«

»Hast du gesehen? Sie ist zutiefst katholisch. Kleines Weihwasserschälchen an der Wand, ein Kruzifix mit einem Corpus Christi über dem Bett, der Farbdruck einer Madonna unter Glas, ein Buchsbaumsträußchen hinter dem Kreuz. Warum macht sie das mit den Männern?«

»Wir sollten das menschlich sehen, nicht als ein Riesengeheimnis. Sie braucht auch so etwas wie

normale Kontakte, nicht ewig die alten Leute, denen sie den Hintern abputzen muss. Da hat es sich ergeben und fertig. Und ich glaube nicht einmal, dass Geld eine Riesenrolle spielt, ich glaube, das ist einfach das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Hast du die Stapel an Nahrungsmitteln gesehen? Sie lagen neben der Tür zu dem Bad auf dem Fußboden.«

»Habe ich nicht.«

»Es waren eingeschweißte Schinkenstücke, ein, zwei Kilo jeweils. Eingeschweißte Hartwürste, ganze Stapel Gläser mit Leberwurst, mit Blutwurst, mit Mett. Ich wette, sie schickt drei Viertel ihres Einkommens zur Familie in Polen, und sie schickt alle diese Nahrungsmittel zusätzlich. Als ich das sah, habe ich an meine Eltern gedacht, die mir erzählten, nach dem Zweiten Weltkrieg seien diese Dinge mehr wert gewesen als ein Perserteppich im Wohnzimmer. Es ist doch schön, wenn ein netter Freier sie fragt: >Lieber zwei Kilo Eifelschinken, oder einen Zwanziger?<«

Er lachte, er sagte: »So gesehen, macht das hier Spaß.«

In Höhe des unsäglichen Betongebirges fuhr ich rechts heran. Da ich wusste, dass Rodenstock mit einer Hand auf seinem Festnetzanschluss schlief, rief ich ihn einfach an. Er klang hellwach. »Was treibst du?«

»Ich habe eine Zeugin aufgetrieben. Merschmann kann den Bremm nicht erschossen haben, ob er nun ein Maschinengewehr benutzt hat oder eine Schnellfeuerkanone. Es gibt eine Zeugin. Er war bei ihr daheim. Sie haben die Schüsse gehört. Und: Merschmann war nicht betrunken.«

»Du läufst hier über Lautsprecher«, sagte er. »Der Leiter der Mordkommission sitzt neben mir.«

»Du solltest mal schlafen gehen«, sagte Kischkewitz gemütlich.

»Danke, desgleichen. Ich würde dich bitten, die Frau nicht durch alle Dateien laufen zu lassen. Sie schickt ihrer Familie Eifelschinken und Hartwürste und so was.«

»Das gefällt dir, wie ich höre.«

»Ja, das gefällt mir. Sie ist Polin und pflegt in Siebenbach alte Leute, und es wäre sozial unverträglich, sie wegzuschicken.«

»Das kann man so sehen. Hast du ein Foto?«

»Ja klar. Aber sie weiß nichts davon.«

»Dann schick mir das Foto vorbei. Nur für die Akte. Ich erledige die Angelegenheit mit der Polin dann selbst.«

»Danke. Und jetzt haut euch in die Betten! Ach, nein, noch eine letzte Frage: Wie viele Waffen hatte Merschmann?«, fragte ich.

»Es waren acht Kalaschnikows und insgesamt sechszwanzig Faustfeuerwaffen. Und sie alle waren erstklassig geölt und gepflegt. Dazu kommen etwa drei Zentner Munition. Plus vier japanische Schwerter von der ganz üblen Sorte. Rasierklingen. Der Mann ist total verrückt.«

»Hatte er vielleicht auch eine kleine, leise Pistole vom Kaliber 4,5 oder 5,6 Millimeter wie im Fall des alten Jakob Lenzen?«

»Nein, hatte er nicht.«

»Was sagt er denn aus?«

»Er sagt nichts mehr, er schweigt.«

»Danke. Und geht endlich ins Bett, ihr alten Männer. Eure Zeit ist gekommen.«

Da hockten wir neben den Betonkolossen und starrten hinaus in die Dezembarnacht. Es schneite

sanft, die Fahrbahn war schon weiß, der meterhohe, leuchtend rote Schriftzug über uns schickte einen warmen Schimmer in die Nacht. Es war 3.15 Uhr.

»Wir sollten vielleicht an Schlaf denken«, schlug ich vor.

»Ich bin über den sechsten toten Punkt hinaus«, sagte Werner. »Es ist sehr spannend hier. Kommen um diese Jahreszeit überhaupt Touristen hierher?«

»Nein, überhaupt nicht. Auf diesen Straßen fahren jetzt nur Einheimische. Es hat schon Bekannte von mir gegeben, die im Hotel Lindner da vorne geschlafen haben. Sie waren für Tage die einzigen Gäste. Sie sagen, das Hotel sei sehr gut, aber brechend leer. Es gibt Tage, da verkaufen sie ihre Attraktionen im *ringwerk* an zwanzig, dreißig Leute. Das geben sie natürlich nicht zu, aber so ist es nun einmal. Bei diesem Wetter zum Beispiel lassen die meisten Familienväter eine Fahrt in die Eifel ausfallen, ersatzlos.«

»Ich fasse es nicht«, murmelte er.

»Wenn wir Zeit haben, kaufen wir uns ein Ticket, und du kannst es dir ansehen.«

»Das wäre schön«, sagte er. »Das hier links ist also

die *Grüne Hölle*. Wieso denn dieser exponierte Name?«

»Es war wohl einfach die hemmungslose Sucht, sich mit der Welt der schnellen Autos zu identifizieren. Heraus kam dieses vorgetäuschte Fachwerk. Ein Engländer hat den Ring die >Grüne Hölle< genannt. Das war der schnelle Jackie Stewart. Also heißt dieses Dorf voller Kneipen und Restaurants und Clubs *Grüne Hölle* und hat damit ebenso viel zu tun wie ein Dorfteich mit dem Atlantik. Sie sind einfach schrecklich provinziell, und sie zeigen es dauernd. Zuletzt haben sie, wohl vor einer Gruppe von Touristikfachleuten, erklärt, es gebe Überlegungen, auf das 1000-Kilometer-Rennen in Zukunft ebenso zu verzichten wie auf einen Lauf zur Superbike-WM. Beides sind große Ereignisse, beides bringt viel Geld in diese Gegend. Niemand versteht sie mehr, niemand erkennt eine neue, klare Linie. Also für mich hoppeln sie im Karnickelstall herum und suchen verzweifelt ein Oberkarnickel.«

»Du klingst ziemlich fies.«

»Ich bin einfach stinksauer, Mann. Der Nürburgring ist eine wirklich große Sache, er ist

für die Eifel ein Geschenk Gottes. Er gehört den Eifelern, und die Manager gehen schlecht damit um. Komm, wir rollen heim.«

»Also, diese Hotelgruppe, die Lindner-Gruppe, hat das Hotel und die *Grüne Hölle* und das Feriendorf gebaut, wo man dich verprügelt hat?«

»Nach letzten Erkenntnissen stellen sie nur das Management, gebaut hat die Nürburgring GmbH, ein Eigner war also Bremm.«

»Und Bremm hat das alles zur Verfügung gestellt bekommen?«

»Ja, angeblich ist es so gelaufen. Aber es ist durchaus möglich, dass das nur eine vorläufige Lösung gewesen ist, um die Sache zunächst zu ordnen. Angeblich gibt es nicht einmal einen Etat für das nächste Jahr. Sie knobeln wohl in den zuständigen Ministerien in Mainz vor sich hin und werden wahrscheinlich damit rauskommen, wenn sie einen Weg in die Zukunft sehen. Inzwischen säen sie Zuversicht und Lebenswillen. Und jetzt will ich nach Hause.«

Also rollten wir heim, und ich erklärte ihm unterwegs, wenn es etwas links und rechts des Weges zu erklären gab. Es war nahe vier Uhr, als

wir auf meinen Hof rollten.

Auf dem Wohnzimmertisch lag ein Zettel. *Ich fahre morgen mit Emma nach Köln shoppen! Jennifer.*

»Haut sie da die Millionen raus?«, fragte Werner.

»Ach nein, das läuft sehr zivil ab, das hält sich in Grenzen.

Emma erteilt ihr wahrscheinlich Unterricht im Verhalten mit der Familie, und in dieser Jahreszeit quatschen sie wahrscheinlich über die Copacabana und kaufen sich Bikinis.«

»Wieso ist sie nie erwachsen geworden?«

»Weil sie nicht erwachsen werden sollte. Das Leben ist schwierig, wenn du es nur mit Butler, mit Kindermädchen und mit Hausdame kennst. Alles gut, alles glatt, niemals echte Krisen, nichts, was sie vielleicht stören könnte.«

»Und jeder macht sich wahrscheinlich lustig über sie.«

»Oh, nein, das ist falsch. Sie hat Talent. Wenn sie will, kann sie richtig hart sein und strikt. Und sie kann sogar richtig arbeiten. Aber genau das musste sie zu Hause eben noch nie. Sie sollte einfach

irgendwo ein paar Jahre allein einlegen. Allein und ohne Hilfe von Papi und Mami.«

»Sagst du ihr das auch?«

»Aber ja. Längst passiert. Und Emma sagt ihr das auch. Sie ist für mich ganz liebenswert und mit einer frechen Schnauze gesegnet. Vielleicht klappt es dieses Mal.«

»Ist das nicht schrecklich? Jemand, der so reich ist und so wenig tut?«

»Das ist schrecklich«, bestätigte ich. »Und sie weiß es.«

Er ging im Wohnzimmer an eine Flasche mit Zwetschgenwasser und goss sich einen guten Sechsfachen ein. Er trank ihn wie Wasser, und er lauschte dem Schnaps, wie er im Magen ankam. Dann wurde er beinahe starr und sagte: »Also, gehen wir schlafen.«

Ich ging auf den Schnaps nicht ein, irgendwann würde er es zu erklären versuchen, und ich wollte ihn auf keinen Fall unter Druck setzen. Vielleicht hatte er Schmerzen, vielleicht konnte er das Leben zuweilen nicht mehr ertragen, vielleicht hatte er Angst vor irgendetwas, egal, er war ein Teil meines Lebens.

13. Kapitel

Ich weiß nicht, ob die Klingel mich weckte oder mein Kater Satchmo, der sich über das Wetter beschwerte. Es war elf Uhr am Vormittag, Satchmo hockte vor meinem Bett, ordentlich wach und bereit für den Tag, und starrte mich beinahe feindselig an. Dann klingelte es noch einmal, diesmal länger. Ich hörte den scharfen Regen auf dem Dach der Terrasse. Jemand öffnete die Tür, und Werner bemerkte: »Ich hole ihn. Entschuldigung, es war vier Uhr morgens.« Gabi sagte: »Das hatten wir doch schon einmal.« Es folgte eine Reihe undefinierbarer Geräusche. Ich ging hinüber ins Bad und zog mir den Bademantel über. Ich würde sie diesmal nicht so einfach gehen lassen. Bitte, nicht noch einmal. Mit den Worten »Ich bin hellwach!« betrat ich die Szene.

Sie saß jung wie der neue Morgen auf meinem Sofa und lachte mir entgegen.

Werner sagte: »Ich bringe euch einen Kaffee.«

Ich bezog meinen Lieblingssessel etwas schräg und landete auf der Armlehne.

»Der Nürburgring, wie?«

»Ja«, sagte ich brav.

»Was kann man da denn nachts erledigen?«

»Es gibt Leute, die wach sind und mit mir sprechen.«

»Erst einmal einen Becher Kaffee!«, sagte Werner und stellte alles Nötige vor uns hin.

»Dann sollte ich vielleicht besser verschwinden und erst wieder in vier Wochen herkommen«, sagte sie.

»Das wäre gar nicht gut«, bemerkte ich. »Was treibst du so?«

»Ich finde meine Eifel wieder«, erklärte sie. »Sie haben Tobias Merschmann im Verdacht, den Bremm erschossen zu haben, nicht wahr?«

»Ja, das ist so«, nickte ich. »Kennst du Merschmann?«

»Ja, ziemlich gut sogar«, bestätigte sie. »Der schwirrte immer in den Cliques in Kelberg herum, und wir aus Katzwinkel gehörten dazu. Für mich war er der ewige Junggeselle.«

»Woher hast du es erfahren?«

»Jeder redet darüber. Die Meisten sagen, das kann stimmen, der Merschmann sei verrückt und ein

Waffennarr.«

»Das ist er wohl auch. Acht Kalaschnikows und genug anderes, um einen Krieg anzufangen. Aber er war es nicht.«

»Aber sie sagen, sein Auto hätte da geparkt, wo Bremm erschossen wurde.«

»Das ist ungefähr richtig, aber er war bei einer Frau, und das solltest du bitte niemandem sagen. Die Polizei wird es rechtzeitig bekannt geben.«

»Und der alte Bauer? Mein Papa kannte den gut!«

»Ich weiß nicht, an welchem Punkt die Mordkommission heute Morgen ist, aber bisher scheint kein Täter in Sicht. War er für deinen Vater wie ein Freund?«

»Jedenfalls kannten sie sich gut. Sie machten daraus nie viel Aufhebens. Du kennst diese alten Männer ja, sie reden wenig. Sie sahen sich nur zwei- dreimal im Jahr. Aber mein Papa meint, seiner Ansicht nach hätte es Gründe gegeben, ihn zu töten. Also, er weiß es natürlich nicht, aber ich nehme ihn ernst.«

»Wenn er das so sagt, möchte ich gern mit ihm sprechen. Kannst du ihn bitte fragen? Und er erscheint auch nicht am Tag danach in einer

Zeitung. Wenn er das will, war ich nie bei ihm.«

»Das tue ich«, nickte sie. »Das wird er ja wohl machen. Aber nicht nachts.« Sie grinste mich an wie jemand, der sich sanft über mich lustig machen will. Sie machte mir überhaupt den Eindruck eines Lausejungen, der die weite Eifel erobern will. Ein ziemlich weiblicher Lausejunge natürlich.

»Wie alt bist du eigentlich?«, fragte ich sie.

»Zweiundvierzig«, sagte sie. »Und vergiss nicht zu erwähnen, dass ich in Anbetracht dieses Alters noch ausgezeichnet und unverbraucht aussehe. Und du bist in einem Jahr fünfzig und zum Erstaunen der älteren Mädchen in deinem Dorf immer noch nicht verheiratet.«

»Du hast ein gefährliches Mundwerk«, murmelte ich. »Das ist schon mal sehr gut.«

»Man sagt, du hast Angst vor Frauen«, fuhr sie heiter fort. »Vor starken Frauen.«

»Ja, das wird so sein. Meine Erfahrungen waren nicht störungsfrei. Ich bin ein Solist mit schlechter Laune.«

»Es wäre ja auch erniedrigend, gute Laune vortäuschen zu müssen.«

»Da hast du recht, da ist das Leben brutal. Du

befindest dich also auf der Piste, und ich passe in dein Beuteschema.«

»Ja, so ungefähr. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, dass ich satt bin, sehr satt sogar. Und ich muss dich nicht unbedingt heute schlagen und morgen in meinen Wigwam schleppen. Ich habe Zeit, sehr viel Zeit. Und ich hechle nicht bei dem Gedanken, dass du in meine Falle gehst. So wichtig bist du nun auch nicht.« Sie formulierte das alles leichthin und mühelos, und sie strahlte mich dabei an, als schildere sie die Toskana im Sommer.

»Wer war denn so dumm, dich laufen zu lassen?«

»Er war eigentlich sehr nett und sehr liebevoll. Und er wollte von morgens bis abends für mich da sein, und nachts natürlich auch. Ich konnte kaum noch atmen. Die Frau, die den mal kriegt, kann gleich mit einem mehrstöckigen Haus rechnen, zwei, drei gut gehenden IT-Firmen und einer todsicheren Rente. Und für die Rente hatte ich überhaupt kein Verständnis. Er war irgendwie perfekt, ein liebenswerter Mensch. Mit Eltern, die ihm das Erbe und ihre ewige Liebe zusicherten. Meine Mutter sagt, ich sei verrückt.«

»Vielleicht hat sie ja recht. Aber es stimmt, du solltest deinen Weg einhalten. Nun ja, vielleicht können wir uns darauf einrichten, erst einmal nichts zu wollen und dem Schicksal freie Hand zu lassen.«

»Das hast du jetzt aber schön formuliert«, grinste sie und wurde tatsächlich leicht verlegen. Aber vielleicht hatte sie neben klarsichtigen Formulierungen auch das erlernt und konnte es auf Knopfdruck einsetzen. Moderne Frauen waren mir sehr häufig ein Rätsel. Aber wahrscheinlich war ich einfach ein Nestflüchter und rannte schon panisch, wenn jemand nur vorhatte, eines zu bauen.

Ich trank also von meinem Kaffee und fragte sie nach ihrem Vater.

Sie antwortete, der sei ein typischer Eifeler, wortkarg, aber sehr freundlich und auch umgänglich. »Und er leidet wahrscheinlich immer noch darunter, dass sie ihn nie haben machen lassen, was er eigentlich machen wollte, irgendwie hat die Politik die Bauern vergessene sagt er immer. Es sieht alles wunderbar sauber aus und wie leergefegt, auf dem Mistplatz aus Beton liegt

nicht einmal mehr eine Kartoffelschale. Jetzt sitzt er in seinem aufgegebenen Hof und kann nur durch das Fenster sehen. Er wird alt, aber er kann nicht verstehen, dass man ihn und seine Erfahrungen nicht mehr braucht. Ich glaube, er ist irgendwie vom Leben enttäuscht. Das habe er nicht verdient, sagt er. Und da ist etwas Komisches passiert: Er geht sonntags nicht mehr in die Kirche. Er geht, aber nur selten. Ich glaube, er hadert nicht nur mit seinem Schicksal, sondern auch mit seinem Gott.«

»Dann wird das Leben richtig schwer«, sagte ich.
»Hast du einen Gott?«

»Ja, natürlich. Aber ich kann mit ihm schimpfen und ihm vorwerfen, er baut Mist, wenn ich das glaube. Er ist für mich der Alte Mann, und er hat keinen Rauschebart, und er ist nicht ständig für die Welt verantwortlich und muss manchmal darauf hingewiesen werden, dass er in dieser oder jener Sache gewaltig irrt.«

»Ich bin da nicht so eindeutig, ich traue mich das nicht.«

»Das kommt mit der Zeit«, sagte ich etwas großspurig, aber ich wusste, dass es durchaus nicht mit der Zeit kommen muss.

Dann schrillte der Festnetzanschluss und hörte sofort wieder auf. Werner hatte vermutlich den Dienst angetreten. Eine Minute später klopfte er, streckte den Kopf durch die Tür sagte: »Du möchtest Kischkewitz anrufen.«

»Dann gehe ich mal«, sagte Gabi.

»Ja, aber bitte rede mit deinem Vater. Ich kann jederzeit kommen. Und vielen Dank, dass du aufgetaucht bist. Und lass von dir hören. Ich habe deine Adresse nicht, deine Telefonnummer nicht, und alles andere auch nicht.«

»Alles andere kriegst du auf keinen Fall. Aber meine Adresse und meine Telefonnummer kannst du haben.« Sie riss ein Stück von der Tageszeitung ab und schrieb es auf.

Ich fand diesen Start in den Tag ausgesprochen aufmunternd, und als sie mir zum Abschied die nicht rasierte Wange kurz streichelte, war ich zweifelsfrei gut gelaunt, sogar ein wenig glücklich.

Diese Stimmung versuchte ich festzuhalten, als ich nach unten ging und Kischkewitz zurückrief.

Er klang müde, resigniert. Und das, was er sagte, passte zum Klang seiner Stimme. »Die Kugeln, die

in Bremm steckten, stammen von keiner Kalaschnikow des Merschmann.« Er seufzte.

»Sackgasse. Wäre ja auch zu einfach gewesen.«

»Hm. Ist sonst irgendetwas vorangekommen?«

»Nein.«

»Habt ihr die Unterlagen, die Papiere, Blödsinn. Ich meine, das Notizbuch vom alten Lenzen?«

»Nein, haben wir nicht. Wir schwimmen, und das macht gar keinen Spaß.«

»Ist das alte Ehepaar Gracht irgendwo aufgetaucht?«

»Nein, auch das nicht. Wir kommen in keiner Sache wesentlich weiter. Aber die Ermittlungen laufen und ziehen ihre normalen Kreise.«

»Ruf mich bitte an, wenn irgendetwas anliegt«, sagte ich. »Ich habe im Augenblick Schwierigkeiten mit Rodenstock.«

»Jeder hat im Augenblick Schwierigkeiten mit Rodenstock.« Er lachte unterdrückt und beendete das Gespräch.

»Wir kriegen keine Verbindung zwischen den Morden und der GmbH aufgedeckt«, sagte ich zu Werner. »Wir sollten uns vielleicht mit dem Gedanken vertraut machen, dass es keine gibt.«

»Aber zwei Morde innerhalb weniger Stunden, und beide Ermordete eng mit dem Nürburgring verbunden?«, wandte er ein.

»Richtig, das riecht faul. Aber bisher gibt es keine handfesten Querverbindungen. Außer dass Lenzen etwas gegen die GmbH hatte, aber da war er nicht der Einzige in der Eifel.«

»Warum schießt jemand mit einer Kalaschnikow auf einen Manager der GmbH?«

»Möglicherweise, weil Bremm auch mit anderen Partnern Geschäfte machte, die aus irgendeinem Grund sauer auf ihn waren.«

»Aber eine russische Maschinenpistole?«, fragte er mit viel Misstrauen. »Greift jemand zu solchen Mitteln, nur weil die Geschäfte nichts taugen? Das passiert vielleicht in der Inneren Mongolei, aber doch nicht hier.«

»Ich weiß es nicht, mein Lieber, ich habe keine Ahnung, ich merke nur, dass mir die Geschichte auf den Geist geht. Es gibt nicht die Spur einer Spur.«

»Und jetzt?«

»Ich will nicht warten, ich will weitermachen. Gabi sagt, dass ihr Vater sich Morde im Rahmen

der GmbH gut vorstellen könne. Also essen wir eine Currywurst und rufen dort an und bitten um einen Termin.«

Die Currywurst bekamen wir in Müllenbach, und als ich anschließend in Katzwinkel anrief, war Gabi am Telefon und ich sagte ihr, was ich wollte. Sie hielt den Hörer zu, sprach mit jemandem und sagte dann: »Ihr könnt kommen, mein Vater redet mit euch.«

Also die B 257 entlang bis Katzwinkel, wahrlich kein Zentrum der Gesellschaft in der Eifel, aber immerhin einladend und empfangsbereit, und immerhin lebte dort der Vater von Gabi.

Er war ein schmaler Mann, fast dürr, als habe er nie genügend zu essen bekommen. Vielleicht 1,70 Meter groß. Das Gesicht eines Menschen, der die meiste Zeit seines Lebens draußen auf seinen Feldern zubrachte, und von dem ich wusste, dass der Status des Rentners ihm überhaupt nicht passte. Die Augen blau, die Haare schneeweiß, ein sehr freundlicher Zug um den Mund. Er trug einen Blaumann über einem rot karierten Winterhemd, dazu schwere, sauber geputzte Arbeitsstiefel und

eine blaue Schirmmütze.

»Ihr könnt Kaffee haben, oder einen Saft, ich weiß ja nicht«, sagte er. »Wir sitzen am besten hier am Küchentisch, da lässt es sich gut reden.« Und dann ächzte er ein wenig, als er sich setzte.

Seine Tochter, von der ich immer noch behaupten konnte, sie sehe fantastisch aus, zündete eine dicke, rote Kerze an und fragte, ob denn Saft oder Kaffee. »Und habt ihr was dagegen, wenn ich zuhöre?«

»Überhaupt nicht«, sagte ich. »Ich bekomme einen Saft, bitte.«

Nachdem das alles durch die Tochter des Hauses erledigt worden war, strahlte uns ihr Vater an und bemerkte mit feiner Ironie: »Und ihr zwei sucht jetzt einen Mörder. Oder gleich mehrere?«

»Also, wir suchen zwei Mörder und außerdem einen ganz plötzlich verschwundenen Bauern und seine Ehefrau«, fasste Werner das Problem zusammen. »Mehr wollten wir eigentlich nicht.«

Dafür, dass ich ihn nur ein paar Minuten instruiert hatte, machte er das erstaunlich locker und sehr geschickt.

»Mein alter Freund Jakob Lenzen«, sagte er

blinzelnd und starrte durch das Fenster auf seinen Hof. »Wir kannten uns von Kindesbeinen an, wir wussten, wo der andere zu Hause war, was er machte. Da waren Pfarrfeste, da war Erstkommunion, Firmung oder Bauernversammlungen. Man sah sich, man tauschte sich aus ...«

»Was war mit Günter Gracht?«, fragte ich.

Er sah starr auf die Tischplatte vor sich. »Genau dasselbe. Der soll verschwunden sein samt Else, habe ich heute gelesen. Die Polizei sucht ihn, habe ich gelesen.«

»So ist es. Was glaubst du: Hat man sie getötet?«

»Nein, nein, nein«, sagte er hastig, als müsse er mich beruhigen. »Also, das glaube ich nicht, das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Es ist aber ein verdammt komischer Vorgang«, sagte ich.

»Na ja, ich denke mal, sie sind zu einem der Kinder gefahren. Kam ja häufig vor, wäre ja nichts Besonderes.«

»Bei den Kindern sind sie aber nicht«, bemerkte Werner. »Da brauchen wir nicht zu suchen. Und die Kinder haben keine Ahnung, wo die Eltern sind.«

»Tja«, sagte er nur und starrte wieder aus dem Fenster.

»Also zu Jakob Lenzen«, sagte ich. »Wer könnte das getan haben?«

Er konzentrierte sich und antwortete dann sehr ruhig: »Also, das kann nur jemand gewesen sein, der im Auftrag der GmbH handelte.«

»Du sprichst ein großes Wort gelassen aus«, bemerkte ich. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand in der GmbH einen Mord in Auftrag gibt. Sie sind zwar manchmal ekelhaft und verlogen, aber sie sind nicht vollkommen dämlich.«

»Aber wer kommt denn sonst in Betracht?«, fragte er einigermaßen hilflos.

»Wie war er denn so, der Jakob Lenzen?«, fragte ich dagegen.

»Also, ein fröhlicher Mann«, antwortete er lächelnd. »Sicher, er war strikt gegen die GmbH und besonders gegen den Hauptgeschäftsführer. Und das hat er auch immer deutlich gesagt. Er nahm kein Blatt vor den Mund, er sagte, was er dachte. Er hat auch gesagt: >Die machen was mit der Eifel, was die Eifel gar nicht will.< Und das war ja für die GmbH gar nicht schön.« Er grinste

wie seine Tochter, wie ein übermütiger Lau-sejunge.

»Hast du selbst auch gegen die GmbH gewettert?«, fragte Werner.

»Klar habe ich das«, nickte er. »Ich sage immer schon, die machen was aus dem Nürburgring, was kein Mensch gebrauchen kann. Ich bin ja nur ein Bauer, aber wenn ich jemals eine Fehlplanung erlebte, dann die an der Rennstrecke.«

»Kurz zurück zu Günter Gracht«, sagte Werner ganz sanft. »Was glaubst du, weshalb ist er geflüchtet?«

»Er soll geflüchtet sein?«, fragte er erstaunt.

»Woher habt ihr das denn?«

»Wir beherrschen das kleine Einmaleins«, stellte Werner fest.

»Lassen wir mal den Gracht«, bemerkte ich beiläufig, um ihn nicht zu sehr in die Ecke zu drängen. »Was meinst du denn zum Tod von Claudio Bremm?«

»Ja, der soll ein genialer Verkäufer gewesen sein, genau das Richtige, was die da oben brauchen. Aber sie werden immer teurer, sie reißen an Geschäften alles an sich, und Bremm war der

Mensch, der das alles vierundzwanzig Stunden am Tag getan hat. Das sind so die miesen, kleinen Dinge, bei denen Existenzen drauf gehen.«

»Der Ansicht bin ich auch«, nickte ich. »Also, ihr seid so etwas wie ein Club gewesen. Wer gehört denn noch dazu?«

»Prüms Hannes«, erklärte er wie aus der Pistole geschossen. »Dann noch der alte Glaubrecht und Marmagens Klaus. Also, wir trafen uns immer, jeder wusste, was der andere machte. So war das mein Leben lang.«

»Und Selfs Heinrich«, bemerkte seine Tochter. »Den hast du vergessen, und der war doch immer sehr, sehr wichtig.«

»Jaahh«, gab er zu. »Der vielleicht auch. Manchmal.«

Seine Tochter sah ihn mit großen Augen an, sagte aber nichts mehr. Und das war einfach zu ungewöhnlich, als dass ich es nicht hätte bemerken können.

»Also bei Jakob bin ich mir sicher, dass irgendein Auftrag vorgelegen haben muss. Irgendjemand hat gesagt: Den will ich weghaben! Und für die GmbH war Jakob sehr gefährlich.

Aber für die andere Seite muss irgendjemand gesagt haben, dass der Bremsweg weg musste.«

»Das sieht ja aus wie ein Krieg«, sagte Werner.

Er antwortete nicht, er nickte nur, und sein Gesicht war jetzt grau. Er hatte wohl einen Freund fürs Leben verloren, und ein anderer war ihm abhanden gekommen.

Wir verabschiedeten uns, und Gabi brachte uns vor die Tür.

»Hör zu«, begann ich etwas zaghaft, »ich will dich wirklich nicht in Schwierigkeiten bringen, aber ich wüsste gern, wo ich denn den Bauern mit dem Namen Heinrich Seif finden kann.«

Sie war augenblicklich alarmiert, sie hatte ganz schmale Augen und flüsterte: »Darauf willst du hinaus, du glaubst...«

»An was ich glaube, ist zunächst ganz unwichtig. Wo wohnt er denn, dieser Heinrich Seif?«

»In Rodder«, sagte sie leise. »Aber das kannst du doch nicht machen, weil...«

»Ich mache doch gar nichts«, sagte ich beruhigend.

»Ich hoffe, ich sehe dich bald wieder.«

»Ja«, murmelte sie kläglich. »Soll ich Vater denn lieber nicht sagen...«

»Sag ihm gar nichts. Wenn er nichts weiß, kann er auch nicht drüber reden.«

»Aber das ist doch unfair.« Ihre Augen blitzten vor Empörung »Betrachte es einmal aus meiner Sicht. Wenn ich Erfolg habe, kann gar nichts passieren.«

»Aber ruf mich bitte an.«

»Du wirst mich nicht los«, versicherte ich ihr.

Im Wagen sagte Werner: »Also, wenn ich zu direkt war, tut es mir leid, aber ich dachte, er ist wirklich ein Schlitzohr und hört immer dann zu reden auf, wenn es gefährlich werden kann.«

»Richtig, so ist er. Also Rodder, also Heinrich Seif.«

»Und wo ist das?«

»Am Arsch der Welt. Wenn ich dir sage: Kelberg, Adenau, Hohnerath, Rodder bist du nicht klüger. Aber eine wunderschöne Landschaft mit tiefen Wäldern.«

»Besonders reizvoll um diese Jahreszeit, wie man betonen muss«, sagte er trocken. »Gibt es hier auch Tage, an denen es nicht regnet?«

»Oh ja. Immer dann, wenn es schneit.«

»Auf was hoffst du denn nun?«

»Auf irgendeine Hilfe von oben«, sagte ich.

Kurz vor Adenau zuckte er zusammen und beugte sich nach vorn.

»Wir haben keinen Schnaps an Bord«, sagte ich.

»Ich besorg welchen.«

»Es geht schon«, stieß er hervor.

»Es geht nicht.« Ich hielt an der Aral-Tankstelle, lief hinein und kaufte eine Flasche einfachen Kognak.

»Nur ein Schluck«, sagte er leicht keuchend.

»Dann geht es besser.«

»Du musst zu einem Arzt gehen.«

»Wie denn? Mich gibt es doch gar nicht.«

»Dann bezahlst du eben bar.«

Er sah mich von der Seite an, antwortete nicht mehr. Er trank einen großen Schluck und wartete auf die Erleichterung.

Kurz vor Rodder, auf der schmalen Straße durch die Wälder, begann es in großen Flocken zu schneien. Eine alte Frau zog eine Mülltonne vor einem Haus entlang. Als ich sie fragte, antwortete sie: »Erster Weg rechts. Das steht auch dran.«

Es ging in ein schmales Tal, das sich nach einigen hundert Metern weit öffnete. Der Hof lag rechter

Hand, niedrig gestreckte Gebäude in drei Blocks im Schatten eines Mischwaldes.

»Sieht aus wie eine Schweinemast«, sagte ich.
»Gib mir mal das Fernglas aus dem Handschuhfach.« Ich hielt an. »Vielleicht auch ein Zuchtbetrieb. Wir fahren einfach auf den Hof und warten ab, was sie sagen. Siehst du einen Menschen?«

»Nein«, antwortete er.

»Du nimmst die Nikon. Du fotografierst mich ständig. Ich wasche dir mal die Frontscheibe sauber.«

»Ich habe dich schon mal fotografiert. Da wurdest du verprügelt.« Er grinste, er hatte offensichtlich keine Schmerzen mehr.

»Eifeler sind vornehme, zurückhaltende Menschen.«

»Sag ihnen das aber vorher.«

Ich stieg also aus und ging zu dem Wohnhaus. Es gab keine Klingel, es gab einen Klopfer, der die alte Eichentür mächtig dumpf klingen ließ.

Eine Frau erschien in Kopftuch und sehr bunter Schürze.

»Ich suche Heinrich Seif.«

»Das ist mein Schwiegervater. Was liegt denn an?«
»Ich würde ihn gern sprechen. Dauert nicht lange.«
»Keine Versicherungen? Keine Schrottpapiere?
Keine Immobilienfonds? Keine preiswerten
Socken? Keine bunten Blätter?« Sie lächelte, sie
war Leute wie mich gewöhnt.

»Nichts dergleichen«, stellte ich fest. »Ich will
nichts verkaufen.«

»Was ist es denn?« Sie war etwa Mitte vierzig, sie
wirkte durchaus freundlich, hatte helle, braune
Augen. Sie hatte sehr gepflegte Hände.

»Ich möchte mit Günter Gracht sprechen. Oder mit
seiner Ehefrau Else. Am besten mit beiden.«

»Hier wollen Sie mit denen sprechen?«

»Ja, klar. Hier!«

»Das ist ja nun etwas komplizierter«, befand sie
sehr neutral. »Ich schicke Ihnen mal meinen
Mann.«

»Dankeschön«, sagte ich artig und unterwürfig.
Dann kam ein Kleiderschrank mit viel Silberhaar
auf dem Kopf in Sicht, der schroff die Frage
stellte, unter welchem Sofa er denn Günter und
Else Gracht hervorkramen sollte. Er wirkte bullig,
er war anderthalb Köpfe größer als ich und doppelt

so breit. Und die Farbe seines Gesichts deutete auf Bluthochdruck.

»Ich nehme an, dass die hier sind«, erklärte ich knapp. »Warum denn das?«, fragte er unwirsch. »Das wäre sehr logisch«, sagte ich.

Er blies sich nicht auf, er mimte nicht den Haudrauf, er atmete nicht einmal tief ein. Er sagte: »Männeken! Was hier auf meinem Hof logisch ist, bestimme immer noch ich.«

»Kann ich das mal erklären?«, fragte ich.

»Warum denn das?«, fragte er. »Ich habe nicht viel Zeit.«

»Es ist so, dass es eine Altmännerriege gibt. Es sind alte Bauern, die sich von Jugend auf kennen. Sie sind mit dem Nürburgring groß geworden, sie mischen in der Politik mit, sie treibt die Sorge, dass aus der Rennstrecke etwas wie eine Sommerkirmes wird, Kastelruther Spatzen und ähnlich erschreckende Zeitzeugen. Gracht hat Anzeige erstattet, Gracht ist mutig. Aber als jemand auftauchte, der ihn erschlagen wollte, klemmte er sein Bares unter einen Arm und unter den anderen seine Frau und verschwand. Und Ihr Vater gehört auch zu diesem Club.«

»Ja, und?«

»Gracht muss sich bei der Mordkommission melden, die Polizei sucht ihn.«

Er sah mich mit zusammengekniffenen Augen an, und er ärgerte sich sichtlich. Vermutlich hielt er meinen Vortrag für ein zwar lebhaftes, aber dämmliches Geschwätz. Und vermutlich stieg sein Blutdruck. Er stierte mich an und murmelte:

»Jüngelchen!« Dann klang er eine Oktave tiefer, als er hinzusetzte: »Und der Gracht soll hier bei mir sein? Wer sagt das?«

»Ich«, bemerkte ich um der Wahrheit willen.

»Ha!«, sagte er. Seine Rechte schoss nach vorn und packte meine Weste und meinen Pullover. Er hob mich mühelos an und schleuderte mich ein paar Meter weit in den Schlamm seines Hofes.

»Verswinde! Und lass dich hier nie wieder blicken!« Das kam wie ein dumpfes Grollen.

Mir tat das Hinterteil empfindlich weh, ich saß im Matsch, der Pullover hing mir wie ein nasser Lappen vor dem Bauch, mir war elend und ich hatte den Mut verloren.

Irgendwo hinter mir sagte Werner mit der Ruhe eines professionellen Katastrophenhelfers: »Steh

auf, Mann, du holst dir sonst den Tod!«

Bauer Seif stand noch immer in der offenen Haustüre und starrte mich wütend an. Es bestand nicht der geringste Zweifel, dass ich jedem körperlichen Kontakt mit ihm aus dem Wege gehen sollte.

Dann war ich plötzlich wütend, einfach stinksauer. Ich stand auf, was gar nicht so einfach war und beim ersten Versuch misslang. Ich setzte mich erneut mit einem satten Pflatsch in die Brühe, drehte mich ein wenig, stemmte mich hoch. Ich war zittrig. »Hör zu«, sagte ich zu dem Bauern in der Tür. »Ich weiß, dass die Grachts bei dir sind. Ich werde die Polizei informieren, dass sie hier sind. Gracht ist der wichtigste Zeuge überhaupt, und ich will ihm nicht schaden. Ich gebe dir dreißig Minuten Zeit, dann wollen die Bullen auf deinen Hof.«

Er stierte mich an, er war vollkommen verunsichert, er verstand das alles nicht so genau, es überforderte ihn. »Du kannst mich zwar verprügeln, aber du kannst mir keine Angst machen. Jetzt rede mit den Grachts und entscheidet euch. Aber ein bisschen dalli.«

»Mein Arsch tut mir weh«, sagte ich im Auto.

»Aber wir hauen nicht ab?«

»Oh, nein. Unter keinen Umständen. Hast du alles fotografiert?«

»Aber ja. Ich habe dich sogar im Fluge. Was passiert jetzt?«

»Sie werden mit uns reden, sie haben gar keine andere Wahl.«

Sie brauchten zwölf Minuten.

Sie schickten die Ehefrau, die unter einem Schirm auf uns zuwatete. Sie trippelte wie auf einer Flaniermeile.

»Also, vielleicht trinken wir einen Kaffee«, erklärte sie linkisch, drehte sich und ging wieder davon.

»Das ist ja richtig Action«, sagte Werner befriedigt.

Wir gingen in das Haus, der Bauer stand in einem sehr hohen Flur und wies wortlos auf eine Tür zu seiner Rechten. Er war offensichtlich in der gleichen Verfassung wie ich, er war stinksauer.

Noch ehe ich die Klinke dieser Tür erreichte, sagte der Bauer hinter mir dumpf: »Aber nur einer!«

»Okay«, sagte Werner gleichmütig. »Dann warte ich hier.«

»Du kriegst einen Kaffee in der Küche«, bemerkte der Bauer leutselig.

»Ich kann da nicht reingehen«, sagte ich. »Ich habe klatschnasse, verschlammte Hosen, meine Schuhe sind voll Schlamm.«

»Dann mache ich das sauber«, versicherte der Bauer. Eindeutig ein Friedensangebot.

Ich öffnete die Tür, ging hinein, schloss sie hinter mir und sagte: »Ich nehme an, Sie sind Günter Gracht.«

»Ja«, nickte der Mann in einem leuchtend roten Ledersessel. »Nimm Platz.« Er trug den linken Arm in einem beachtlichen Gips quer vor dem Bauch.

Er machte einen ruhigen und konzentrierten Eindruck. Er trug einen grauen Anzug und eine dunkelblaue Krawatte auf einem hellblauen Hemd. Sein Gesicht war rot und rund, und er hatte richtig rote Apfelbäckchen, ganz so wie ein liebevoller Weihnachtsmann. Dazu ein silbriger Haarkranz, den er oben auf dem Schädel wie eine Matte ausgelegt hatte.

»Es ist nun so, dass ich nicht an die Polizei gedacht habe«, begann er behutsam. »Unsereiner denkt an so was nicht, wenn so was passiert. Dass die da jetzt so groß nach uns suchen.«

»Ich will nur wissen, was da passiert ist«, erklärte ich.

Schon die feuerrote Ledergarnitur war ungewöhnlich. Noch ungewöhnlicher waren große, gerahmte Drucke an den Wänden. Franz Marcs *Turm der blauen Pferde*, Picassos Todesbild aus den unseligen Zeiten des Bürgerkrieges in Spanien. Auf dem Boden ein eierschalenfarbener, großer Teppich von Wand zu Wand. Mit einem Bauernhaus in der Eifel hatte das alles nichts zu tun.

»Tja, was soll ich dir sagen?«, begann er und sah auf den Gips, der auf seinem Bauch lag.

»Pass auf!«, sagte ich schnell. »Ich habe nicht endlos Zeit. Schildere mir bitte den Morgen, an dem jemand versuchte, dich zu erschlagen. Fang am besten mit den Minuten an, in denen du aus dem Bett gestiegen bist. Gründlich, bitte.«

»Also, ich bin um sechs aufgestanden«, murmelte er. »Ich bin runtergegangen und habe eine

Maschine Kaffee angesetzt. Wie jeden Morgen. Dann habe ich einen Becher Kaffee getrunken, ganz in Ruhe.«

»Hatte sich ein Käufer angesagt?«

»Nein, das nicht. Deshalb war ich ja auch so verwundert, als der Kerl plötzlich hinter mir war. Also, ich wollte zwei Ochsengeschirre fertig machen, die jemand gekauft hatte. Du schmierst das Leder mit Fett ein und reparierst, was zu reparieren ist. Irgendwas muss man ja immer tun.«

»Wie viel Uhr war es zu diesem Zeitpunkt?«

»Kurz vor sieben, würde ich sagen.«

»Hattest du das große Tor schon aufgeschoben?«

»Ja, wie immer. Weil ich dann besseres Licht habe. Alles war wie immer. Und mein Nachbar stand oben hinter seinem Fenster. Plötzlich war der Mann hinter mir. Ich dachte: Woher kommt der denn?«

»Wie sah er aus?«

»Komisch. Ganz ungewohnt. Etwas größer als ich. Er hatte diese Jeans an, die alle heutzutage tragen.«

»Wie sah er aus, wie sah sein Gesicht aus?«

»Schwarz. Er hatte irgendwas in sein Gesicht geschmiert. Schwarze Streifen unter den Augen

und neben dem Mund. Und er trug eine Kapuze.«

»Kapuze? Was trug er oben? Pullover? Hemd?«

»Es war grau. Meine Enkelkinder tragen so etwas. Sweatshirt nennt man das wohl, mit Kapuze.«

»Hast du ihn gekannt?«

»Nein, habe ich nicht. Er stand da und wollte mich schlagen. Mit einer Eisenstange. Einwandfrei. Ein kurzes Brecheisen.«

»Hat er irgendetwas gesagt?«

»Ja, hat er. Er sagte: >Jetzt bist du dran, alter Mann!<«

»Kannst du die Stimme?«

»Nein, habe ich nicht gekannt.«

»Hattest du den Eindruck, dass er dich töten wollte?«

»Ja, einwandfrei. Das wollte er. Aber als er die Brechstange gehoben hat, kam ich herum, weil ich ihn hörte. Er stand da mit erhobener rechter Hand mit dem Brecheisen. In dem Moment riss mein Nachbar das Fenster auf und schrie etwas. Ich habe nicht verstanden, was. Der Mann zuckte zurück und lief dann in mein Haus rein.«

»Deine Frau?«

»Die hat von all dem nichts mitgekriegt. Sie saß in

der Küche, trank Kaffee. Sie hat den Kerl nicht gesehen, sie hat nur gehört, dass ein Auto wegfuhr.«

»Habt ihr eure Haustür nachts nicht abgeschlossen?«

»Doch, schon. Aber ich schließe sie auf, wenn ich runterkomme.«

»Hast du eine Ahnung, wie alt dieser Mann gewesen sein kann?«

»Weiß ich nicht, da habe ich keine Ahnung.«

»Hohe Stimme, tiefe Stimme?«

»Mittellage würde ich sagen. Ich weiß das einfach nicht.«

»Dann seid ihr abgehauen hierher. Du bist der Überzeugung, dass er dich töten wollte?«

»Kein Zweifel, das wollte er. Da haben wir entschieden, das Haus zu verlassen. Meine Frau hat gesagt: Mut ist ja ganz schön, aber zu viel Mut ist sinnlos.«

»Kluge Frau«, sagte ich.

»Ja«, sagte er und lächelte.

14. Kapitel

Nach dem Gespräch mit Günter Gracht fuhren wir schnurstracks zu mir nach Hause. Als wir das Haus betraten, lief Werner gleich ins Wohnzimmer und goss sich einen großen Kognak ein. Er stand wie ein Scherenschnitt vor der Tür zur Terrasse und hielt den Kopf geneigt, um der Erleichterung nachzulauschen, wie sie in seinem Magen ankam. »Wie hast du das ausgehalten, als es keinen Kognak gab?«

»Ich habe es ausgehalten«, antwortete er einfach. »Soll ich uns etwas zu essen machen? Oder warten wir, bis Jennifer heimkommt?«

»Ich könnte etwas essen. Aber nur wenig. Vielleicht Pumpernickel mit Butter?«

»Es ist gerade fünf vorbei und schon wieder dunkel«, sagte er. »Warum lebst du nicht auf Mallorca, oder sonstwo im Süden?«

»Warum? Dann wäre ich ständig auf dem Weg in die Eifel.«

Satchmo kam um die Ecke und maunzte laut, weil er uns irgendetwas aus seinem tristen Leben erzählen wollte.

»Wo steckt der eigentlich, wenn man ihn nicht sieht?«

»Na ja, dann liegt er in meinem Arbeitszimmer unter dem Schreibtisch, oder er liegt im Bad auf der Matte vor dem Locus, oder er verzieht sich auf den Dachboden und liegt hinter den Bücherregalen. Er hat Lieblingsplätze, und im Moment hat er einen Igel.« Ich berichtete von dem Winterigel, und Satchmo machte den Eindruck, als höre er mir zu und fände die ganze Geschichte maßlos übertrieben.

Dann rief ich bei Rodenstock, um die Neuigkeit zu vermelden. Er teilte mit, die Frauen hätten sich aus Köln gemeldet und beschlossen, noch einen oder zwei Tage dranzuhängen.

Rodenstock klang muffig, irgendwie trostlos, auf jeden Fall schlecht gelaunt. Er fragte: »Ist euch irgendeine Erleuchtung gekommen?«

»Nein«, antwortete ich. »Aber da ist Entscheidendes passiert. Die Grachts liegen nicht tot in irgendeinem Wald, die Grachts leben, wir haben sie aufgetrieben.«

»Was, zum Teufel, heißt denn >wir<?«

»Werner war dabei, er hatte ein paar gute Ideen.«

»Wo sind sie denn?«

»Bei Freunden. Gracht wird sich bei der

Mordkommission melden. Wir konnten ihn überzeugen. Ich habe sein Wort. Er sagt, der Unbekannte wollte ihn eindeutig töten, kein Zweifel. Aus diesem Grund ist er untergetaucht, zusammen mit seiner Frau. Die hatten einfach Angst, die beiden, und offenbar zu Recht!«

Rodenstock murmelte etwas vor sich hin, das ich nicht verstand. Offenbar verarbeitete er die Neuigkeit. Dann sagte er: »Was hältst du davon, wenn wir zusammen überlegen, wie vorzugehen ist?«

»Wo willst du das machen?«, fragte ich.

»Vielleicht hier?«

»Hast du auch etwas zu essen im Haus?«

»Aber ja«, sagte er.

Wir strichen also Pumpernickel mit Butter von der Liste und fuhren hinüber nach Heyroth.

Rodenstock saß nicht in seinem Rollstuhl, Rodenstock stand auf seinen beiden Beinen in der Haustür, und er lächelte sogar. Wahrscheinlich war er doch genauso erleichtert wie wir darüber, dass nicht zwei weitere Leichen in den Eifelwäldern aufgefunden worden waren. »Kommt herein.« Sein

Dalmatiner sprang an uns hoch und jaulte vor Begeisterung, wobei er vor irrsinniger Raserei eine hellgelbe Pinkelspur quer durch die Küche legte. Anschließend legte er sich auf den Rücken, um gekrault zu werden, seine Stimme ging in ein hohes Wimmern über.

»Braver Schnucki«, sagte Werner, bückte sich aber nicht.

Ich bückte mich, kraulte Schnucki und versicherte ihm dabei, dass ich ihn auch liebte.

»Was würdet ihr denn essen?«, fragte Rodenstock.

»Hast du Butter im Haus und ein kräftiges Brot?«, fragte ich.

»Das sollte gehen«, murmelte er. Dann kramte er im Eisschrank herum. »Ich habe anfangs gedacht, dass der Kerl, der versucht hat, den Günter Gracht zu erschlagen, nicht mit dem identisch sein kann, der Jakob Lenzen erschoss. Inzwischen bin ich anderer Ansicht.«

»Wieso das?«, fragte ich.

»Weil die Vorgehensweisen so auffällig unterschiedlich sind, dass das durchaus Absicht gewesen sein kann. Vielleicht will da jemand die Mordkommission auf den Arm nehmen. Oder er

will sagen: »Ich kann auch anders, wenn ich wirklich will. Ich kann auch Jakob Lenzen eiskalt hinrichten.« Nachdem sein Anschlag auf Gracht misslungen war.« Er kam mit einem Tablett an den Tisch und stellte uns Kaffeebecher und kleine Teller hin, eine Unmenge an Aufschnitt, einen Berg dunkles Brot, Margarine, Butter. »Was ist, wenn er mit diesen starken Unterschieden in den Tötungsarten nur Irritationen auslösen will?«, fragte Rodenstock weiter. »Ich nehme einfach einmal an, er hat einen IQ von etwa 130 und will zugucken, wie wir uns doof suchen.«

»Aber warum denn irgendein Spiel spielen?«, fragte ich.

»Vielleicht will er nur lächelnd zusehen, wie wir uns im Kreis drehen? Das hatte ich schon sehr oft bei Tätern, die ihre eigene Intelligenz maßlos überschätzen.«

»Wo liegt sein Motiv?«, fragte ich.

»Er will alle Feinde der GmbH aus dem Weg schaffen. Jetzt, wo der große Bremm fort ist, erst recht. Er fühlt sich verantwortlich für den reibungslosen Fortgang der Geschäfte, er räumt aus dem Weg, wenn es sein muss. Er entscheidet,

wer stirbt.«

»Sitzt er in der GmbH?«, fragte ich.

»Nicht unbedingt«, sagte Rodenstock.

»Was ist er für ein Mensch?«, fragte Werner.

»Er ist ein Beobachter«, murmelte Rodenstock.

»Er sitzt wahrscheinlich nicht in einem Team, er ist nicht Teil einer Mannschaft. Er ist immer der, der am Rande steht, aufmerksam zuhört, nicht eingreift, aber dann entscheidet und ganz allein vorgeht.«

»Und er ist jemand, der mit Bremm Geschäfte machte?«, fragte ich.

»Könnte sein«, antwortete Rodenstock. »Muss aber nicht.«

»Wie alt ungefähr?«, fragte ich.

»Da bin ich eine Spur unsicher. Eher vierzig als dreißig«, sagte Rodenstock und eroberte ein Stück Butter.

»Könnte er sich gezielt eine kleine Waffe besorgt haben? Eine mit Hochgeschwindigkeits-Munition und einem weichen Bleikern?«, fragte ich weiter und peilte einen Schimmelkäse an.

»Das könnte gut sein«, nickte Rodenstock.

»Kann ich mir einen Kognak eingießen?«, fragte

Werner.

»Aber ja«, sagte Rodenstock. »Die Gläser sind in dem Schränkchen da.«

»Wie kommt man denn an so eine Waffe?«

»Wenn du einen Jagdschein hast, kannst du so etwas kaufen. Du musst aber auf jeden Fall Ahnung von Waffen haben. Es gibt sie auf dem schwarzen Markt. Ich nehme an, er ist ein Typ, der irgendwie an die Waffe gekommen ist. Nicht zielgerichtet. Vielleicht hat er sie irgendwo liegen sehen und dann einfach mitgehen lassen. Erst später hat er dann entdeckt, dass man damit jemanden hinrichten kann.«

»Könnte es sein, dass er Verbindung zu solchen Leuten hat wie denen, die mich verprügelt haben? Und könnte es sein, dass die ihm so eine Waffe besorgten?«

»Weniger«, sagte Rodenstock und schüttelte den Kopf. »Er ist eigentlich kein Typ, der mit anderen mauschelt. Und er ist auch kein Typ, der mit harten Typen umgeht, die schon mal den Schläger raushängen lassen.«

»Einzelgänger?«, fragte Werner.

»Durchaus.«

»Hat er Geld?«, fragte ich.

»Darüber habe ich lange nachgedacht.«
Rodenstock goss sich einen Tee ein. »Ich würde nicht sagen, dass er Geld hat, ich würde sagen, er macht sich keine Sorgen darum, solange er leben kann. Geld, denke ich, ist bei ihm an keiner Stelle entscheidend. Er ist eher der Typ, der sich als Robin Hood versteht.«

»Ist er ein sexuelles Wesen?«, fragte ich.

»Durchaus. Aber Sexualität ist für ihn Triebabfuhr, Sexualität stört, weil sie ihn ablenkt. Ich bezweifle, dass Sexualität bewusst zu seinem Leben gehört. Er denkt nicht einmal darüber nach.«

»Was wird er lesen ?«, fragte ich weiter.

»Möglicherweise den *Focus*, aber mit Sicherheit Fantasy-Stoffe, in denen es viele Helden und heldische Frauen gibt, angreifende Drachen mit der Fähigkeit, Gedanken zu lesen, und ähnlichen Schmonzes. Ersatzwelten, nehme ich an.«

»Hat er Familie?«, fragte Werner.

»Hat er. Aber er wird sie instrumentalisieren, je nachdem, ob sie sein Leben erleichtern können, ihm zuarbeiten. Er wird sie nicht einbeziehen, er wird ihnen seine Welt nicht erklären. Er ist

innerhalb der Familie der mit einer höheren Aufgabe, der, den man auffangen und unterstützen muss. Er genießt einen Sonderstatus, und er muss nichts erklären.«

»Kommen wir zu Bremm«, fuhr Werner fort. »Wer läuft nachts bei eiskaltem, nassem Wetter an einem Waldrand einem Mann nach und fängt dann an, Salven aus einer alten Kalaschnikow zu schießen?« Rodenstock lächelte. »Die Vorstellung ist gewöhnungsbedürftig, ich weiß. Die Mordkommission nimmt an, es war ein reguläres 72-Schuss-Magazin. Wir nehmen weiter an, der Schütze hätte das ganze Magazin geleert, bis Bremm umgefallen ist.«

Ich warf ein: »Natürlich. Das ist es! In dem Vorgang steckt Hass. Sehr viel Hass.«

Rodenstock fuhr fort: »Es muss nicht jemand gewesen sein, der Fachliches von der Waffe wusste, er hatte sie. Woher auch immer. Er hat auf Dauerfeuer gestellt und einfach losgelegt. Die Frage, wer so etwas tun kann, ist schwierig zu beantworten. Ich neige dazu, einen Täter bei denen zu suchen, denen Bremm das Leben schwer machte. Und das konnte Bremm bei sehr vielen

Menschen. Vielleicht feuerte er den Vater fristlos, weil der in einer Küche in der *Grünen Hölle* nicht auf Sauberkeit achtete, eine Pizza auf den Boden fallen ließ und anschließend wieder in den Ofen schob. Dann ging der Sohn los und tötete ihn. Vielleicht war unter den Hausmeistern einer, der alkoholkrank war, und dem der Bremm irgendwo im Keller der Anlage begegnete, als der seinen Billigwodka aus der Flasche trank. Es muss also nicht zwangsläufig ein Anlass von großem Ausmaß vorgelegen haben. Leute wie Bremm sind ohne Zwanghaftigkeiten nicht vorstellbar. Bremm wusste alles, Bremm sah alles, Bremm kriegte alles raus, Bremm war der liebe Gott. Und der hat vielleicht einen kleinen, aber bedeutsamen Fehler gemacht, und der Bremm war fällig. Dieser Täter ist viel schwerer einzuengen, dieser Täter wird uns viel Mühe machen.«

»Und im Fall Bremm kommt noch etwas hinzu«, sagte ich. »Wer schafft es, Bremm bei Nacht und Nebel an diesen Waldrand zu locken?«

»Das verstehe ich überhaupt nicht«, sagte Werner. »Also, der Tod muss gegen zwei Uhr eingetreten sein. Der Mann ist Jagdpächter, der Mann hat eine

Schrotflinte. Und er geht mit dieser Flinte in Jagdklamotten mitten in der Nacht quer durch das Dorf an einen Waldrand hoch, um dort erschossen zu werden. Kann es sein, dass der Täter ihn mit etwas lockte, was er gerne haben wollte? Ich meine, so etwas muss doch eine Rolle gespielt haben, oder? Oder ist es vorstellbar, dass Bremm irgendein anderes Ziel hatte und nicht wusste, dass da oben jemand wartete? Aber wieso marschiert er dann zu Fuß? Er hat doch, wenn er Jäger ist, todsicher ein Allradfahrzeug. Er setzt sich rein und fährt den Hang hinauf. Aber zu Fuß?»

Rodenstock nickte ein paar Mal. »Da verfängt man sich leicht im Dickicht der Möglichkeiten. Aber genau dieses Dickicht gibt dem Täter Sicherheiten. Ich habe, ehrlich gestanden, keinen Täter vor mir, ich weiß nicht, wie er aussehen könnte.«

»Gibt es Sekretärinnen?«, fragte ich. »Gibt sein Vorzimmer irgendetwas her?«

»Es gibt eine Sekretärin. Ältere Frau um die Vierzig, Frau mit viel Macht, Frau, die viel drehen konnte und sicherlich auch viel gedreht hat. Sie behauptet, von seinem privaten Leben nichts zu wissen, sie behauptet, er habe sein privates Leben

so vollkommen wie möglich abgeschirmt. Sie sagt, sie wisse so gut wie nichts. Und was sie nicht genau weiß, erwähnt sie auch nicht. Sie hat ganz bestimmte Ansichten von ihrem Beruf, und sie sagt, sie hatte die Aufgabe, ihn nach innen, also in die GmbH hinein, abzuschirmen. Und das hat sie auch getan. Und ich glaube ihr kein Wort, weil wir alle erfahrungsgemäß wissen: Wenn du die Sekretärin des Chefs auf deiner Seite hast, hast du schon mal die halbe Miete, denn eine solche Frau weiß schlicht alles. Und dass sie sein Privatleben nicht kennt, halte ich auch für eine Lüge.«

»Wie heißt sie?«, fragte ich. »Wo wohnt sie? Habt ihr etwas dagegen, wenn ich sie besuche?«

Rodenstock sah mich an. »Das kannst du machen, aber ich warne dich, sie ist eine harte Nuss. Ich war bei dem Verhör dabei. Ich gebe dir die Daten. Aber sie wird dicht machen.« Er stand auf, ging an den alten Sekretär, er sah etwas nach und schrieb etwas auf. Dann gab er mir den Zettel. »Versuch dein Glück, aber sie wird dich notfalls beleidigen, wenn es ihr in den Kram passt. Sie ist einfach eisenhart.« Auf dem Zettel stand: *Dagmar Grundmann (41), Industriering 11, Meuspath.*

Sieh einer an, dachte ich, eine Nachbarin von Kurt Wegemann, der den Claudio Bremm immer respektvoll »Herr Bremm« nennt, und der so gerne ein Foto vom toten Herrn Bremm haben würde, um ihn »so ganz zerstört« noch einmal zu sehen.

»Er hat ein paar Mal mit dieser Lily Aussem geschlafen, mit der Buchhalterin. Weiß man von anderen Fällen?«

»Bisher wissen wir nichts. Natürlich, er konnte viele hübsche Frauen haben, die ihr Brot in der GmbH verdienten, aber wir wissen auch, dass er so etwas vermied. Keine privaten Kontakte zu irgendwem.«

»Was wisst ihr überhaupt von Claudio Bremm?«, fragte ich.

»Gute Frage«, sagte Rodenstock. »Für mich kam er eines Tages aus dem Nichts, traf den Walterscheid, bekam den Titel Internationaler Investor, hatte aber keinen müden Euro, um ihn zu investieren. Offiziell sollte er privates Kapital werben, rutschte aber zunächst in die Wirtschaftskrise und bekam deshalb - oh Wunder - einen Kredit über drei Millionen von Seiten des Landes, um zu überleben. Er stürzte sich in die

inneren Angelegenheiten der GmbH, verlor den Titel Investor und bekam den Titel Entwickler, dann Betreiber, wobei er auch ungefähr 85 Millionen Euro kassierte. Er war plötzlich Entwickler eines Konzeptes für den Nürburgring, vornehmlich gerichtet auf das Hotel, das Feriendorf, die *Grüne Hölle* und selbstverständlich auf die Rennstrecke. Er kam auf die Idee mit der Plastikkarte, mit der man alles bezahlen kann. Und dieses System kostete allein etwa zehn Millionen, wobei man sich fragen muss, wieso ausgerechnet so ein System von einer GmbH initialisiert werden kann, die unentwegt pleite ist. Es wäre verlogen, zu behaupten, dass er sich alle diese Dinge irgendwie ermogelte. Im Gegenteil, er arbeitete sehr hart, man konnte ihm nicht das Geringste vorwerfen, er saß also plötzlich im Paradies, Geld satt. Noch einmal: Da ist nicht getrickst worden. Er wurde von staatseigenen Banken einfach durchgewinkt, da muss es viele einflussreiche Leute gegeben haben, die sagten: >Das ist unser Mann, den müssen wir unterstützen, gebt ihm alles Geld, was er braucht<. Einwandfrei ein Wunderknabe.«

»Was weiß man über sein Privatleben?«

»Nicht viel. Besitzer einer sündhaft teuren Eigentumswohnung im Außenrand Frankfurts zum Taunus hin. Mitglied eines Golfclubs, Inhaber eines Jagdscheins, das Übliche. Keine großen, laut verkündeten Meriten im Kreis der Jungmanager, nur eine dezente Erscheinung in elitären Clubs und Hotels, ein Mann, der ganz sanft wirkt. Verheiratet, zwei Kinder.«

»Der Nürburgring ist also seine Lebenschance«, sagte ich.

»Das kann man so formulieren. Ganz gleich, wie diese Geschichte hier in der Eifel verläuft: Er wird unter allen Umständen der Gewinner sein, er wird Geld haben, er wird für den Rest seines Lebens nicht mehr arbeiten müssen, aber todsicher nach einer Möglichkeit suchen, seinen nächsten Nürburgring zu finden.«

»Was weiß man über seine Ehefrau?«, fragte Werner.

»Sehr fraulich, sehr hübsch, sehr sympathisch. Sie hält sich raus aus seinem Job, aber manchmal taucht sie in der Eifel auf und bringt die hiesige Bevölkerung in Wallung. Die sagt nämlich: >Bei

der Frau kann er gar nicht so fies sein, wie man ihn beschreibt. <« Es war Rodenstocks Fach, er wirkte ruhig und souverän.

»Polarisiert er Leute?«

»Aber ja. Entweder du magst ihn, oder aber du magst ihn nicht.«

Wir aßen eine Weile schweigend, der Hund namens Mike bekam hin und wieder einen Happen, alles wirkte friedlich. Es kam aus sehr heiterem Himmel, es kam vollkommen verdeckt, und es klang gemein.

»Und Sie, junger Mann, bleiben Sie hier in der Eifel, oder ziehen Sie weiter?«

Werner bedachte die Frage und konnte nicht antworten. Er wollte nicht antworten. Er sah Rodenstock an, dann mich, und in seinen Augen war augenblicklich ein Schmerz.

»Moment mal ...«, begann ich verwirrt.

Rodenstock strahlte. »Da wird man doch fragen dürfen, oder? Kann ja sein, dass Sie noch andere alte Freunde irgendwo in Deutschland haben. Oder? Oder liege ich da falsch?«

»Er ist hier, Rodenstock«, sagte ich.

»Ja, eben!«, sagte Rodenstock strahlend.

»Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Ich kann das Stück auch zu Fuß machen, ist ja nicht weit.«
Werner war totenblass, er schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

Rodenstock hob beide Hände. »Da bin ich an einem ganz heiklen Punkt, wie?«

Werner ging an uns vorbei in den Flur, die Haustür klackte.

Ich folgte ihm, während Rodenstock hinter mir irgendetwas murmelte, das ich nicht verstand.

Werner war schon dreißig Meter weg, er ging sehr schnell die schmale Straße entlang.

»Hey«, rief ich, »wir fahren!«

Aber er drehte sich nicht um, ging einfach weiter.

Ich fuhr die wenigen Schritte, bis ich neben ihm war und hielt dann.

»Steig ein!«, sagte ich.

»Tut mir ganz gut, etwas zu laufen«, sagte er verkrampft. »Steig ein!«, sagte ich noch einmal.

Er stieg ein, er wiederholte: »Tut mir ja tatsächlich gut, ein Stück zu gehen.«

»Red kein dummes Zeug.«

Nach einer Weile, als wir an dem Punkt der Straße waren, wo man bei klarem Wetter bis an den

Nürburgring schauen kann, sagte er: »Er hat ja irgendwie recht. Was mache ich eigentlich hier?«

»Du hast nach mir gesucht, du hast mich besucht«, sagte ich.

»Und dann?«, fragte er.

»Dann entscheidest du«, sagte ich.

»Und was soll ich entscheiden?«

»Ob du bleibst, oder weiterziehst. Aber erst einmal erholst du dich in aller Ruhe. Er holt dauernd den großen Knüppel raus, weil er mies drauf ist.«

Er murmelte seufzend: »Ich bin ein Penner.«

»Ja, und?« Ich lenkte den Wagen auf den Hof.

Werner sagte: »Er wird immer wieder den großen Knüppel rausholen. Er ist mein Gegenmodell, er ist Beamter, vergiss das nicht.«

»Eigentlich war er mal ganz anders!« Ich merkte, wie ich wütend wurde.

»Ich nutze dich aus«, sagte er.

»Das tust du nicht, und es ist falsch, so zu denken.«

Er stieg aus, er bewegte sich sehr zögernd auf meine Haustüre zu, als überlege er, ob er in mein Haus zurückkehren könne.

»Du bist jetzt erst einmal hier zu Hause«, sagte ich.

Aber er sagte nichts mehr, er goss sich einen Kognak ein, trank ihn wie Wasser und bemerkte mit abgewandtem Gesicht, er sei müde. Dann ging er.

Mein Kater Satchmo kam um die Ecke und erzählte irgendetwas. Ich gab ihm zu fressen, ich streichelte ihn und verkeilte mich in meine Wut auf Rodenstock, aber ich wusste auch, dass das meiner Gesundheit nicht gut tat. Da ich kein Typ bin, der sich ins Bett legt, um dann sorgenfrei zu erwachen, und erst recht kein Typ, der Probleme ungelöst vor sich herschieben kann, rief ich Gabi an.

»Das ist aber schön«, sagte sie. »Seid ihr denn weitergekommen?«

»Sind wir nicht.«

»Hatte mein Vater denn recht?«

»Ja, kann sein. Seine Überlegungen haben viel für sich. Aber deswegen rufe ich nicht an.« Dann fiel mir siedend heiß ein, dass ich zeitlos lebte, starrte auf die Uhr und sagte sehr laut: »Scheiße!«

Sie fing zu lachen an. »Wieso, es ist doch erst elf. Ja, du hast recht, mein Lieber, ich liege schon im Bett.«

Ich stimmte in ihr Lachen ein. »Entschuldigung. Ich rufe dich morgen wieder an.«

»Ich finde es aber ziemlich angenehm, von dir gestört zu werden. Was treibst du gerade?«

»Ich bin stinksauer.«

»Oh, was heißt das?«

»Ein Freund von mir hat den Werner beleidigt. Er hat unterstellt, Werner ziehe von Freund zu Freund, um sich durchs Leben zu schnorren.«

»Und das ist wohl nicht so?«

»Nein. Wir hatten ein paar Jahre in München zusammen. Er war ein Wilder, er hat sich immer bemüht, die Stadt aufzumischen. Bis er Pech hatte.«

»Vielleicht ist dein Freund einfach eifersüchtig?«

»Aber das berechtigt ihn nicht, den Werner zu verletzen.«

»Ja, das sehe ich auch so. Ich erlebe gerade ganz ähnliche Dinge. Ich besuche alte Freundinnen und Freunde. Wir waren in der Volksschule schon zusammen. Und sie sind fast alle traurig, sie sagen: Ich habe mir das alles ganz anders vorgestellt, das Leben. Es ist keine laute Traurigkeit, weißt du, es läuft sehr leise ab. Ich denke, viele von ihnen

wissen nichts von der eigenen Traurigkeit. Wir erinnern uns, wie unsere Träume aussahen und ob etwas davon geblieben ist.«

»Ist denn etwas geblieben?«

»Ja, ja, die Hoffnung stirbt zuletzt. Und wir werden alle bescheidener, nicht wahr?«

»Können wir morgen zusammen essen gehen?«

»Ja, natürlich. Ruf mich an, ich bin hier. Ich helfe meiner Mama gerade, alte Fotoalben durchzusehen und bestimmte Fotos für meinen Vater zu bearbeiten. Er hat bald Geburtstag, er wird sich freuen.«

»Bis morgen denn«, sagte ich.

Mein Kater hopste neben mir auf das Sofa, obwohl er das eigentlich nicht darf. Dann stieg er mit äußerster Vorsicht auf meine Oberschenkel und rollte sich ein, wobei er mein Gesicht nicht eine Sekunde aus den Augen ließ. Konnte ja sein, dass ich wütend wurde. Spannungen registrierte er mit unglaublicher Feinheit.

»Schon gut, mein Alter«, sagte ich beruhigend, und er seufzte sehr tief.

15. Kapitel

Es war eine halbe Stunde vor Mitternacht, als das Telefon mich hochfahren ließ. Ich ging dran und vernahm eine Frauenstimme. »Hier ist Maria, du weißt schon, Maria«, sagte sie rau. »Ja, klar. Was ist los?«

»Die Frau, die alte Frau, die Bremm gesehen hat. Du weißt schon. Ich gehe gleich zu ihr. Halbe Stunde oder Stunde. Sie fühlt sich nicht gut.«

»Ich komme«, sagte ich. Einen Augenblick lang überlegte ich, Werner mitzunehmen, aber dann dachte ich an seine schmerzliche Kränkung und ließ es sein. Er musste lernen, damit zu leben, ich konnte ihm das nicht abnehmen. Sehr wahrscheinlich würden seine Schmerzen wiederkommen -und damit der Hunger nach Betäubung.

In Brück regnete es leicht, in Höhe Boxberg war es trocken. Die Temperatur war bei null Grad, auf SWR 1 dudelte sich ein lateinamerikanisches Trio durch die Nacht, im *DeutschlandRadio Kultur* war Rock angesagt, und ich stellte ihn laut, damit meine Unruhe vertrieben wurde, und ich nicht ständig verbissen an Rodenstock denken musste,

der auf dem besten Weg war, sich zu meinem ganz persönlichen Teufel zu entwickeln. Es war wohl ratsam, ihn ein paar Wochen lang nicht zu sehen und ihm das auch klar zu sagen, damit er nicht auf die Idee kam, sich von mir auf Befehl durch die Eifel fahren zu lassen.

Am Nürburgring regnete es leicht, die roten Schriftzüge hatten etwas von einer Bordellreklame und erinnerten mich an das Wirtshaus im Spessart, als das Lied *Ein Häuschen mit Garten* gejubelt wurde, in memoriam des unvergleichlichen Berliners Wolfgang Neuss.

Ich wurde tatsächlich etwas ruhiger, und die schneidend kalte Luft, die durch beide offenen Fenster fuhr, machte meinen Kopf klarer. Die B 257, dann die B 412, dann die Einmündung nach Siebenbach.

Maria stand vor ihrer Haustür mit einem Bastkorb auf der Schulter. Sie sagte »Guten Morgen, wir gehen zu Fuß. Sie sieht uns.«

»Was hast du gesagt, wer bin ich?«

»Ein Freund«, sagte sie. »Nur ein Freund.«

Wir gingen über die Straße, das schmale

Asphaltband hoch, auf dem Bremm das letzte Mal in seinem Leben zu dem Waldrand gegangen war.

»Wieso gehst du mitten in der Nacht zu ihr?«

»Sie bezahlt mich. Sie sagt, ich muss kommen, wenn es ihr schlecht geht. Manchmal ist es Nacht, manchmal ist es Tag. Sie ist eine stolze Frau.«

»Wie alt ist sie?«

»Das weiß nur sie selbst. Sie sagt nichts. Sie feiert keinen Geburtstag. Ich denke, sie ist älter als fünfundachtzig. Und sie glaubt an Drachen und Gespenster. Und sie sagt, sie trifft sich mit ihnen oben im Wald und spricht ganz normal mit ihnen, wie mit den Lebenden. Meistens in Nebelnächten. Und wenn jemand im Dorf stirbt, dann kriegt sie Schmerzen im Kreuz und sagt: >Ich spüre, dass die alte Klara stirbt, heute Nacht.< Und die Klara stirbt wirklich.«

»Ist das unheimlich?«, fragte ich.

»Nein, warum? Alte Menschen sind so. Sie hören Gott und die Gespenster und die Untoten. Das gibt es überall. Hast du mit deinem Kriminalen gesprochen?«

»Ja, habe ich. Er zieht es selbst durch, allein. Dir wird nichts geschehen.«

»Er war schon bei mir«, nickte sie. »Ich danke dir sehr.«

Wir waren an den ersten fünf Häusern vorbei, als sie murmelte: »Siehst du das zweite Fenster im ersten Stock? Da sitzt sie jetzt und sieht uns. Und wenn du eine schlechte Strahlung hast, lässt sie dich nicht rein. Wenn du eine schlechte Strahlung hast, dann schmerzt ihre rechte Hand.«

»Das ist doch idiotisch«, bemerkte ich.

»Glaube ich nicht«, sagte Maria. »Wirst du sehen.« Das Haus wirkte klein, ein spitzes Satteldach, wahrscheinlich in den Siebzigern errichtet. Was sofort auffiel, waren die unterschiedlichen Fenster. Unten hatten sie normale Maße, im Obergeschoss waren sie doppelt so hoch und wirkten extrem schmal, ein wenig wie Schießscharten.

»Kann sie noch Treppen laufen?«

»Nein«, antwortete Maria. »Braucht sie auch nicht.«

»Wie oft bist du hier?«

»Wenn sie anruft.« Sie zog einen Schlüsselbund aus ihrer Tasche und suchte nach dem richtigen Schlüssel. Dann schloss sie auf und sagte sehr laut: »Ich bin es, Finchen.«

Von irgendwoher kam die kräftige Antwort:
»Schon gesehen.«

»Ich bin Siggie«, sagte ich, bekam aber keine Antwort.

Maria machte kein Licht, sie ging mit kurzen sicheren Schritten voran an eine Holzterappe und stieg hinauf. Die Holzterappe dröhnte wie eine Trommel. Es herrschte eine Art Halbdämmerung, von irgendwoher kam ein schwaches, blaues Licht, aber dessen Quelle konnte ich nicht entdecken.

Als wir oben anlangten, sagte Finchen, noch bevor wir sie sahen: »Ich fühle ein schweres Gewicht auf meinem Kopf, ich denke, der alte Quast wird bald sterben, er liegt jetzt schon seit sechs Monaten zu Bett, und er weiß, dass er nicht wieder aufstehen wird. Er löscht auch das Licht über seinem Bett nicht mehr. Das kann ich sehen. Ich denke, er hat Angst vor der Nacht. Angst vor der Nacht haben sie alle.«

»Er liegt schon seit acht Monaten, Finchen«, berichtete Maria sie. »Er hat Angst, dass die Glühbirne der Lampe am Bett kaputtgehen könnte. Ich muss sie alle paar Tage auswechseln.«

»Er war immer ein Stromer. Wenn er eine Flasche

allein für sich hatte, kam er hier vorbei und trank sie oben am Waldrand aus. Und er hat oben auf dem Reuterberg Kaninchen und Hasen mit Drahtschlingen gefangen. Manchmal auch Rehkitze. Ich habe ihn gesehen, wenn er abends zurückkam.« Sie räusperte sich kräftig. »Und er hat mit Lenchen von den Försters gevögelt, immer, wenn es ihm Spaß machte. In der Scheune beim Müllerhof. Sie hatten viel Spaß, schätze ich mal.« Ihre Stimme kam von links, und dann sah ich sie wie einen klobigen, viereckigen Scherenschnitt vor dem Fenster sitzen. Ich dachte, sie müsse auf einem Sessel oder einem Stuhl sitzen, aber der Sitz war wesentlich kompakter. Es war wohl ein Rollstuhl, den ich da sah. Sie selbst hatte ich nicht im Blick.

»Wie geht es dir, Finchen?«, fragte Maria und stellte ihre Basttasche auf einen Tisch.

Die Lichtquelle waren zwei Leuchtstoffröhren an der Decke, ekelhaft blaues Licht, gerade ausreichend, damit man nicht vor einen Schrank lief.

»Siggi ist hier«, sagte Maria. »Er heißt Siggi, und er ist in Ordnung. Er hat mir geholfen, dass sie

mich nicht heimschicken.«

Ich entdeckte, dass es keine Wände gab, nur hüfthohe Reste davon. Der Raum umfasste den gesamten ersten Stock. Es surrte links von mir sehr scharf, der Rollstuhl drehte sich zu mir und kam dann beinahe lautlos herangerollt. Ein Elektrogefährt wie bei Rodenstock.

Sie war weniger als ein Kind, sie war winzig. Sie verlor sich in diesem Rollstuhl. Ihr Gesicht war eine kleine, graue Fläche, die Augen einfach dunkle Löcher.

»Den habe ich gesehen«, sagte sie und wies mit einem Zeigefinger auf mich. »Als sie den Bremm erschossen haben. Da oben, wo die Polizei und alle die weißen Leute waren.« Ihre Stimme war erstaunlich tief, ein krächzender Alt.

»Das ist richtig«, sagte ich. »Ich war da oben.«

»Du hast da fotografiert«, betonte Finchen sehr bestimmt.

»Das habe ich. Kannst du das von hier aus sehen?«

»Ja, sicher«, sagte Finchen. »Kindchen, ich habe Kopfschmerzen, und mein Magen ist nicht in Ordnung. Wir müssen vielleicht eine Spülung machen, denke ich.«

»Das machen wir«, sagte Maria. »Wir packen dich auf die Chaiselongue und machen eine Spülung. Dann geht es dir besser.« Sie legte mir eine Hand auf die Schulter und sagte: »Du gehst am besten runter in die Küche. Aber kein Licht machen.«

»Kein Licht machen«, nickte ich folgsam.

»Kein Licht«, bestimmte Finchen.

Ich tastete mich also die Treppe wieder hinunter und suchte die Küche. Als ich sie gefunden hatte und mich an den Dämmerzustand etwas gewöhnte, entdeckte ich auch hier blaues Licht, und gleichzeitig viele Türen zu anderen Räumen.

War sie vielleicht verheiratet gewesen? Hatte sie Kinder? Gab es Verwandte, die sich kümmerten? Hatte sie manchmal Besuch? Schief sie in ihrem Rollstuhl? Konnte sie den verlassen und sich auf die Chaiselongue legen? Wer heutzutage benutzte noch das Wort Chaiselongue? Hatten meine Eltern den Begriff noch gekannt? Ja, hatten sie. Ich sah den Mund meiner Mutter das Wort formen. Wie hatte sie mich zwischen all den Männern in der Nacht des Mordes erkannt? An meinen Geräten, den Fotoapparaten? Woher nahm sie die Sicherheit, zu behaupten, ich hätte am Tatort

fotografiert? Der musste etwa dreihundert Meter entfernt sein, vielleicht mehr.

»Da wechseln wir am besten den Schlüpfer und machen neue Pampers«, entschied Maria über mir. »Und dann mache ich dir eine Fleischbrühe, und die isst du brav. Brühe tut dir immer gut.« Finchen antwortete etwas, das ich nicht verstand. Dann wieder Maria: »Siggi will nur wissen, wie du das am Waldrand gesehen hast. Und er ist schweigsam, er sagt nichts, er will es nur wissen. Du bist der Soldat im Dorf, das weiß er nicht. Er will es nur verstehen. Nun leg dich mal auf die Seite.« Dann lachte sie hoch und schrill. »Nein, wir vögeln nicht, nein, das tun wir nicht. Finchen, du bist einfach schrecklich.«

Ich stellte mich vor das Fenster, das zur Waldseite hin lag. Unmittelbar vor mir lag Wiesenland, vielleicht hundert Meter, leicht ansteigend. Dann der Wald, eine tiefschwarze Mauer, in der nichts voneinander zu unterscheiden war. Wie konnte sie da etwas sehen? Über die Wiesenfläche glitten weiße Nebel.

Etwa eine halbe Stunde später sagte Maria betont laut: »Du kannst wieder hochkommen, Siggi, alles

in Ordnung.«

Ich machte mich also auf den sehr langsamen Weg, und im Wesentlichen verließ ich mich auf meinen Tastsinn. Nur einmal verrenkte ich mir elend meinen linken Zeigefinger, weil ich an einen Handlauf glaubte, den es nicht gab.

Finchen hatte offenkundig um Frischluft gebeten, denn zwei Fenster standen sperrangelweit auf, eines links, eines rechts. Der Durchzug war sehr scharf.

Mir fiel eine groteske Frage ein: Wie weit entfernt von der GmbH befinde ich mich hier? Jemand in mir antwortete: 20.000 Kilometer!

Finchen saß in der Nähe eines kleinen, runden Tisches, hatte einen Napf vor dem Bauch und löffelte Brühe.

»Früher«, stellte sie fest, »habe ich nach Brühe immer eine Zigarette geraucht. Jetzt nicht mehr. Du kannst dich da auf den Stuhl setzen.«

Ich setzte mich auf den Stuhl, ich sah ihr in das Kindergesicht. »Wie lange lebst du schon hier oben?«

»Sechs Jahre«, antwortete sie. »Es ist einfach praktischer so, und die Treppe würde mich

umbringen. Du gehst runter oder rauf und du kippst und hast einen Oberschenkelhalsbruch. Wenn du Pech hast, kannst du dich dann verabschieden, weil sie es nicht mehr ausheilen können.«

»Wie hast du das mit Bremm sehen können?«

»Ich habe das Glas«, antwortete sie einfach. »Ich habe nach allen Seiten das Glas. Das war etwas teurer als einfache Ferngläser. Aber ich kann damit gut sehen. Es ist ja Nachtsicht. Ich erkenne unten auf der Straße alle Autos. Ich kenne ihre Scheinwerfer, ich verwechsele keinen, ich kenne sie ganz genau. Ich sehe ihre Nummernschilder, und ich kann ihre Gesichter erkennen. Und im Dorf ist es so, dass ich ihre Häuser kenne und genau weiß, wo sie laufen.«

Sie hatte auf der rechten Lehne ihres Rollstuhls eine Halterung, die in einem einfachen rechtwinkligen, verchromten Gestänge endete. Darauf saß das Glas, ein Spektiv. Sie brauchte es nur vor ihre Augen zu ziehen. Wahrscheinlich sah sie die Nachtwelt in Grün, und wahrscheinlich so gut, dass sie jeden Ast am Waldrand erkannte.

»Darf ich mir das mal angucken?«, bat ich.

»Ja, klar«, sagte sie. Dann drehte sie das Glas so, dass ich mich hinknien und hindurchsehen konnte. Es war ein *Victory NV*, das Neueste von ZEISS, genauer NV 5,6 X 62 T. Das schwache Licht, das ein Objekt absonderte, wurde um das Zwanzigtausendfache verstärkt, eigentlich unfassbar. Ich konnte von hier aus den Winkel der Eingangstür von Marias kleiner Wohnung sehen, Entfernung etwa vierhundert Meter, tiefe Nacht.

Ich hatte vor allem Soldaten von fantastischen Leistungen reden hören: Zehntausendfache Verstärkung des Restlichtes, zwanzigtausendfache Verstärkung des Lichtes aus den Sternen. Gigantismus auch in der Werbung. »Wenn Sie die Nacht zum Tage machen ...« So ein Stückchen kostete etwa viereinhalbtausend Euro. Die alte Frau musste verrückt sein, besessen vielleicht, aber sie hatte immerhin eine neue Welt für sich erobert.

»Woher hast du denn das?«

»Das hat mir Georg besorgt, der ist Förster. Etwas billiger.«

Dann sah ich auf dem Teppichboden die deutlichen Fahrspuren ihres Rollstuhls: Eine Gerade zwischen dem Waldrand und dem Dorf, dann eine deutliche

Weiche zum Fenster, aus dem sie die Landstraße beobachten konnte - und also alle Autos, die das Dorf anfahren oder es verließen. Ich fragte mich, ob die Siebenbacher das wussten.

»Wie ist das nun mit dem Bremm passiert? Ging er am Waldrand entlang und kam dann der Mensch, der ihn erschossen hat?«

»Es war etwas anders«, sagte sie »Kannst du mal die Fenster zumachen?«

Ich gehorchte und schloss die Fenster. »Aber du brauchst trotzdem gute Augen«, sagte ich.

»Habe ich«, sagte sie. »Vor zehn Jahren hatte ich beidseitig den Grauen Star. Der wurde in Bonn operiert, und sie gaben mir neue Linsen. Kurz und schmerzlos, zack, eine Stunde später war alles in Ordnung. Der alte Hannemann hat mich gefahren. Der war sein Leben lang hinter mir her. Hat mich aber nicht gekriegt. Nicht ein einziges Mal.« Sie kicherte so hoch, dass man es kaum hören konnte.

Dann piepste etwas laut und schrill, und Maria, die neben mir saß, sagte: »Das ist der alte Quast. Entweder seine Lampe ist kaputt, oder er geht.«

»Er wird gehen«, sagte Finchen.

»Dann erledige ich das mal«, sagte Maria. »Du

kannst hierbleiben, Siggi, dauert wahrscheinlich nicht lange.«

»Soll ich dich fahren?«, fragte ich.

»Lohnt nicht, kurzer Weg.« Sie stand auf, sie zog ihren Mantel an, schlang den Schal um ihren Hals und sagte: »Bis gleich«.

Wir lauschten ihr nach, bis die Haustür leicht klackte. »Sie ist verdammt gut«, sagte ich.

»Das stimmt wohl«, sagte Finchen. »Wir sagen: Maria hilft uns allen aus unserer tiefen Not. Ist ein Kirchenlied.«

»Wann schläfst du eigentlich?«, fragte ich sie.

»Manchmal im Rollstuhl. Manchmal kippe ich mich auf die Chaiselongue. Aber dann wird es schwierig mit dem Aufstehen. Die alten Knochen, ich habe Arthrose. Ich schlafe ein, zwei Stunden, nicht länger. Ich muss auf der Seite liegen, dann liege ich mir keine Entzündung. Dann bin ich wieder in Ordnung.«

»Wie war das mit dem Bremm?«

»Von Anfang an?«, fragte sie etwas misstrauisch, als hätte sie einen ganzen Roman vor sich.

»Von Anfang an, bitte. Ich will es verstehen. Wir wissen wenig von dem Mann.«

»Also, schreibst du, was gedruckt wird? Oder machst du Filme und so was? Ich weiß ja nicht viel von dir.«

»Ich arbeite für gedruckte Magazine, manchmal für Zeitungen, also für Druckausgaben, wie deine Tageszeitung.«

»Ich lese jeden Tag die BILD«, sagte sie. »Hermes Hertha bringt sie mir. Ich finde sie gut, sie bringt alles, sie ist bloß so groß. Und wenn sie mir runterfällt, muss ich auf Maria warten.«

»Also, Bremm, bitte.«

Wie hatte sie die Polizei informiert? »Das Scheusal ist tot!«

»Ja, der Bremm. Also, ich habe ja nie ein Wort mit dem gesprochen. Er ist ja nicht von hier, und was soll er hier oben? Und meistens war der ja auf dem Reuterberg, wegen der Jagd. Aber er kam öfter hier hoch. Immer, wenn er Frauen traf, traf er sie hier oben. Also, ich meine, im Sommer, oder im Frühling, wenn gutes Wetter war.«

»Ging er mit den Frauen hier am Haus vorbei da oben in den Wald?«

»Nein!«, sagte sie entrüstet. »So einfach machte der das nicht, das lief anders ab. Er ging immer

von seinem Haus aus zu Fuß hier hoch. Er kam hier am Haus vorbei. Er sah immer so aus, als ginge er spazieren, verstehst du? Also, er ging nicht stramm, er ging schlunzig. Und du musst wissen, dass genau hinter diesem Berg, hinter diesem Wald die B 412 verläuft. Also, wenn du geradeaus durchläufst, siehst du die B 412 unter dir liegen. Und jetzt stell dir das mal umgekehrt vor. Wenn du ihn treffen willst, kommst du auf der Bundesstraße entlang und siehst vor der Straßenmündung zwei Feldwege auf Siebenbach zu, hier in meine Richtung, also nach rechts. Du nimmst einen und kommst todsicher hier oben am Waldrand raus. Also, er traf nicht nur Frauen, das muss ich sagen, er traf auch Männer.«

»Wie war das in der Nacht, als er erschossen wurde?«

»Also, ich saß an dem Fenster nach links, zum Dorf hin. Und ich denke, mich laust der Affe, da kommt der Bremm. Ich habe nicht auf die Uhr gesehen, aber ich denke, es war so eins, halb zwei. Eher halb zwei, würde ich sagen. Er geht nicht langsam, er geht schnell. Und ich konnte ihn nicht so gut sehen wie sonst, weil es ziemlich neblig

war. Er geht hier vorbei, und ich rolle dann zum anderen Fenster und sehe ihn, wie er den Weg schnell hochgeht. Ich denke, der wird mal wieder abgeholt, obwohl es ja mitten in der Nacht ist. Dann geht er nach links, vor dem Waldrand lang. Das war neu, ich dachte: Was will der denn da? Und: Er hatte ein Gewehr umgehängt, Lauf nach unten. Und dann kommt hinter ihm jemand aus dem Wald.«

»Halt, Stopp. Wie weit war dieser Mann von Bremm weg?«

»Also höchstens zehn Meter, würde ich sagen. Ich habe gesehen, wie Bremm stehen blieb und sich umdrehte zu dem Zweiten. Also, da war er höchstens zehn Meter weg.«

»Kannst du dich, bitte, genau erinnern. Bremm war zehn Meter weg, er drehte sich um zu dem Zweiten. Machte es den Eindruck, als würde er den kennen?«

»Ja, ich habe gedacht: Der kennt den. Denn er machte mit dem Arm so eine Bewegung, als würde er sagen: Komm mal mit, ich zeig dir was!«

»Und? Kam der mit?«

»Nein, eigentlich nicht. Der Zweite blieb stehen,

wo er war, der ging nicht weiter. Dann hob er das Ding, mit dem er geschossen hat, also diese Maschine, oder wie man das nennt. Und dann war das durch mein Glas sehr grell, also, ich konnte nicht dauernd hingucken, ich musste die Augen zumachen. Lauter Blitze.«

»Finchen, ich bitte dich, mach es ganz langsam. Also, der Bremm geht hier auf der kleinen Straße an deinem Haus hoch. Dann weiter den Wiesenweg lang zum Waldrand hin. Dann biegt er am Waldrand nach links ab und er geht parallel zum Wald. Ist das so richtig? Und an welcher Stelle kommt der zweite Mann? Kommt der aus dem Wald?«

»Also, der kommt aus dem Wald, ja, er kommt aus dem Wald.«

»Wie viele Meter sind jetzt zwischen den beiden?«

»Sage ich doch. Also, höchstens zehn.«

»Dann dreht sich Bremm um?«

»Dann dreht sich Bremm um und macht diese Bewegung. Also so einen Kreis mit dem Arm. So als sagt er: Komm mal mit, ich zeig dir was. Dann geht er weiter.«

»Und der zweite Mann bleibt stehen?«

»Ja, anfangs. Dann geht er in Bremms Richtung, also hinter dem her. Aber nicht weit.«

»Wie weit, Finchen?«

»Ein paar Schritte, würde ich mal sagen. Zehn, zwanzig vielleicht, nicht mehr. Und dann schießt er.«

»Sind es siebzig Meter?«

»Nein, auf keinen Fall. Nicht siebzig. Siebzig ist ja ziemlich weit.«

»Und die beiden kannten sich, bist du sicher?«

»Ganz sicher. Die kannten sich. Deshalb hat ja Bremm auch gesagt, also sich so bewegt, als sagt er: Komm mal mit, ich zeig dir was.«

»Was könnte denn das gewesen sein, was er ihm zeigen wollte?«

»Das weiß ich nicht. Da oben ist ja nichts, da waren ja nur der Regen und der Nebel und sonst nichts. Es war so richtig November, es war sehr kalt. Ich habe gedacht, was machen die denn da oben bei dem Wetter?«

»Dann hat der Zweite geschossen, auf den Bremm geschossen. Richtig?«

»Ja, richtig. Der hörte gar nicht auf mit dem Schießen.«

»Hast du gesehen, wie Bremm fiel?«

»Ja, habe ich. Er warf beide Arme in die Luft und weg war er. Also, dann lag er.«

»Was hat dann der Zweite getan?«

»Der machte ein paar Schritte nach vorn, also auf den Bremm zu. Dann hielt er an, es sah so aus, als guckte er Bremm an. Ich habe überlegt, dass der vielleicht wissen wollte, ob der Bremm auch wirklich tot war. Dann drehte er sich und ging in den Wald.«

»Er ging nicht am Waldrand entlang zurück?«

»Nein, direkt in den Wald.«

»Dann hast du die Polizei angerufen?«

»Ja, in Adenau. Ich habe gesagt, der Bremm ist tot.«

»Nein, das hast du nicht, Finchen. Du hast gesagt, das Scheusal sei tot.«

»Ja, dann habe ich Scheusal gesagt. Ist ja auch egal.« Sie legte ihren Kopf schräg und murmelte:

»Woher weißt du das denn, Junge?«

»Das weiß ich von dem Polizeibeamten. Warum hast du >Scheusal< gesagt?«

»Na ja, er kommt her, er kauft den besten Bauplatz, er stellt ein Haus hin, so ein dickes, er

hat die Jagd, er hat viele Freunde, die mit ihm saufen, und er kennt keinen normalen Menschen, jedenfalls nicht, wenn er durchs Dorf geht. Er ist keiner von uns. Und er feiert viel, und er hat ja ständig Gäste. Und ich kann sie sehen, wenn sie bei ihm sind. Ich sehe da hinten über das Haus weg, wo Maria wohnt. Ich sehe den Bremm und seine Gäste.«

»Nein, einer von euch ist er nicht, das will er auch nicht sein. Er hat das Sagen an der Rennstrecke und bei den Restaurants und so. Er hat ziemlich viel am Hals.« Diese dauernden Mufflichkeiten gingen mir aufs Gemüt.

»Ja, und?«, fragte sie giftig. »Ist er deswegen besser?«

»Nein, ist er nicht.«

»Und außerdem kassiert er pro Jahr zwei Millionen!«

»Woher stammt das?«

»Von der Sparkasse. Die kommt jedes Mal hier vors Haus. Das ist der Sammer, der weiß viel, und manchmal sagt er mir was. Der hat einen Schlüssel und kommt hier hoch, damit ich ihm sagen kann, wie viel Geld ich haben will. Einmal im Monat.«

»Du hast mir gesagt, dass Bremm auch Frauen traf. Da oben am Wald.«

»Ja, aber nicht nur Frauen. Auch Männer.«

»Was glaubst du denn, wie oft das passierte?«

»Also ich weiß nicht, ich habe das nicht gezählt. Es waren sicher sieben, acht Frauen und sechs, sieben Männer. Aber die Männer öfter. Da steht eine Flasche, da auf dem Schrank. Wenn du mir die bitte mal gibst. Ich muss was für meine Verdauung tun. Und im Schrank, da steht auch ein Glas.«

Ich gab ihr die Flasche und das Glas. Es war ein weißer, sechzigprozentiger Rum, und sie goss sich sehr großzügig ein und kippte das hinunter.

»Kannst du die Frauen und Männer?«

»Nein«, sagte sie. »Ich kenne die nicht, ich komme ja nicht mehr raus.«

»Verschiedene Frauen, verschiedene Männer?«

»Ja. Bei den Frauen war es oft dieselbe. Das ist mir aufgefallen. Im vergangenen Sommer. Also, ich habe gedacht: Der geht vögeln.« Dann linste sie mich wie eine neugierige Krähe an und grinste geradezu verschlagen. Es kamen merkwürdige Pieptöne, und sie fummelte an ihrer braunen

Wolljacke herum. Dann sagte sie »Ja?« und hörte zu. Sie ließ das Handy wieder verschwinden. »Also, wir brauchen nicht auf Maria zu warten. Beim Quast ist es soweit. Sie hat schon den Priester bestellt. Dachte ich mir.«

»Bremm kam also hier hinauf, traf die Leute am Waldrand. Und dann?«

»Und dann war er weg. Immer ein paar Stunden, manchmal die ganze Nacht.«

»Und kam er dann hier oben aus dem Wald wieder heraus?«

»Nein, nein, nein. Er kam nur bei den Frauen hier oben wieder an. Bei den Männern kam er nicht mehr zurück. Dann sind sie die normale Straße zu seinem Haus gefahren.« Sie bemerkte wohl meine Unsicherheit und grinste schnell. »Also, es ist doch so einfach: Jeder kennt ihn, jeder kennt die Autos, die er fährt. Er hat diese Leute bestellt, sich in ihren Wagen gesetzt, und weg war er. Es war ganz einfach, weil niemand ihn in einem fremden Auto erkennen konnte. Rechnete ja niemand mit. Er war einfach weg.«

Beinahe hätte ich unwillkürlich »Gute Arbeit!« formuliert. »Das ist sauber erkannt«, murmelte ich

etwas lahm. »Also, es waren keine Leute, deren Bild dauernd in den Zeitungen stand?«

»Das weiß ich ja nicht. Nein, ich kannte keinen von ihnen. Ich habe ja nichts mit diesen Autoverrückten zu tun. Da musst ... ach, der ist ja auch tot.«

»An wen hast du gerade gedacht, Finchen?«

»An Jakob Lenzen in Kirsbach«, reagierte sie schnell.

»Ermordet«, korrigierte ich.

»Ja, ist wohl so«, sagte sie zittrig. Dann schüttelte sie sich. »Da brauche ich noch einen. Also früher, bei den Autorennen, war das alles wie ein Fest, jedes Wochenende ein Fest. Und sie sagen, dass diese Firma da oben jetzt alles kassiert und die Einheimischen nicht ins Geschäft lässt. Böse Leute, sie sagen, die sind nicht gut für die Eifel.« Sie goss sich ein, sie trank. Dann kam es ganz leise wie ein Hauch: »Ich bete, dass der Erzengel Michael kommt und sie alle totschießt.«

»Das ist aber nicht sehr christlich«, wandte ich ohne viel Überzeugung ein.

»Oh, doch«, widersprach sie. »Es ist ja nicht wie früher, dass man den Priester gut kennt, weil er

hier lebt. Er lebt nicht mehr hier, er ist jetzt zuständig für acht Dörfer, und er sagt, es macht ihn auf die Dauer verrückt, weil er die Leute nicht richtig kennenlernt. Aber er bringt mir zweimal im Monat den Leib Christi. Pünktlich wie die Uhr. Und er sagt auch: Wir müssen eine wehrhafte Kirche sein.«

Es war drei Uhr, ich war todmüde, ich sagte: »Ich gehe jetzt. Und ich danke dir herzlich.« Ich wollte gehen, aber eine letzte Frage nagte an mir. »Man sagt, du sprichst mit Geistern und Drachen und so was.«

Eine Weile war es sehr still. »Es gibt Leute im Dorf, die können nicht gehen«, sagte sie leise. »Also, die sterben, aber sie gehen nicht von dieser Erde. Es sind die Untoten. Sie gehen unruhig umher. Manchmal kommen sie zu mir und beklagen sich, weil sie nicht richtig sterben können.«

»Und was sagst du ihnen dann?«

»Dass sie Geduld haben müssen. Gott hat Geduld.«

16. Kapitel

Ich fuhr durch die Nacht und unterhielt mich mit den Schatten. Ich erwischte mich dabei, wie ich Rodenstock einen geharnischten Vortrag über seine groben Unhöflichkeiten hielt, über massive Kränkungen meines Freundes Werner, über groteske Halbwahrheiten sein Leben betreffend, über die Ignorierung meiner eigenen Wahrheit und - um das einfach und klar zu benennen - über seine böartige Unterstellung, dass Werner eine Schnorrertour bei alten Freunden aus der Münchner Zeit unternehme.

»Ja, ja«, gröhlte ich in die Nacht, »du hast nicht einmal mehr die notwendige Disziplin, mich vorher zu fragen, wie ich denn dazu stehe. Werner war am Ende, als er bei mir auftauchte. Werner und ich, wir bewahren ein paar Jahre unseres Lebens als gemeinsame, als kostbare Erinnerung auf, von denen du nicht einmal annähernd eine Ahnung hast, von denen du nichts weißt, von denen du aber in einer miesen, selbstherrlichen Unterstellung annimmst, dass der eine der Edle, der andere aber der charakterlose Schweinehund ist, der durchgefüttert werden will. Werner mein Mephisto? Rodenstock, wohin bist du da geraten?

Was treibst du mit denen, die einmal deine Freunde waren? Werner, das sage ich dir ein für allemal, war noch niemals ein Schnorrer, er war nur immer schon mein Freund! Du Scheißrollstuhlfahrer!«

Und so weiter und so fort über mindestens fünfzehn Kilometer. Aber alles das half mir nicht, machte mich nur verbissener, als ich ohnehin schon war.

Als ich auf den Hof fuhr, schneite es leicht, alles war mit einem weißen Tuch bedeckt, es war minus zwei Grad. Werner hockte im Wohnzimmer vor der Kognakflasche und wirkte wie erstarrt, gefangen in Glas, nicht mehr fähig, den Kopf zu heben. »Du hast Schmerzen, nicht wahr?«

»Nicht mehr«, nuschelte er. »Wo bist du denn gewesen?«

»Bei einer alten Frau, die mit Gespenstern und Untoten spricht und sehr viel gesehen hat. Ich erzähl dir später davon. Geh jetzt schlafen, Junge.«

»Ja«, nuschelte er. »Das will ich ja die ganze Zeit.« Er stand auf, er ging sehr sicher um mich herum. Er wirkte nicht betrunken, obwohl er es wahrscheinlich war. Die Tür klackte.

Einen Augenblick dachte ich daran, Gabi anzurufen und sie zu bitten, einfach mit mir zu reden. Aber ich ließ das und schlief auf dem Sofa ein.

Es war elf Uhr am Vormittag, als Werner ganz leise hereinkam und einen Becher Kaffee vor mich hinstellte.

»Die Frauen bleiben noch einen Tag in Köln. Rodenstock hat angerufen. Er hat versucht, sich zu entschuldigen, er war irgendwie klein wie ein Zwerg.«

»Ich werde ihm sagen, dass er ein Arschloch ist.«

»Blödsinn!«, sagte Werner. »Das hilft doch nicht. Da hat jemand mitten in der Nacht angerufen und irgendetwas mitgeteilt. Aber ich weiß nicht, wie man das Gerät bedient, das seine Stimme aufgenommen hat. Es war so ungefähr um vier Uhr.«

»Ich höre es mir an«, sagte ich. »Erst einmal ein paar Liter Kaffee.«

Anschließend marschierte ich mannhaft unter die Dusche und riskierte zum Ende hin einen eiskalten Strahl, der wie ein Schlag auf meinen Körper traf.

Es wirkte gut, es half.

Die Frau im Aufnahmegerät nöhnte wie ein Alien: »Sie haben eine neue Nachricht. Heute, um 4.11 Uhr empfangen.« Dann ein paar Nebengeräusche, dann eine gemeine, fiese männliche Stimme: »Guten Morgen, Herr Baumeister, entschuldigen Sie die frühe Störung. Ich möchte nur mitteilen, dass ich ein weiteres menschliches Schwein ausgemerzt habe. Sie werden es finden. Das ist etwas für Ihr kluges Köpfchen.«

»Um Gottes willen«, sagte Werner hinter mir erschrocken.

»Ich kenne die Stimme nicht«, sagte ich. »Nie gehört. Wer benutzt denn noch das Wort Ausmerzen für Töten?«

Ich ließ das Band erneut laufen. Irgendetwas an dieser Stimme zeugte von einer geradezu perversen Heiterkeit. Warum rief er mich an, warum nicht die Mordkommission? Ich war nicht wichtig, ich war eine Person am Rande des Geschehens. Warum ich?

Ich ließ es noch einmal laufen.

»Die Mordkommission muss das erfahren«, entschied ich. »Sofort!«

»Wenn ich helfen kann«, sagte Werner zögernd in der Tür.

»Ruf vom Wohnzimmer aus den Rodenstock an, sag ihm, was wir hier haben. Ich versuche es mit Kischkewitz.«

Es war wie immer sehr schwer, Kischkewitz zu erreichen. Alle Leute fragten mich höflich zurückhaltend: »Können wir Herrn Oberrat Kischkewitz etwas ausrichten? Der Chef sitzt nämlich in einer Konferenz.«

»Ich brauche ihn jetzt«, knurrte ich beharrlich. Irgendjemand seufzte letztlich: »Also, gut!«

»Verdammt noch mal!«, fluchte er. »Warum störst du? Was machst du für einen Scheiß?«

»Hör dir das an!«, sagte ich, ließ das Band laufen und hielt das Handy dicht daneben.

»Mach nichts, verändere nichts!«, brüllte er hastig.

»Ich schicke dir jemanden.«

Ich zog mich hastig an, ich schlürfte weiter Kaffee, Werner stand an der Terrassentür und fragte unermüdlich: »Wieso ruft er dich an, wieso das? Warum macht er das?«

»Ich weiß es nicht, egal, er hat sich gemeldet.«

»Ist er verrückt?«

»Vielleicht, ich weiß es nicht.«

»Kannst du mir von der alten Frau heute Nacht erzählen?«

Das war eine gute Ablenkung, das machte uns etwas ruhiger. Ich erzählte von Finchen und von ihrer Überzeugung, dass Bremm seinen Mörder kannte. Ich berichtete so ausführlich wie möglich. Oben im Dorf schoss der Volvo von Emma aus der Kurve, Rodenstock fuhr viel zu schnell, die Schnauze des Autos neigte sich gefährlich zu der Hofmauer meines Nachbarn Theo. Dann fing er den Wagen ab, war aber viel zu schnell, um die Rechtskurve auf meinen Hof zu schaffen. Schließlich stand er nur ein paar Zentimeter vor meinem Gartentor, stieg aus, warf die Wagentür ärgerlich zu und stapfte ins Haus. Klar, das Auto war schuld.

»Wo ist das Gerät?«, bellte er.

»Oben in meinem Arbeitszimmer«, sagte ich.
»Aber du wirst uns hier höflich behandeln, Rodenstock, und du wirst in meinem Haus nicht herumbrüllen wie der Unteroffizier eines Ausbildungsbataillons. Ich habe allmählich die Schnauze voll von deinen Eskapaden, ich will das

einfach nicht mehr!«

Er stand da, sah mich böse an und sagte nichts.

»Hast du mich gehört, Rodenstock?«

»Ja, ja« knurrte er dann und ging den Flur entlang zur Treppe. Auf den ersten Stufen sagte er energisch: »Blödsinn!«

Wir hörten, wie er das Band ablaufen ließ, wir hörten diese vor Heiterkeit triefende Stimme. »Das ist etwas für Ihr kluges Köpfchen!«

Plötzlich glaubte ich, die Stimme schon einmal gehört zu haben, aber ich hatte keine Erinnerung daran, also stimmte es wohl nicht, also war es nur die Aufregung.

Rodenstock kam wieder herunter und sagte: »Also, du erkennst die Stimme nicht.«

»Nein, ich habe sie vorher nicht gehört. Jedenfalls nicht bewusst. Ich habe keine Erinnerung daran. Und sie gibt auch nichts her. Es ist nicht zu erkennen, ob es ein alter oder ein junger Mann ist.« Er setzte sich auf das Sofa. »Er hat dich aber sehr persönlich gemeint«, betonte er, als sei das ein entscheidender Fehler des Anrufers.

»Ja, ja, aber das hilft nicht. Wie stehen die Ermittlungen?«

»Nicht so gut«, sagte er. »Nicht so gut.«

»Dann riskiere ich einmal, dir Feuer unter deinen Beamtenarsch zu machen. Da hat jemand vor Monaten angeblich zwei ungedeckte Schecks über insgesamt 100 Millionen Euro an irgendwen in der Landesregierung geschickt. Wahrscheinlich an den inzwischen ausgeschiedenen Finanzminister. Angeblich das Geld privater Investoren, um die Nürburgring GmbH vom großen Coup träumen zu lassen. Das hatte absolut keinen Sinn, denn ungedeckte Schecks sind Papierkram, der niemandem hilft. Wem sollte so etwas nützen? Also habe ich überlegt und mir vorgestellt, was das trotzdem bedeuten könnte. Es hat dann Sinn, wenn jemand die Provision auf diese 100 Millionen schnell kassieren wollte. Noch ehe die Schecks offiziell einer Bank vorgelegt wurden. Vier Millionen Provision für dieses Geld an die luxemburgische Betreibergesellschaft, die ursprünglich die Anlage oben auf dem Ring erwerben wollte. Vier Millionen Euro für Betrüger, die nicht einen Euro privates Geld aufgetrieben haben.« Ich saß da und starrte Rodenstock an, und ich fühlte mich elend.

»Woher hast du das?«, bellte er.

»Das stand gestern teilweise in der Tageszeitung, bis auf die Lösung«, sagte ich. »Ich wollte dich dazu befragen, habe es aber dann wieder aus den Augen verloren.«

Werner bewegte sich am linken Rand meines Sichtfeldes. Er setzte sich in einen Sessel.

»Du bist selbst Journalist, du weißt selbst, was die in den Tageszeitungen manchmal schmieren.« Seine Stimme besagte: Lass mich mit dem Kleinkram in Ruhe.

»Wann habt ihr denn die Überweisung der vier Millionen Euro stoppen können?« Ich langte nach meinem Kaffeebecher und trank einen Schluck.

»Was soll die Frage? Ich habe damit nichts zu tun.«

»Ich vermute, in der letzten Sekunde«, erklärte ich beharrlich. »Irgendjemand im Finanzministerium war clever genug, zu sagen: >Die vier Millionen Provision bleiben hier, bis wir die 100 Millionen tatsächlich auf dem Konto haben.<«

Werner in seinem Sessel bewegte sich unruhig, beugte den Kopf weit vor, strich sich über die Augen. Rodenstock hockte auf dem Sofa und starrte durch die Fenstertür auf meine Terrasse, als

gebe es dort etwas Interessantes zu sehen. Satchmo kam um die Ecke marschiert, um uns irgendetwas Wichtiges mitzuteilen. Er lief maunzend zu Rodenstock, den er immer schon geliebt hatte, und strich an seinen Beinen entlang.

»Rodenstock, ich möchte, dass du endlich mit der Wahrheit herausrückst. Du hast lange genug in dieser Geschichte recherchiert, viel zu lange. Schon lange vor dem ersten Mord warst du an dieser Story dran, und ich nehme an, dass auch deine unendliche Reihe irrwitziger Telefonate damit zu tun hat. Deine Frau hat in schöner Verzweiflung fantasiert, dass du Telefonsex mit Hawaii hast.«

»Wie bitte?«, fragte er.

Werner lachte unterdrückt.

»Du hast uns herausgehalten«, sagte ich. »Du hast nicht geredet, du hast einfach vorwärts gearbeitet und gehofft, dass wir nichts merken. Wie ein Kind.«

Er atmete tief durch. »Kannst du mir das alles erklären?«

»Das kann ich nicht«, erwiderte ich. »Das musst du tun. Aber wenn es dir hilft, sage ich mal, dass du

zum zweiten Mal in unserer gemeinsamen Geschichte für den sattem bekannten Bundesnachrichtendienst gearbeitet hast. Eine andere Erklärung sehe ich nicht. Und ich fürchte, ich habe recht.«

Er senkte den Kopf, er schwieg, er kraulte meinen Kater, er kam aus dieser Falle nicht mehr heraus, und er wusste das. »Ja, das ist wohl so«, sagte er dann. »Aber das kann ich dir nur unter vier Augen erklären.«

»Oh nein!«, brüllte ich. »Du wirst das jetzt erklären, und du schickst Werner nicht raus, nicht in meinem Haus!«

»Es geht aber nicht«, klagte er lahm.

»Und wie das geht«, versicherte ich. »Werner wird schweigen wie ein Grab, wahrscheinlich ist er schweigsamer, als wir beide zusammen. Aber nachdem du ihn auch schon beleidigt hast, kannst du auch mal ein Dienstgeheimnis mit ihm teilen. Wir warten.«

Wieder ein tiefes Durchatmen. »Es fing vor sechs Monaten ungefähr an.« Er dehnte sich, er reckte sich, er versuchte, sich zu lockern, die Muskeln oberhalb seines Kinns arbeiteten heftig. »Ein paar

alte Bekannte im BND erinnerten sich an mich, und sie erinnerten sich auch, dass ich neben dem Nürburgring lebe. Sie hatten eine Fährte in Dubai im Visier, denn das Beobachten und Bekämpfen organisierter Kriminalität gehört zu ihren gesetzlichen Aufgaben. Dort in Dubai war auch ein ehemaliger Geschäftsführer der GmbH aufgetaucht und hatte Verbindung zu diesen Finanzvermittlern aufgenommen. Es war also so, dass der Resident des BND in Dubai Kontakt mit mir aufnahm und erklärte, er erwarte irgendeine Schweinerei. Die Leute, die dort angeblich für die Nürburgring GmbH arbeiteten, waren seiner Meinung nach gut für jede Schweinerei. Kurz bevor hier in Deutschland öffentlich verkündet wurde, dass die Vermittlung von privatem Geld gescheitert sei, trat der Finanzminister zurück. Wir aber warteten, weil wir wussten, dass sie es versuchen würden. Sie schickten also dann einen Scheck über 33 Millionen Euro und einen weiteren über 67 Millionen Euro. Wir wussten von Beginn an, dass die Gruppe dieses Geld nicht hatte. Wir dachten aber richtig, dass sie in jedem Fall versuchen würden, die vier Millionen Euro Provision zu

kassieren. Die Schecks kamen um die Mittagszeit in Mainz an, liefen dann über die zuständigen Tische in der Bürokratie, und einer davon war beauftragt, die Provision in Höhe von vier Millionen Euro an die Leute in Luxemburg sofort zu überweisen. Das machte er auch, wurde aber in der allerletzten Kontrollstelle Gott sei Dank aufgehalten. Wir konnten erst am Tag danach zusammen mit der Bank feststellen, dass die Schecks nicht gedeckt waren.«

Eine Weile herrschte Schweigen, Werners betroffenes Gesicht machte mir deutlich, dass er das alles nicht verstand und auch nicht einschätzen konnte.

»Rodenstock ist immer wieder mal vom BND beauftragt worden«, erklärte ich. »Er hat eben einen verdammt guten Ruf, immer schon gehabt.«

»Ach, ja«, sagte Werner.

Rodenstock sah mich an, griff in seine Jackentasche und legte mir einen Scheck hin. »Das sind die Tausend, die ich dir noch schulde.« Dann wandte er sich an Werner und erklärte: »Ich entschuldige mich noch einmal bei dir, ich bin etwas nervös in der letzten Zeit.«

Ich nahm den Scheck und zerriss ihn. Ich konnte gar nichts sagen, ich fand keine Worte.

Rodenstock stand auf und ging hinaus. Er setzte sich in das Auto und fuhr vom Hof, und natürlich gab er viel zu viel Gas.

»Ich glaube, er ist in einem beschissenen Zustand«, murmelte Werner.

Zehn Minuten später kam ein Sechszylinder-Alfa Romeo auf den Hof, und ein junger Mann bestellte Grüße von Kischkewitz. »Ich soll einen Anrufbeantworter abholen.« Zwei Minuten später saß er wieder in seinem schnellen Gefährt und verschwand.

»Wir müssen jetzt eine Leiche suchen«, erklärte ich. »Er hat gesagt, das sei etwas für mein kluges Köpfchen.«

»Fällt dir etwas ein?«, fragte Werner.

»Nicht das Geringste. Zieh dich warm an, nimm den dicken Pullover, den ich dir hingelegt habe, und mach dich mit den langen Unterhosen schön. Und vergiss die Wollsocken nicht.«

»Du bist wie eine zweite Mutter«, grinste er.

Als wir fuhren, war es 13.30 Uhr, und ich sagte

hoffnungsfroh: »Ich habe keine Ahnung, was wir jetzt tun. Also los.«

»Vielleicht können wir irgendeine Systematik entdecken«, murmelte Werner.

»Welche denn?«

»Kann es sein, dass er dich beobachtet hat?«

»Wie soll er das gemacht haben? Meistens sind wir allein durch die Nacht und durch die Dunkelheit gerollt, irgendwohin, dann zurück. Ein Auto, das uns folgte, hätten wir bemerkt. Wo waren wir denn tagsüber unterwegs? Bei Gabi daheim. Auch bei Günter Gracht. Aber wie kommt er überhaupt auf mich? Es gibt sicher mehr als fünfzig Journalisten, die allesamt auf dem Thema Nürburgring herumrutschen. Wieso nimmt er mich?«

»Vielleicht weil du von hier bist?«

»Von hier sind aber viele. Wilhelm Hahne zum Beispiel, Peter Doeppes von der *Eifel-Zeitung*, die Leute vom *Trierischen Volksfreund*, die Leute von der *Rhein-Zeitung*, die Leute vom *Wochenspiegel*, die Leute von der *Rheinpfalz*: Einige von denen sind viel unangenehmer für die GmbH als ich. Ich verstehe das nicht.«

»Wohin fährst du jetzt?«

»Na ja, erst mal zur Mutter aller Gerüchte, zur GmbH oben auf den Ring.«

»Sagen die etwas?«

»Natürlich nicht. Ich meinte nur zur Quelle des Geschehens. Wir trödeln herum, wir überlegen, vielleicht kommen wir irgendwo an.«

»Fühlst du dich eigentlich bedroht?«

»Nein, eigentlich nicht.« Den Gedanken, den Werner hier aussprach, schob ich schnell beiseite und sagte: »Also fahren wir die Leute von Jakob Lenzen an. Wir müssen mit irgendwem beginnen.« Das war etwas hastig gesagt. Ich wusste genau, dass Werner einen heiklen Punkt getroffen hatte und dass es besser wäre, wenn ich mich bedroht gefühlt hätte. Denn Angst macht vorsichtig.

17. Kapitel

Diesmal nahm ich die B 410 über Kelberg bis Boos und kam gewissermaßen von hinten an die Stichstraße nach Kirsbach heran. Es regnete, es war öde, in den Niederungen lagerte Nebel wie ein Tuch, es waren mickrige zwei Grad plus.

Wir fuhren bei den Lenzens auf den Hof. Da stand

ein holländischer Vierzigtonner und wurde mit Heuballen beladen. Der Sohn vom alten Lenzen fuhr wieselflink mit einem kleinen Hublader hin und her und hob Palette um Palette an dem Laster hoch, jeweils beladen mit sechs Ballen. Er sah uns und winkte durch die Staubwolke, die die ganze Szenerie einhüllte.

Ich stopfte mir eine Pfeife und paffte genüsslich vor mich hin.

»Das war immer mein Wunschtraum«, sagte Werner. »Abends in so einem Heulager zu schlafen und morgens von der Bäuerin einen Kaffee zu kriegen.«

»War das manchmal so?«

»Ja, aber nur ein einziges Mal. Dann hat der Ehemann statt Frühstück sofort einen Riesenkrach geschlagen und mich vom Hof gejagt. Ich war froh, dass er mich nicht verprügelte. Das war in der Schweiz, und die Bäuerin war sehr hübsch, und es war Sommer.« Er lachte vor sich hin, er war richtig glücklich dabei, das sah man.

»Das erinnert mich an eine diskrete Frage, die ich stellen wollte: Sind deine Haustiere eigentlich alle tot?«

»Alle tot«, nickte er. »Kein Jucken mehr, kein Kratzen mehr. Aber vielleicht hat jetzt Jennifer ein paar und lässt sich von Emma lausen.«

Nach einer halben Stunde begannen die Männer, über das Gebirge an Heuballen eine Plane zu ziehen und sie festzuzurren. Dann fuhr der Truck an uns vorbei und hupte ein paar Mal.

»Kommt, Jungens«, sagte der Sohn vom alten Lenzen, »ein Kaffee, ein Schnaps.«

Wir kamen in die Küche und wurden von seiner Frau begrüßt, die schon einen Kaffee gebraut hatte. Wir saßen also am Küchentisch und sprachen anfangs von allen möglichen unwichtigen Dingen, bis der Sohn sagte: »Gut, dass ihr vorbeikommt. Da wollte ich nämlich was sagen. Also, ich habe in dem Heft vom Vater für das Jahr 2008 im Herbst zwei oder drei Bemerkungen gefunden. Er hat geschrieben: >Der Junge besucht mich wieder< und so weiter und so sofort. Also, ich hole das mal.« Er stand auf und ging hinaus. Er kam nach kurzer Zeit wieder, in der Hand das schwarze Quartheft, wie man das früher nannte, genau ein Viertel einer DIN-A4-Seite groß.

»Also, hier steht unter dem Datum vom 4.

Oktober: *Der Junge besucht mich wieder, war dieses Jahr im Sommer schon viermal hier. Er ist sehr neugierig, und ich frage mich, wo er herkommt. Er sagt, sein Vater wäre tot, und er sagt, er hätte keine Ahnung, was er mal werden sollte.* Ende der Notiz. Dann steht am 18. Oktober Folgendes: *Der Junge war wieder hier und hat gesagt, er könnte ja eventuell hier anfangen. Macht einen guten Eindruck, ist aber immer etwas traurig, ich weiß nicht warum.* Ende der Notiz.« Er sah uns an.

»Da klingelt nichts«, sagte ich. »Ein Junge? Habt ihr den jemals gesehen?«

»Nein«, sagte er. »Ich habe den nie gesehen, aber meine Frau hat mit meinem Vater geredet, und der hat gesagt, der Junge käme immer von hinten an den Hof ran, also aus den Feldern. Deshalb wollte ich das sagen, weil ja wahrscheinlich der, der es getan hat, auch aus den Feldern kam.«

»Ich erinnere mich, dass Vater schon mal im vorigen Frühling gesagt hat, da wäre ein Junge bei ihm gewesen, als er abends im Stall seine Pfeife rauchte.« Seine Ehefrau lächelte uns freundlich an. »Ich weiß auch noch, dass ich gefragt habe: >Von

welchem Jungen redest du da, Vater?< Und er sagte nur: >Na, von dem Jungen eben.< Das ist uns jetzt wieder eingefallen. Aber wahrscheinlich bedeutet das ja nichts.«

»Vielen Dank«, sagte ich. »Wen hat er denn als Jungen bezeichnet? Einen Fünfzehnjährigen, oder einen Zehnjährigen?«

»Manchmal auch einen Dreißigjährigen«, strahlte der Sohn und lachte. »Natürlich, das waren für ihn alles Jungens.« Dann wurde er unvermittelt ernst: »Wann glaubt ihr denn, dass wir ihn kriegen? Wegen der Beerdigung, frage ich.«

»Das weiß ich nicht. Da müsst ihr den zuständigen Staatsanwalt in Trier anrufen. Er weiß das. Aber aus Erfahrung kann ich sagen, dass das noch ein paar Tage dauern kann. Sie müssen komplizierte Untersuchungen machen. Kannst du mir dieses Heft von 2008 und vielleicht noch das von 2007 mitgeben? Ich lese es durch, vielleicht findet sich noch etwas.«

»Du müsstest es mir aber wieder herbringen, es ist von Vater«, sagte er sehr ernsthaft.

»Das ist doch selbstverständlich. Nein, danke, ich trinke keinen Schnaps, ich trinke nie Alkohol.«

»Nie?«, fragte seine Frau verblüfft.

»Ich habe in einem früheren Leben so viel gesoffen, dass ihr alle zusammen das nicht mehr aufholen könnt.«

Wir lachten miteinander, und nach einer Weile verabschiedeten wir uns, und sie standen in der Haustür und winkten uns nach.

Im Wagen sagte ich: »Wir bekommen einfach keine Verbindung zwischen diesen Toten und der GmbH. Wie abgeschnitten, es führt nichts dorthin.«

»Vielleicht, weil wir die falschen Fragen stellen«, murmelte er. »Wer hatte denn von den Einheimischen eine Verbindung zu Claudio Bremm?«

»Die Lily Aussem. Eine Buchhalterin. Sie haben wohl miteinander geschlafen. Moment mal, es gibt eine Verbindung: Bremm hat sich wahrscheinlich von Einheimischen abholen lassen. Wenn er unerkant bleiben wollte.«

»Wieso abholen?«, fragte er.

Ich erklärte es ihm, ich erzählte ihm von der Nacht bei Finchen. »Und wir schauen uns jetzt mal

diesen Parkplatz an. Auf der anderen Seite von Finchens Wald. Wir brauchen die B 412. Wird nichts ergeben, aber die Hoffnung stirbt zuletzt.« Also fuhr ich zur B 258 bis zur Abzweigung nach Herresbach und Siebenbach. Dann durch das Dorf hinaus zur B 412.

»Pass auf. Hier müssen zwei Wege nach links abführen, Waldwege. Da standen die Fahrzeuge, die Bremsen abholten. Wenn Finchen recht hat.«

»Da ist schon der erste«, sagte Werner. »Nehmen wir den.«

Der Weg war kaum zu erkennen, alles war schmieriger Matsch, durchsetzt mit faulendem Laub. Der Weg führte nur etwa zwanzig Meter geradeaus, dann bog er sanft nach rechts, dann kam der zweite Weg direkt von der Bundesstraße von rechts, dann gab es so etwas wie einen unordentlichen Platz, auf dem vielleicht drei oder vier Autos Platz hatten. Kein Fremder würde auf die Idee kommen, hier könne man parken.

»Da steht ein Wagen«, sagte Werner scharf. Ich hielt sofort an. Es war ein alter, hellroter Opel Corsa mit einem Ahrweiler Kennzeichen. Die rechte Tür stand sperrangelweit auf. Kein Mensch

war zu sehen.

Ich stellte meinen Motor ab, ich sagte: »Ich habe die Schnauze voll. Ich habe sie voll, weil wir wieder einmal zu spät kommen. Wie ist er auf diese Idee gekommen?«

»Aber da ist doch keiner!«, sagte Werner empört.

»Steig aus, geh ganz vorsichtig am Rand der Bäume entlang. Guck nach.«

Er stieg aus, er ging ganz vorsichtig in einem weiten Bogen an das Fahrzeug heran. Er betrachtete irgendetwas in Höhe der offen stehenden Tür, drehte sich dann wieder zu mir und nickte einfach. Dann kam er zu mir zurück.

»Es ist eine Frau«, sagte er tonlos.

»Ist sie tot?«

»Ich weiß es nicht. Natürlich ist sie tot. Sie liegt auf dem Bauch im Schlamm. Sie muss tot sein, sie muss ganz einfach.«

»Okay, dann sehe ich mal nach, dass wir keinen Fehler machen. Wie konnte er wissen, dass ich hierher fahren würde? Wie konnte er das wissen?«

»Vielleicht hat er gesehen, dass du bei Finchen warst«, murmelte Werner. »Kann ja sein, kann man nicht ausschließen.«

Ich drehte mich zu meinem Fotokoffer auf der Rückbank und nahm eine der Nikons mit dem Normalobjektiv heraus. »Ich gehe mal los.« Ich ging am Rand der Bäume entlang, ich ging ganz langsam. Ich holte einen Block aus der Tasche und notierte das Kennzeichen. Dann ging ich weiter. Es waren lächerliche zehn oder zwölf Meter, aber sie gehörten zu den langsamsten meines Lebens.

Es war eine Frau mit sehr langem, dunklem Haar. Sie lag auf dem Bauch unmittelbar neben der weit offen stehenden Tür, und ihr Kopf lag nicht auf der Seite, sondern strikt nach unten. In ihrem Genick, zwischen Haar und dünnem Pulli, verlief eine dunkelrote, fast schwarze Spur. Blut. Ihre weißen Handgelenke trugen links eine schmale, goldene Uhr an einem schwarzen Lederband und rechts eine Menge Armreifen und Lederbänder. Ihre Nägel waren dunkelrot lackiert. Sie trug Laufschuhe von NIKE, Jeans und unter dem dünnen Pulli nur ein weißes Hemd. Sie hatte sich nicht für einen Waldspaziergang angezogen, und dieser Wald hier wirkte so trostlos, dass niemand auf die Idee kommen würde, hier zu laufen. Schon gar nicht um diese Jahreszeit.

Ich fotografierte sie, ohne mich weiter zu bewegen.
Dann drehte ich mich um und ging zurück.

Wir starrten schweigend auf das Auto.

»Ich mag den Tod nicht«, sagte Werner.

»Ich werde mal telefonieren«, sagte ich. »Du kannst auf dem Handy hier Rodenstock anrufen. Falls er verlangt, wir sollen ihn abholen, dann sag einfach: Das geht nicht.«

Ich rief die Mordkommission in Trier an, und selbstverständlich hieß es: »Der Herr Oberrat ist nicht im Haus.«

»Dann geben Sie mir den Jourdienst der Kripo.«

»Wir haben keinen Jourdienst«, sagte eine Frau.

»Dann den Bereitschaftsdienst«, sagte ich »So etwas haben wir auch nicht«, sagte die Frau.

»Da wird doch wohl bei der Kripo irgendjemand erreichbar sein«, sagte ich. »Ich will einen Mord melden.«

»Das hätten Sie doch gleich sagen können«, sagte die Frau.

Nach einer Weile meldete sie sich erneut. »Ich hätte gern Ihren Namen.«

»Kriegen Sie nicht«, sagte ich. »Sie sind mir zu langsam.« Dann zu Werner: »Hast du Rodenstock

dran?«

Er reichte mir das Handy. »Hör zu, Rodenstock. Die Tote fuhr einen Opel Corsa mit dem Kennzeichen ...« Ich diktierte ihm das. »Und du musst die Mordkommission anrufen, ich komme da nicht durch. Wir sind an der B 412, von Trier kommend etwa 150 Meter vor der Einmündung der Straße nach Siebenbach. Rechter Hand. Hast du das?«

»Und wie komme ich dahin?«, bollerte er.

»Nimm dir ein Taxi«, sagte ich schroff und unterbrach die Verbindung.

»Hast du eine Ahnung?«, fragte Werner.

»Ja, eine halbe. Die Frau könnte Lily Aussem sein, eine Frau, mit der Bremm ein paar Mal schlief. Aber die Polizei wollte sie irgendwo sicher unterbringen, weil eine mögliche Gefahr bestand. Ich verstehe das nicht. Ich verstehe nicht einmal, weshalb ich an die Lily Aussem denken muss. Aber trotzdem ist das Szenario da vorne gänzlich unreal. Denn wie, und vor allem warum ist sie hierher gekommen? Sie konnte ja nicht annehmen, dass ihr Bremm begegnen würde.« Ich startete den Motor. »Ich will nicht frieren.«

»Vielleicht hat der Mörder sie irgendwie hierher gelockt?«

»Ja, ja, aber wie? Was hat er gesagt? Weshalb ist sie gekommen?«

»Wie lange müssen wir warten?«, fragte er.

»Mit Sicherheit anderthalb Stunden«, sagte ich.

»Wenn du willst, kannst du dich hinten auf die Bank legen. Das ist zwar nicht luxuriös, aber bequem genug.«

»Lieber nicht«, sagte er.

»Vielleicht ist das nicht Lily Aussem, und vielleicht hat diese Tote mit dem Fall Nürburgring gar nichts zu tun.«

»Glaubst du das im Ernst?«, fragte er.

»Es ist mir scheißegal, was ich glaube. Dieser Mörder wird immer schneller sein als wir, und er wird sich totlachen.«

»Das ist ein guter Vorschlag«, sagte er trocken.

»Sag ihm das.«

Nach einer Weile fragte er: »Hast du irgendetwas zu lesen in diesem Auto?«

»Ja, habe ich. Ein paar alte Nummern vom SPIEGEL. Die liegen hinten im Fußraum.«

Er holte sich ein paar und reichte mir eine an.

»Ich will lieber über diesen Mörder nachdenken«, wehrte ich ab. »Die Lily Aussem hat einen sehr schönen Satz gesagt, den ich nicht vergessen werde: >Eine Buchhaltung ist doch kein Puff.<« Er kicherte ganz hoch, drückte seinen Sitz zurück und begann zu blättern.

Nach zwanzig Minuten kam unter Blaulicht und ohne Sirene ein Streifenwagen, und es quietschte mächtig, als er zu spät auf die Bremse ging, um die Einfahrt in den Waldweg zu nehmen.

»Wir könnten abhauen«, sagte Werner erleichtert. »Rein theoretisch.«

Die Beamten stiegen aus und kamen an meinen Wagen. Es waren junge Beamte. »Haben Sie die Mordkommission gerufen?«

»Ja«, sagte ich. »Ich habe Oberrat Kischkewitz informiert. Wir warten seitdem hier.«

»Können wir Ihre Personalien haben?«

»Aber ja«, sagte ich und reichte ihm meinen Ausweis. »Und der andere Herr?«

»Der hat seinen Ausweis zu Hause liegen lassen«, sagte ich. »Und die tote Frau?«

»Die liegt da vorne. Die rechte Wagentür steht

offen. In dem Winkel liegt die Frau.«

Einer der beiden ging auf den Corsa zu, beugte sich weit vor, kam wieder hoch und nickte dann.

»Sie kennen diese Frau?«

»Nein. Es kann sein, dass sie Lily Aussem heißt. Buchhalterin bei der Nürburgring GmbH, Alter unbekannt, Wohnung in Bad Neuenahr. Das müsste aus dem Nummernschild hervorgehen. Die Mordkommission dürfte das Nummernschild schon haben.«

»Und wie kommen Sie auf diese Personalien?« Er war ein blonder, schlanker Typ mit hellen Augen, und jetzt war er hellwach.

»Ich recherchiere den Fall Nürburgring, ich bin Journalist. Wenn diese Frau zu diesem Nummernschild da vorne passt, dann habe ich richtig geraten.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte er. »Können Sie das erklären?«

»Es ist ganz einfach«, sagte ich und wusste, dass es nicht einfach war. »Ich kenne den Leiter Mordkommission gut, wir sind befreundet. Wenn Sie ihn auf dem Weg nach hier erwischen, wird er das bestätigen. Diese Frau sollte eigentlich in

Sicherheit sein. Das gilt natürlich nur für den Fall, dass das Nummernschild zu Lily Aussem passt. Wenn Sie das prüfen könnten, wäre ich Ihnen dankbar. Dann sehen wir etwas klarer.«

Er drehte sich ab und begann zu telefonieren. Nach etwa drei Minuten war das erledigt, und er sagte: »Ich bestätige: Das Fahrzeug ist auf eine Frau Lily Aussem zugelassen.«

»Dann hatte ich recht«, sagte ich. »Darf ich mal aussteigen?«

»Aber ja«, sagte er, noch immer voller Misstrauen. Ich stieg also aus und rief Kischkewitz über Handy. »Siggi hier. Wo seid ihr?«

»Noch auf der Autobahn. Wieso findest du Lily Aussem?«

»Das weiß ich nicht, das habe ich nur vermutet. Das Nummernschild stimmt jedenfalls.«

»Wie bist du denn auf die Idee gekommen, dorthin zu fahren?«

»Weil der Mörder gesagt hat, er habe jemanden ausgemerzt. Du hast doch das Band. Ich gebe dir einen Kollegen von dir, der erhebliche Zweifel an meiner Person hat.« Ich reichte dem Uniformierten das Handy.

Der ging zwei Schritte abseits und hörte Kischkewitz Erklärungen an. Dann gab er mir das Handy zurück und sagte: »Konnte ich ja nicht wissen.«

»Wie denn auch?«, beruhigte ich ihn. »Soll ich zehn Schritte zurücksetzen? Dann könnt ihr besser euer Plastikband ziehen.«

»Das wäre gut«, sagte er.

Ich half ihnen, das rotweiße Plastikband um viele junge Erlenstämme zu ziehen. Dann warteten wir und versuchten anfangs, so etwas wie höfliche Unterhaltung in Gang zu bringen. Das war nicht sehr erfolgreich, schließlich beschloss ich: »Mir ist es zu kalt, ich gehe in mein Auto zurück.«

So hockten wir denn zu viert in zwei Autos und bewachten die tote Lily Aussem.

»Ich habe nicht die Spur von Papieren«, sagte Werner. »Stell dir vor, die wollen wirklich meinen Ausweis sehen.«

»Dann hast du Pech gehabt, aber selbst das kriegen wir hin«, antwortete ich.

Er begann unterdrückt zu lachen. »Damals in München hättest du niemals auch nur einen Polizeibeamten gekannt. Du hättest dich strikt

geweigert, einen Bullen zu kennen. Ist dir das eigentlich klar?«

»Sehr klar«, sagte ich und musste grinsen.

Sie kamen nach genau 87 Minuten, und Kischkewitz dackelte mit seinem uralten, kackbraunen, niemals aufgeräumten Mercedes hinter ihnen her. Sie fuhren den kleinen Laster zwischen die Bäume, Kischkewitz parkte hinter mir.

Er ging an uns vorbei, wählte den gleichen Weg an den Bäumen entlang wie wir und sah sich Lily Aussem an. Dann kam er zurück, stieg bei mir ein und fragte: »Kannst du mir das erklären? Wie konntest du sie finden?«

»Konnte ich gar nicht. Ich bin zu Lenzen gefahren, dann nach Siebenbach und habe Werner etwas von Finchen erzählt. Rodenstock wird dir das berichtet haben. Ich war eine halbe Nacht bei der. Sie wohnt genau hinter diesem Waldstreifen. Und sie hat mir viel von diesem Waldweg hier erzählt, der genau auf ihr Haus zuläuft. Also sage ich es jetzt: Ich habe nie auch nur eine Sekunde lang geglaubt, ich könnte Lily Aussem hier finden. Ich habe sie nie gesehen. Ich wusste ja nicht einmal, dass sie euch

durch die Lappen gegangen ist.«

»Sie hat die kleine Wohnung ohne Absprache verlassen. Aber wir wissen nicht, warum.«

»Dann muss der Mörder sie angerufen haben«, sagte ich.

»Wahrscheinlich. Erzähl von der alten Frau«, sagte er.

Also erzählte ich, während seine Frauen und Männer alles aufbauten, Aluminiumkoffer schleppten und dabei versuchten, so schnell wie möglich zu sein, denn die Dunkelheit kam sehr rapide. Sie wirkten in der Dämmerung wie eine Schar Gespenster, die einen seltsamen, nie gesehenen Tanz aufführten, bis jemand die zwei hohen Lichtmasten an dem Laster hochkurbelte und das Licht gleißend und blendend über die Szene fiel. Die Bäume wirkten jetzt wie die Gitter eines riesigen Käfigs.

Der Erste war wie üblich der Doktor, der sich neben die Tote kniete. Wir konnten ihn nicht sehen, aber jemand brachte einen schweren Handscheinwerfer und stellte ihn so ein, dass der Mediziner Licht genug hatte.

Kischkewitz stieg aus und wollte dorthin. In der

Tür fragte er noch: »Also, wenn ich den Weg geradeaus den Hang hinauf verfolge, stoße ich auf Finchens Haus?«

»Genau«, sagte ich.

»Was treibt denn diesen Mörder?«, fragte Werner.

»Er verteidigt die ganze GmbH«, sagte ich.

»Jedenfalls sieht das so aus. Jeder, der etwas gegen die GmbH hat, kann der Nächste sein. Aber wahrscheinlich ist diese Schlussfolgerung viel zu simpel, denn dann müsste er die halbe Bevölkerung umbringen. Und Bremm passt auch nicht in dieses Bild. Ich weiß es nicht, wir werden sehen.«

Der Fotograf der Kommission schlenderte an uns vorbei und sagte: »Grüß dich, Siggi. Schau dir mal den Rücken der Frau an. Sie wurde ausgepeitscht.« Ich nahm zwei Nikons und machte mich auf den kurzen Weg.

Der Mediziner hatte den dünnen Pulli der Frau und das weiße Hemd ganz hochgeschoben. Der ganze Rücken war blutig und die Striemen einer Peitsche waren gut zu erkennen.

»Auch das noch«, sagte Kischkewitz neben mir.

»Sie hat noch gelebt, als er das mit ihr machte«,

sagte der Mediziner. »Lilo, komm mal her, ich will sie drehen.«

»Wie hat er sie getötet?«, fragte ich.

»Kopfschuss«, sagte Kischkewitz. »Genauso wie beim alten Lenzen. Das gleiche Kaliber, ich denke, die gleiche Waffe.«

Sie drehten die Frau ganz vorsichtig. Ihr Gesicht wirkte wild, so als habe sie viel Lust am Leben gehabt. Die offenen Augen sagten nichts, sie waren einfach starr und unheimlich, blinde Spiegel. Der Mund war eine Schräge, irgendwie unmenschlich.

»Nur ein Schuss von hinten seitlich über dem rechten Ohr«, sagte der Mediziner in sein Diktiergerät, und jemand hinter ihm schrieb zusätzlich mit.

»Ich kann nicht genau sagen, wie lange sie tot ist. Ich nehme aus dem Befund an, etwa gegen drei Uhr in der Nacht. Der Temperatur im Ohr und im Mund nach kann das hinkommen, sie würde dann etwa zwölf bis fünfzehn Stunden hier liegen. Der Zustand der Muskulatur sagt mir, dass diese Zeitspanne richtig ist.«

»Er hat bei mir um genau 4.11 Uhr angerufen«, sagte ich.

»Dann kann es ein«, resümierte Kischkewitz.

»Findest du irgendetwas an den Händen? Hat sie irgendetwas unter den Fingernägeln?«

»Moment, ich schaue nach.« Er holte eine Lupe aus seinem Koffer und nahm die Hände einzeln hoch. »Links nichts, rechts... warte mal, da ist etwas Erde oder Ähnliches... Genaues später. Sieht aber nicht nach einem Kampf aus.«

»Kann ich eigentlich abfahren?«, fragte ich Kischkewitz.

»Aber ja. Ich schicke dir einen vernehmenden Beamten vorbei, aber der ruft dich vorher an. Und vielen Dank.«

»Wofür denn das?«, fragte ich erstaunt.

»Das war ein Irrtum. Entschuldige«, sagte er grinsend.

Auf dem Weg zu meinem Wagen sah ich Rodenstock ankommen. Er stieg aus einem Taxi, und er sah aus, als habe er mit seinem Fahrer einen Krach gehabt. Er stapfte verbissen mit hochrotem Kopf geradeaus in den Tatort, als habe alle Welt auf ihn gewartet. Wahrscheinlich war ich der Einzige, der ein wenig Mitleid mit ihm hatte. Grotesk war, dass er strikt an mir vorbeilief,

obwohl das eine richtige Leistung war, denn zwischen ihm und mir und dem Lastwagen der Kommission gab es einen nur zwei Meter breiten Korridor.

Dann sah ich die Zuschauer.

Wahrscheinlich war die geheimnisvolle Tote also schon im Internet aufgetaucht. Der Streifenwagen war gesehen worden, und das machte immer neugierig. Es waren neun PKW, die am Straßenrand geparkt standen.

Also lief ich auf die Straße und hielt nach ihm Ausschau, und ich fand ihn nach ein paar Metern.

Er hockte hinter dem Steuerrad und hatte tatsächlich ein kleines Fernglas vor den Augen.

Ich riss seine Beifahrertür auf und sagte: »Sieh an, der Kurt Wegemann!« Dann wollte ich mich setzen, aber das ging nicht. Der Sitz war belegt mit allem möglichen Krimskrams.

»Oh«, sagte er hastig. »Entschuldigung!«, und begann den Kram von vorne nach hinten zu werfen.

Dann stieg ich ein und fragte: »Wann hat denn des Internet diesen Mord gemeldet?«

»Das weiß ich nicht«, sagte er leicht verlegen.

»Jedenfalls so gegen den Nachmittag hin, würde ich sagen. Ich habe nicht auf die Uhrzeiten geachtet. Macht man ja nicht immer. Ein Polizist aus Adenau hat einen Sohn, der immer sofort im Netz ist, wenn so etwas passiert. Er nennt sich Bronco. Jedenfalls wird das so in der Szene hier erzählt.« Er machte eine kurze Pause, die Spitze seiner Zunge erschien zwischen den Lippen und spielte daran herum. »Das soll eine schreckliche Frau gewesen sein.«

»Was machte sie denn so schrecklich?«

»Sie hat die Nürburgring GmbH erpressen wollen. Hat natürlich nicht geklappt, weil Herr Bremm sofort begriffen hat, dass sie einfach eine miese Tour reiten wollte. Er hat sie dann fristlos gefeuert.«

»Kann ich das auch im Internet nachlesen?«

»Glaube ich nicht«, sagte er. »So was kann man ja nicht veröffentlichen.«

»Wie ist denn diese Erpressung gelaufen?«

»Also, diese Frau war Buchhalterin bei der GmbH. Das habe ich jedenfalls gelesen.«

»Wie heißt sie denn?«, wollte ich wissen.

»Eine gewisse Lily Aussem«, erklärte er sehr

ernsthaft. »Sie soll aus Bad Neuenahr sein. Und sie hat gesagt, kein Chef dürfe in ihrer Buchhaltung irgendetwas bestimmen oder so ähnlich. Und Herr Bremm hat gesagt: Wieso denn das? Ich bin der Chef hier.«

»Und die Erpressung?«, fragte ich.

»Sie hat gesagt, also das wird erzählt, dann hätte sie gerne 50.000, damit sie ein für allemal den Mund hält. Sonst zeigt sie die GmbH wegen falscher Buchführung an. So wird das erzählt.«

»Wer erzählt denn das?«

»Das hört man so von vielen Seiten. Meine Mutter hat das auch gehört.«

»Wie geht es denn Ihrer Mutter? Sie sah ja ganz erschöpft aus. Das Putzfrauendasein ist ja wohl nichts als harte Arbeit.«

»Gut geht es ihr, sage ich mal. Wir brauchen den Job, und sie arbeitet gerne hart, sie hat das ihr ganzes Leben lang so gemacht. Sie stammt von einem Bauernhof.« Er sprach ganz versunken von seiner Mutter, und es war offensichtlich, dass er sie liebte.

Mir fiel auf, dass er muffig roch, wie abgestandene Kneipe, wie selten gewaschen, wie wochenlang

nicht geduscht.

»Wann gehen Sie denn wieder ins Studium nach Köln? Philosophie war das Fach, wenn ich mich recht erinnere.«

»Ja, genau«, sagte er.

»Was macht man denn heute, wenn man ein Philosophiestudium abschließt?«

»Ich könnte dann Journalismus machen. Also, zum Beispiel Kultur-Redaktionen in den Rundfunkanstalten, aber auch Fernseh-Redaktionen. Ich glaube, das würde passen, und das wäre auch sehr interessant. Glauben Sie, ich könnte die Tote, also, ich könnte die sehen?«

»Warum wollen Sie das?«

»Weil ich sie ansehen möchte«, erwiderte er.

»Bringt Ihnen das etwas? Ich meine, warum wollen Sie eine tote Frau ansehen? Sie wurde erschossen. Und sie wurde vorher ausgepeitscht. Wahrscheinlich eine Bestrafung, nehme ich an. Also, warum wollen Sie das?«

»Ich kannte sie ja nicht«, sagt er. »Aber mich interessiert so eine Mordkommission, wie die arbeitet, auf was die achten muss und so.«

»Das geht wirklich nicht«, sagte ich. »Die Leute

können Ihnen bei ihrer Arbeit keine Auskünfte geben. Da kann niemand in einem Tatort herumspazieren.«

Dann starrte er auf seiner Seite aus dem Auto und fragte unvermittelt: »Glauben Sie, Sie könnten mir ein Foto von dieser Frau überlassen?«

»Was wollen Sie denn mit dem Foto einer ermordeten Frau?«

»Ich will es mir nur ansehen. Vielleicht in einen Rahmen kleben, damit man das nicht vergisst.« Er machte eine Pause. »Aber natürlich kann ich Ihnen das Foto auch bezahlen. Vielleicht könnten Sie mir ein Foto von Herrn Bremm und ein Foto von dieser Frau hier verkaufen. Ich meine, falls das nicht zu teuer ist.«

»Das geht wirklich nicht«, sagte ich. »Ich kann die Rechte an meinen Fotos nicht beliebig ausweiten. Vielleicht später, wenn der Fall abgeschlossen ist.«

»Wann könnte denn der Fall abgeschlossen sein?«

»Wenn wir wissen, wer die Personen tötete.«

»Ich muss gleich meine Mutter anrufen«, sagte er unvermittelt, als sei ihm das gerade eingefallen.

»Machen Sie es gut«, sagte ich und stieg aus.

Der Tatort in den Bäumen sah aus wie eine große

Bühne, auf der ein Schauspiel ablief, das niemand durchschauen konnte.

Ich ging zu Kischkewitz. »Kannst du Rodenstock mitnehmen? Ich fahre jetzt.«

»Natürlich«, antwortete er. Nach ein paar Sekunden setzte er hinzu: »Die Tonspezialisten glauben übrigens, dass dein Mörder einen der ältesten Tricks benutzte, um seine Stimme zu verschleiern. Sie sagen: Wahrscheinlich steckte er sich irgendetwas in den Mund. Ein Kieselsteinchen zum Beispiel oder eine Murmel oder auch eine Rolle aus Mull. Das verändert die Sprache enorm. Wenn sie es sauber herausfiltern können, führen wir dir die Stimme noch einmal vor.«

»Ja. Gut. Und pass bitte auf Rodenstock auf. Ich glaube, er schont sich nicht, er achtet nicht auf sich, er rennt herum und spielt ununterbrochen den wilden Mann.«

Kischkewitz nickte stumm.

»Wir hauen ab«, sagte ich zu Werner. »Hier können wir nichts mehr erfahren.«

»Aber irgendwie muss es doch weitergehen«, bemerkte er.

»Es geht auch weiter, verlass dich darauf. Wir

brauchen jetzt zwei Frauen: Die ältere Buchhalterin der GmbH und die Sekretärin von Claudio Bremm, die laut Mordkommission nichts sagt, weil sie nichts weiß.«

18. Kapitel

»Wo genau hast du denn diese Schmerzen?«, fragte ich ihn auf dem Weg nach Hause. »Das ist unterschiedlich«, gab er Auskunft. »Mal meine ich, es ist der Magen, dann wieder irgendwo rechts oder links hinten an den Nieren, dann vorne rechts, als wäre es die Leber, dann oben rechts, als hätte ich etwas an der Lunge. Aber ich denke, ich habe jahrelang auf der Straße gelebt und werde nun zur Kasse gebeten.«

»Du solltest einfach meine Ärztin anlaufen«, riet ich. »Man müsste vielleicht auch mal einen Blutstatus machen.«

»Ja, ja«, nickte er matt, hatte aber wohl kein Interesse daran, irgendetwas über seinen Körper zu erfahren.

Es war schon wieder früher Abend geworden, als wir an meinem Haus ankamen, die Tage drifteten

sehr schnell dahin.

»Und jetzt?«, fragte Werner.

»Jetzt muss ich eine Frau treffen, deren Ehemann bei mir gewesen ist. An dem Tag, als ich mit Sidney in Cochem gesprochen habe. Sie heißt Ruth Granmeier, und sie ist samt Ehemann irgendwo von der Polizei untergebracht worden. Sie wird dort sein, wo auch Lily Aussem war, bevor die sich heimlich abseilte und in ihren Tod lief. Aber erst einmal will ich unter allen Umständen Kartoffelbrei mit Spiegeleiern essen und ein paar Mal tief durchatmen.«

»Kartoffelpüh kann ich«, sagte er.

»Du bist nicht mein Koch«, sagte ich warnend.

»Nein«, nickte er, »bin ich nicht. Macht mir aber manchmal Spaß.«

»Was glaubst du, wirst du eines Tages mal wieder so etwas wie ein normaler Bürger sein, der seinen Geschäften nachgeht und heimlich nach geilen Weibern schaut?«

Er sah mich ganz verblüfft an, als sei die Idee vollkommen abwegig. »Das habe ich nicht gedacht.« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe zu viele Jahre auf Trebe verbracht, ich war sehr lange

auf der Straße. Da denkt man an so etwas nur ganz verschämt, nur ein paar Sekunden lang. Wenn du frierst oder Hunger hast - oder beides gleichzeitig. Ich weiß einfach nicht, wo ich in Zukunft sein werde, und ich weiß nicht, was ich sein werde. Streng genommen weiß ich nicht einmal, ob ich eine Zukunft habe. Ich bin auf jeden Fall ein auslaufendes Modell.«

»Das war jetzt aber eine schöne Rede«, murmelte ich. »Wo warst du denn zuletzt gemeldet?«

»Vor sechs Jahren in München als jemand, der ohne festen Wohnsitz lebte. Mit dem Papier käme ich heute aber nicht weit. Denn das Papier musst du eigentlich jedes Jahr abstempeln lassen, und das habe ich nicht gemacht. Also, mich gibt es nicht.«

»Hast du das Papier nicht mehr?«

»Nein. Habe ich irgendwo im kalten Buffet liegen lassen.«

»Wo, bitte?«

»Irgendwo in einer Mülltonne«, erklärte er mit schmalem Lächeln. »Und jetzt mache ich Kartoffelpüh.«

Ich versuchte, Albert Granmeier zu erreichen, hatte aber kein Glück, weil er sein Handy nicht

eingeschaltet hatte. Also sprach ich ihm eine Botschaft auf, er möge mich anrufen, zu jeder Zeit, Tag oder Nacht. Es sei wirklich dringend.

Dann rief ich Gabi an, ich war es leid, vom normalen Leben ausgeschlossen zu sein. »Der Baumeister hier. Wo treibst du dich herum?«

»Ich bin bei einer Freundin in Daun, wir hocken zusammen und schwätzen über alte Zeiten. Wir wollten zusammen essen gehen, erinnere ich mich.«

»Das ist richtig. Ich kriege gleich Kartoffelbrei mit Spiegeleiern. Kann ich dir etwas davon anbieten?«

»Das nehme ich dankend an. In einer halben Stunde. Ist das okay?«

Ich sagte ihr, es sei okay, und ich freute mich auf sie. Es wurde dringend Zeit, irgendeine Art von Privatleben zu entwickeln.

Ich ging zu Werner in die Küche und sah ihm zu, wie er das Abendessen zubereitete.

»Gabi besucht mich gleich.«

»Das ist eine sehr gute Idee«, murmelte er. »Ich bin sowieso todmüde. Ich serviere euch das himmlische Manna, und dann bin ich verschwunden. Ich frage mich schon die ganze

Zeit, wie du das alles bei so wenig Schlaf aushältst.«

»Das ist das Adrenalin«, antwortete ich. »Und wenn das ausfällt, wirst du ohnmächtig.«

Er drehte sich zu mir herum und fragte: »Wenn du wieder losziehst, nimmst du mich mit?«

»Ich nehme dich mit. Versprochen.«

»Wir sollten auch mit Rodenstock reden«, sagte er nachdenklich. »Ich meine rein freundschaftlich. Ich denke, er hat sich isoliert, er hat sich eingegraben. Und wenn du mich fragst: Er ist ein guter Typ.«

»Ja, das ist er. Nicht nur er hat sich eingebuddelt, sondern auch die GmbH. Sie wittern seit Jahren Kritik, sie können damit nicht umgehen, sie haben Spezialisten in der Nachbarschaft sitzen und sehen die nicht. Und sie buddeln sich mit ihren Millionen ein, wie Leute in einem Bunker.«

Es war wie ein Wunder, Ruhe überkam mich. Ich musste jetzt nicht mehr hetzen, ich musste nicht jeden Tag erneute Alarmzahlen von der GmbH entgegennehmen wie meine tägliche Nahrung. Ich hatte Mörder zu suchen - und vielleicht zu finden. Gabi rollte auf meinen Hof, und ich stellte mich in

die Haustür und tönte: »Das ist sehr gut, dich hier zu sehen. Und kein Wort über den Ring!«

»Kein Wort!« Sie grinste spitzbübisch und setzte hinzu: »Wir beide sind ja auch ein großes Thema!«

»Größer als der Nürburgring«, sagte ich. »Mein Name ist Baumeister, und ich weiß von nichts.«

Sie roch sehr gut. Im Wohnzimmer fragte sie:

»Wer hat denn die Kerzen angezündet?«

»Ich«, sagte Werner. »Ich bin ein Lichtbringer.« Er fuhrwerkte mit Geschirr herum, verteilte Teller, Gabeln, Servietten und Ähnliches.

»Es gibt sogar Pudding«, seufzte Gabi.

»Vanille mit Roter Grütze«, sagte Werner. »Wer hat schon so was Edles?« Er eilte in die Küche, kam mit Schüsseln wieder, stellte sie auf den Tisch und murmelte dann: »Ich wünsche euch einen schönen Abend!« Dann schloss er die Tür und war verschwunden.

»Ja, dann«, sagte ich.

»Ja, dann«, sagte sie.

Es fing nicht sehr verheißungsvoll an, weil ich versuchte, ihr zwei Spiegeleier gleichzeitig auf ihren Teller zu tun, wobei die Eier vom Schieber rutschten und mit dem Gesicht nach unten auf der

blütenweißen Tischdecke landeten. Rein farblich betrachtet entstand eine durchaus eindrucksvolle Collage, aber keiner von uns war gewillt, die Spiegeleier von der Tischdecke zu kratzen.

»Es ist ja auch nicht so wichtig«, flüsterte sie beruhigend.

»Das ist richtig«, nickte ich. »Wo waren wir stehen geblieben?«

»Bei einem Spiegelei für mich, bitte«, murmelte sie leicht verlegen.

Es gelang mir, ihr ein Spiegelei unversehrt zuzuteilen, es gelang mir sogar, mir ein weiteres auf den Teller zu tun. Das Austeilen des Kartoffelbreis war wesentlich einfacher und ging mir glatt von der Hand.

»Jetzt fragt man sich doch, wie das weitergeht«, bemerkte sie mit vollem Mund.

»Es ist ein Elend, angeblich erwachsen zu sein«, sagte ich.

Sie sah mich an und äußerte: »Es ist wichtig, die Lücke zwischen uns zu schließen.«

»Dann müssten wir aber unser Essen verlassen.«

»Dann tun wir das doch einfach«, beschloss sie. Sie stand auf, sie kam um den Tisch herum, sie

versuchte, sich auf meinen Schoß zu setzen. Das misslang, weil ich ihr zunächst nicht genug Platz bot. Dann versuchte ich, Platz zu schaffen. Ich stand also halb auf, wollte meinen Stuhl irgendwie rückwärts bewegen, kam aber nicht dazu, weil sie erstaunlich schnell und zielsicher an meinen Jeans herumfummelte und den Gürtel öffnen wollte. »Vielleicht wäre es gut, mir zu helfen«, bemerkte sie sehr sachlich.

»Dann tue ich das doch mal!«, entschied ich. »Ich weiß gar nicht mehr, wie Liebe geht. Kann man das verlernen?«

»Niemals!«, sagte sie und hatte ein ganz weißes Gesicht.

Unter dem raschen Verlust einzelner, unnötiger Kleidungsstücke bewegten wir uns auf meine Wohnlandschaft zu, und ich erinnere mich daran, dass ich sagte, sie sei eine wunderbare Frau. Ich erinnere mich auch daran, dass sie scheinbar erbost feststellte: »Nun rede doch nicht so viel!«

Dann setzt meine Erinnerung vollkommen aus, bis auf eine ihrer Bemerkungen, ich könne mir doch wohl verdammt gut vorstellen, was sie eigentlich in meinem Hause wolle. »Dich, mein Lieber,

dich!«

Ich kann mich auch deutlich daran erinnern, dass wir etwa anderthalb Stunden später die letzten Spiegeleier und den eiskalten Kartoffelbrei probierten und dann zum Vanillepudding mit Roter Grütze wechselten. Einhellig waren wir der Meinung, Werner sei ein fantastischer Koch.

Dann entdeckten wir, dass ich vergessen hatte, die Vorhänge zuzuziehen. Wir schlossen also die Öffentlichkeit aus, und wir stellten uns kichernd vor, der Ortsbürgermeister habe die ganze Zeit draußen gestanden und zu seinem Bedauern keine Möglichkeit gesehen, sich uns anzuschließen.

»Der Arme!«, sagte Gabi voller Inbrunst.

»Ich liebe dich«, sagte ich.

»Sei vorsichtig«, wehrte sie hastig ab. »Das können wir immer noch entscheiden.«

»Du bist eine kluge Frau!«, stimmte ich zu.

»Ich würde es ja wollen«, entschied sie nach einer langen Pause. »Aber ich weiß nicht, ob ich so viel Glück ertragen könnte.«

Es war Mitternacht, als das Telefon in unser Glück platzte.

»Hier ist KHK Krause«, sagte jemand dröhnend.
»Sie sagten, es sei dringend und unabhängig von der Zeit. Da ich von Herrn Oberrat Kischkewitz die Genehmigung bekommen habe, das Treffen zu erlauben, möchte ich im Namen Ihrer Zielperson vorschlagen, dass Sie jetzt nach Adenau fahren und mich im Zentrum erneut anrufen. Haben Sie etwas zu schreiben?«

»Ja, ja«, stotterte ich. Ich versuchte der Reihe nach vier Kugelschreiber, keiner funktionierte. Dann schrieb ich die Nummer mit einem Bleistift auf.

»Wenn Sie im Zentrum Adenaus sind, melden Sie sich«, schloss er. »Bis gleich!«

»Ich muss sofort nach Adenau«, sagte ich in die Stille.

»Etwa jetzt?«

»Jetzt.«

»Das müssen wir später aber ändern«, befand sie nach kurzem Nachdenken. »Was sage ich bloß meiner Mutter, wenn ich gleich heimkomme?«

»Sag ihr, du bist einem Lüstling in die Hände gefallen.«

»Das würde sie umbringen. Außerdem wird sie dich an mir riechen.«

»Dann geh ins Bad zum Duschen, und präsentier dich deiner Mutter jungfräulich.«

Sie sammelte ihre Kleidungsstücke ein. »Meine Mutter ist so pingelig«, betonte sie ruhelos. »Ich denke, ich bleibe.«

»Jetzt übertreibst du aber«, bemerkte ich. »Vielleicht riecht deine Mutter mich an dir ja gerne.«

»Lüstling!«, sagte sie. Dann strahlte sie. »Das mit deiner Zunge war aber sehr schön.«

»Keine Einzelheiten!«, wehrte ich mich. »Ich bin sehr froh, dass es dich gibt.«

Der Rest vollzog sich in höchster Eile. Gabi ging die Treppe hinauf und verkroch sich in meinem Bett, nicht ohne vorher eng an mich gepresst zu betonen, das Leben mit mir zusammen sei entschieden fröhlicher.

19. Kapitel

Ich weckte, wie abgemacht, Werner und versuchte anschließend, mich irgendwie einzukleiden. Ich schaffte das relativ gut, bis auf zwei verschiedenfarbige Socken, was ich aber nicht

mehr korrigierte.

»Das Leben hat mich wieder«, teilte ich Werner im Wagen mit. »Gabi liegt in meinem Bett.«

»Meinen herzlichen Glückwunsch!«, entgegnete er. »Und was genau wollen wir jetzt von der Menschheit?«

Ich erklärte es ihm so gut ich konnte, während ich mit Vollgas durch den Regen steuerte.

»Falls wir diese Menschen im Laufe der Nacht erreichen«, setzte er dann trocken hinzu, nachdem ich geendet hatte.

Als wir das Zentrum von Adenau erreichten, fuhr ich bei den Bushaltestellen rechts ran und meldete mich dann wie vereinbart bei Kriminalhauptkommissar Krause. »Ich bin da«, stellte ich fest.

»Dann lassen Sie den Wagen dort stehen«, befahl er knapp. »Steigen Sie aus und gehen Sie nach links über die Fahrbahn zu dem schmalen Haus, das Sie dort sehen.«

»Okay«, sagte ich.

Wir gingen ganz langsam, überquerten die Fahrbahn und standen dann vor dem schmalen Haus, das Krause beschrieben hatte.

»Oberste Klingel«, ordnete er an. Auf der Klingel stand kein Name.

Ich schellte, jemand drückte auf den Türöffner. »Kommen Sie ganz nach oben«, sagte er durchs Handy. Wir stiegen also die Treppe hinauf, und es klang mörderisch laut. Die hölzerne Treppe dröhnte wie eine Trommel.

Auf dem obersten Treppenabsatz erwartete uns ein kleiner, korpulenter Mann, vielleicht sechzig Jahre alt. »Herzlich willkommen«, sagte er und erklärte dann: »Entschuldigen Sie die umständliche Methode, aber nachdem wir schon eine Zeugin verloren haben, wollten wir jetzt ganz sicher gehen.«

»Wie konnte das mit Lily Aussem denn geschehen?«

»Wir hatten vereinbart, dass sie jeden Außenkontakt vermeidet. Dann hat sie einen Anruf bekommen und uns das verschwiegen. Dann ist sie die Treppe hinuntergegangen und ist verschwunden. Leider. Treten Sie ein.«

Wir gingen in eine kleine Wohnung hinein, geradeaus in ein kleines Wohnzimmer mit schrägen Wänden.

»Nehmen Sie Platz«, sagte Krause. »Kann ich erfahren, was Sie von Frau Granmeier wollen?«

»Sie ist wahrscheinlich im Besitz einiger Wahrheiten«, sagte ich. »Möglich, dass sie das gar nicht weiß. Wir müssen es einfach versuchen.«

»Ich werde bei dem Gespräch dabei sein. Absprache mit Oberrat Kischkewitz. Ich denke, Sie haben Verständnis. Und haben Sie etwas dagegen, wenn der Ehemann dabei ist? Ich habe allen Grund zu der Annahme, dass Frau Granmeier auch offener ist, wenn Menschen um sie herum sind, denen sie vertraut.«

»Das ist sicher richtig, dann sollten wir alle dabei sein.«

Sie kamen also, sie kamen wie eine geschlagene Truppe, er verlegen voran, sie mit gesenktem Kopf hinter ihm.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Frau Granmeier, Sie brauchen keinerlei Befürchtungen zu hegen. Wenn Sie wollen, dass wir nie hier waren, so halten wir uns daran. Es wird auch nichts veröffentlicht, was Sie vorher nicht ausführlich geprüft haben. Der plötzliche Tod Ihrer Kollegin Lily Aussem zwingt uns dazu, sehr strikt zu denken. Wir können also

nicht ausschließen, dass dieser Mörder auch Sie töten will. Es macht keinen Sinn, sich darüber etwas vorzumachen. Wir haben keine Aufnahmegeräte bei uns, wir machen auch keine Fotos von Ihnen, aber wir verlangen mit einer bestimmten Festigkeit, dass Sie uns alles sagen, was uns wichtig erscheint. Ist Ihnen das klar?»

»Ja«, sagte sie in die Stille, hob aber nicht den Kopf und sah auch niemanden an. Stattdessen versuchte sie, ihre Schachtel Lucky Strike genau parallel zum Tischrand zu legen und das Einwegfeuerzeug parallel zu der Zigarettenschachtel. Sie schob die Schachtel und das Feuerzeug immer um Millimeter in eine andere Richtung. War die Parallelage erreicht, begann sie von vorne. Ihre Finger zitterten nicht.

Der Kriminalist bemerkte ruhig: »Wir haben die Erlaubnis des behandelnden Arztes, bei hohen Erregungszuständen eine Valium zu geben. Ich persönlich würde sagen, dass Frau Granmeier krank ist und sehr behutsam behandelt werden sollte.«

»Das ist eine klare Basis«, sagte ich. »Wie fühlen Sie sich?«

»Nicht gut«, sagte sie. Ihre Stimme war merkwürdig tonlos.

Sie war knapp über fünfzig, sie trug ihre dunklen Haare straff über den Kopf nach hinten gezogen, sie waren im Nacken mit einer sehr dezenten, hölzernen Schnalle in einen Zopf gefasst. An dieser Stelle war ihr Hals deutlich zu sehen, und ich dachte an den Hals von Lily Aussem, an dem das Blut heruntergelaufen war.

Ihre randlose Brille machte ihr Gesicht sehr hart und sachlich. Sie war sehr stark geschminkt, die Schminke war getrocknet und hatte jede Kontur verloren, sodass das Gesicht geradezu unglaublich alt wirkte. Jede Falte wie eine kleine Schlucht. Sie trug eine weiße Bluse und darüber einen einfachen, roten Pulli mit einem V-Ausschnitt. Ihr dunkelblauer Rock ging weit über die Knie und wirkte ein wenig so, als müsse sie sich schützen.

»Sobald Sie sich nicht mehr mit uns unterhalten wollen, sagen Sie es einfach, und wir hören sofort auf. Ich schlage vor, ich frage Sie, und die anderen schweigen zunächst. Ist das für Sie in Ordnung?«

Wieder das tonlose: »Ja!«

»Bei einigen Fragen, die ich Ihnen stelle, werden

Sie erstaunt sein, wie ich darauf komme. Aber es geht eigentlich immer nur um unsere menschlichen Erfahrungen. Ich zum Beispiel bin frisch verliebt und habe mich eben von der Frau trennen müssen, die jetzt allein in meinem Bett liegt. Ich will sagen: Um derart ganz einfache Dinge wird es gehen.«

Sie hob ihren Kopf und lächelte ganz vorsichtig.
»Ja«, sagte sie wieder.

»Gott sei Dank ist Ihr Mann zu mir gekommen und hat mir von den Drohungen gegen Sie berichtet. Und er hat auch erzählt, dass Sie darüber ganz elend krank wurden. Das wäre vermutlich jedem in diesem Raum genauso gegangen. Es ist also nichts Erstaunliches, dass Ihr Körper so heftig reagiert hat. Sie haben Lily Aussem vermutlich sehr gern gehabt.«

»Ja«, hauchte sie.

»Warum denn eigentlich?«

»Sie war so ... sie war so mädchenhaft, so frech. Sie konnte sich über viele Dinge aufregen, die ich nicht aufregend fand. Sie war ein bisschen so wie meine ältere Tochter.« Sie hatte die Augen geschlossen und sie lächelte ein wenig.

»Ich nehme an, dass Sie die meisten Aussagen

Ihrer Freundin Lily Aussem vor der Mordkommission, aber auch vor Ihrem Mann nicht wiederholt haben, weil Sie glaubten, Sie hätten kein Recht dazu. Ist das so?«

»Ja.«

»Frau Granmeier, wir suchen einen Mörder, und wir müssen ihn unbedingt finden, ehe er die Möglichkeit bekommt, erneut einen Menschen zu töten. Meine erste Frage an Sie lautet: Wie oft hat Lily Aussem mit Claudio Bremm geschlafen?«

Sie spielte wieder mit der Lucky-Strike-Packung und dem Feuerzeug herum, sie antwortete:

»Dauernd.«

»Das haben Sie der Mordkommission und Ihrem Mann nicht erzählt, nehme ich an.«

»Nein, das habe ich verschwiegen. Das ging ja nur die Lily an, darüber kann ich nicht so einfach mit anderen sprechen, eigentlich. Aber jetzt, nach ihrem Tod, ist das etwas anderes, das verstehe ich schon ...«

KHK Krause bemerkte sanft: »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mir Notizen mache?«

»Nein«, sagte sie. Dann griff sie nach rechts zu den Händen ihres Mannes und atmete sehr tief und

erleichtert.

»Erlauben Sie mir eine Frage bezüglich Ihrer buchhalterischen Tätigkeit. Sie stellten also dauernd fest, dass andere, unter anderem Ihre Vorgesetzten, immer in Ihre Buchhaltung eingriffen, Sie davon aber nicht informierten. Wie sahen dann Ihre Schwierigkeiten aus?«

Jetzt war sie auf ihrem eigenen Gebiet, jetzt fühlte sie sich sicher, jetzt antwortete sie ohne Umschweife: »Es verdarb meine Arbeit, es war so, dass ... dass es auf mich so wirkte, als hätte jemand einen halb verfaulten Apfel unter alle meinen frischen Äpfel gelegt. Das würde zu Folge haben, dass alle meine Äpfel faulten. Und zuletzt waren alle Äpfel faul. Da stimmte ja nichts mehr, da war jede Zahl entweder falsch oder zumindest nicht nachgeprüft und auch nicht von irgendeinem Vorgesetzten abgezeichnet.«

»Was bekamen Sie zur Antwort, wenn Sie den Hauptgeschäftsführer Bernard Walterscheid darauf aufmerksam machten?«

»Also, die Antworten waren meist muffig und unfreundlich. Er schnauzte herum, dass er doch wohl das Recht habe, Zahlungsvorgänge, die er

später sowieso bestätigen müsse, in meine Listen einzugeben. Ich sagte: Das geht aber nicht. Und einmal habe ich ihm gesagt, er hätte schließlich keine Ahnung von Buchhaltung.«

»Was erwiderte er da?«

»Er tobte, das sei eine Unverschämtheit! Aber da gab es ja in anderen Abteilungen ganz andere Sachen.«

»Kann ich ein Beispiel haben?«

»Ja, ja, warum nicht? Also, da kamen die Architekten und wollten Kleinigkeiten absprechen, irgendwelche Einzelheiten vom Bau. Da war ich normalerweise nicht im Raum, aber es passierte halt, dass ich dort hinein musste, um wichtige Unterlagen zurückzulegen. Da wurde Herrn Walterscheids Plan besprochen, eine Wohnung für ihn mit einem eigenen Aufzug einzubauen. Einer der Architekten sagte, dass man dazu aber ausführliche Zeichnungen für die Bauleiter machen müsse, und außerdem ausführliche Angaben zu der Baumasse und den Besonderheiten eines eigenen Aufzugs. Dann stand er auf, dass sein Stuhl umfiel und schrie: >So eine Scheiße! So eine Unverschämtheit! Bauen Sie das einfach !< Er war

ja ein Choleriker, er war ein ganz schlimmer Choleriker. Und ich hatte bei den Bauunterlagen plötzlich mit Einzelbuchungen zu tun, die mit den Architektenangaben und den Angaben der Bauleitung nichts zu tun hatten. Ich wusste zwar, es ging um seine private Wohnung und seinen privaten Lift, aber buchen konnte ich das nicht. Also buchte ich in eine eigene Rubrik *Appartement Walterscheid*. Am nächsten Tag schon hatte er das umgebucht, es tauchte nicht mehr auf, es war ganz einfach Teil des Gesamtbaus, irgendwie verschwunden.« Sie knetete die Hände ihres Mannes, ihre Hände verloren sich in den seinen, wie kleine Vögel in einem Käfig.

»Haben Sie irgendeine Vorstellung, was das alles kostete?«

»Oh ja, natürlich. Insgesamt waren das immerhin eine viertel Million Euro. Ohne den Aufzug, meine ich.«

»Sagen Sie, was haben Sie gedacht, wenn so etwas rein Persönliches plötzlich eine sehr große, fast riesenhafte Bedeutung bekam?«

»Na ja, ich habe gedacht, was die Meisten dachten.

Das war größtenwahnsinnig. Ich meine, warum braucht ein Mann, der eigentlich vom Land bezahlt wird, eine eigene Wohnung mit eigenem Lift? Wenn er das privat für sich baut, dann ist das seine Angelegenheit, aber wir gingen doch mit öffentlichen Mitteln um. Das waren doch damals einwandfrei Steuergelder, und ich musste dauernd an den Landesrechnungshof denken, der mich eines Tages fragen würde: >Sagen Sie mal, Frau Granmeier, was haben Sie sich dabei gedacht?<«

»Mich würde interessieren, was die Nürburgring GmbH dem ehemaligen Tennisstar für seine Rolle als Botschafter des Nürburgrings bezahlt hat, dem Bobbele. Ich will es wissen, weil es stark unterschiedliche Angaben gibt.«

»Also, der Aufsichtsrat hat meines Wissens nach 250.000 Euro bewilligt. Für acht Auftritte dieses Herrn pro Jahr. Gezahlt worden sind ihm aber 500.000 Euro. Auch da gab es wieder Krach, weil ich moniert hatte, dass ich von einer halben Million gar nichts wisse, und dass es keine Unterlage des Aufsichtsrates über diese Summe gebe. Da schrie Herr Walterscheid: >Das geht Sie auch einen Scheißdreck an!< Es ist wohl gebucht

worden mit einer viertel Million, eigentlich hätte ich also bewusst die Öffentlichkeit getäuscht. Irgendwann wurde das zu viel, irgendwann verlor ich auch die Übersicht. Die vielen Beraterhonorare zum Beispiel haben uns ganz verrückt gemacht. Und Lily hat schon bald gesagt: Das mache ich nicht mehr mit, das ist ja ein Sumpf hier. Und sie hat auch gesagt, irgendwann heuern sie einen Berater für besonders schöne Beischlaf-Übungen an.« Sie gluckste leise vor Lachen, es klang sehr erleichtert.

»Dann machen wir hier mal eine Pause«, sagte ich gemütlich. »Und ich denke, wir können alle einen starken Kaffee gebrauchen.«

»Den mache ich schnell!«, sagte sie, stand auf und ging hinaus.

Ihr Mann murmelte: »Das alles regt sie schrecklich auf.«

»Das würde jeden aufregen«, sagte KHK Krause. »Da können Sie ganz sicher sein.«

»Was ist mit dem Handy der Lily Aussem?«, fragte ich.

»Wir haben es nicht gefunden«, antwortete Krause. »Natürlich nicht. Der Mörder wird es zerstört und

weggeworfen haben.«

»Wie ist das Verschwinden der Frau denn abgelaufen?«, fragte ich.

»Also, sie war hier untergebracht«, murmelte Krause. »Es war ausgemacht, sie geht ans Handy, wenn es klingelt, aber sie sagt mir dann sofort Bescheid, nennt Namen und Nummern. Wir haben hier gesessen, und sie hat spätabends gesagt, sie würde sich unten noch Zigaretten ziehen. Da ist ein Automat. Sie muss also irgendwann einen Anruf bekommen haben und dann gegangen sein. Aber wir wissen nicht, wann das war. Und sie hat nicht einmal ihren Wintermantel angezogen, obwohl es doch so kalt war. Daraus schließe ich, dass sie von jemandem angerufen wurde, der vorgab, sie nur kurz treffen zu wollen.«

»Hatte sie ihren Wagen hier?«

»Nein. Der stand nach wie vor in der Nähe ihrer Wohnung in Bad Neuenahr. Ich habe sie mit meinem Wagen und ihrem Gepäck hierher gebracht. Es muss sie jemand abgeholt haben. Und zwar in ihrem Auto. Das steht nämlich nicht mehr in Bad Neuenahr.«

»Was machte sie für einen Eindruck?«

»Sie ist eine freche Frau mit frechen Sprüchen gewesen, richtig erfrischend. Ja, und natürlich auch mutig. Selbstverständlich hatte sie auch Angst, aber sie ging dagegen an, sie sprach ganz offen darüber.«

»Ich sage mal, sie war wohl mutiger als meine Frau«, sagte Granmeier nachdenklich.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte ich. »Sie waren beide sehr mutig. Schließlich haben beide gegen die GmbH gesiegt. Und natürlich fragt man, was daraus noch alles wird, wenn im Zuge der Neugestaltung die alte Buchführung untersucht werden muss. Ist das Zimmer von Lily Aussem schon durchsucht worden?«

»Ja, von unseren Spezialisten. Nichts entdeckt, was für uns von Wert sein könnte.«

»Kann ich trotzdem gleich noch einen Blick hineinwerfen?«

»Selbstverständlich«, sagte der Kriminalist. »Ist ausdrücklich erlaubt.«

Ruth Granmeier brachte eine große Kanne Kaffee, und sie wirkte in ihren Bewegungen selbstsicherer als noch zu Anfang des Gesprächs. Sie ging freier, sie bewegte sich gelöster, selbstbewusster.

Eine Weile sprachen wir über Alltägliches, ehe ich den Faden wieder aufnahm. »Frau Granmeier, wir müssen jetzt dieses heiße Eisen anfassen, das eng mit dem toten Herrn Bremm verwoben ist. Wir tun es nicht deshalb, weil wir durch ein Schlüsselloch gucken wollen, wir tun es deswegen, weil wir vermuten, dass Sie eine Menge Einzelheiten kennen, von deren Wichtigkeit Sie bisher eigentlich nichts geahnt haben. Aber genau die müssen jetzt auf den Tisch, weil wir diesen Mörder fangen müssen, ehe er weiteres Unheil anrichtet.«

»Das habe ich verstanden«, gab sie zurück und zündete sich eine Zigarette an.

»Wann begann diese Verbindung zwischen Herrn Bremm und Frau Aussem?«

»Das war schon 2007, da bin ich ganz sicher.«

»Frauen sind in dieser Beziehung hellhöriger als Männer. Wann haben Sie also gemerkt, oder gespürt, dass da etwas lief?«

»Das war im Juni 2007. Und die Lily hat mir anfangs auch nichts gesagt. Es waren sehr warme Tage, und ich weiß noch, dass ich gemeint habe, sie hätte einen sehr großzügigen Ausschnitt. Und sie lachte, wie sie immer lachte. Sie hatte so einen

BH, der sie sehr üppig machte. Ich habe nicht an Herrn Bremm gedacht, ich dachte erst an ihn, als er morgens in unser Büro kam und irgendetwas von uns wollte. Dabei beugte er sich über Lily und las irgendetwas mit ihr zusammen auf dem Bildschirm. Und ich dachte: Ach, du lieber Gott, da läuft etwas grundsätzlich schief.«

»Warum war das schief?«

»Na ja, die Buchhalterin und der große Chef mit dem vielen Geld. Und er war verheiratet und hatte Kinder, und sie war ... sie war irgendwie das ganz natürliche Opfer. Und er war ja auch ein sehr attraktiver Mann. Also, ich merkte, dass da etwas war. Ich habe die Lily aber nicht gefragt, ich habe einfach darauf gewartet, dass sie von sich aus etwas sagte.« Sie lächelte in der Erinnerung. »Sie war jemand, der nicht lange den Mund halten konnte. Sie musste so etwas erzählen. Und dann erzählte sie es mir.«

»Was genau erzählte sie?«

»Dass er sie daheim besucht hat, also in ihrer Wohnung in Bad Neuenahr. Er kam gegen Mitternacht, sagte sie, und er ging morgens um fünf.«

»War die Lily in ihn verliebt?«

»Also, da bin ich sicher: Die hatte es ganz schön erwischt.«

»Wie ging das weiter?«

»Na ja, wie so was weitergeht halt. Sie trafen sich ziemlich häufig und immer in ihrer Wohnung. Zunächst jedenfalls.«

»Wie oft? Wie oft in der Woche, wie oft im Monat?«

»Also mindestens einmal in der Woche.«

»Was hat sie Ihnen an Einzelheiten erzählt?«

»Sie sagte anfangs immer: Er ist so süß! Und sie grinste dabei wie ein Honigkuchenpferd. Also, das habe ich gesagt, und wir haben gelacht.«

»Das heißt ja auch: Sie hat Ihnen vertraut.«

»Ja, klar, sie konnte sich darauf verlassen, dass ich mit keinem Menschen darüber sprechen würde. Das wusste sie. Sie hat auch betont, dass sie selbst mit keinem Menschen unter keinen Umständen darüber sprechen dürfe. Das hat er von ihr gefordert, mehrmals. Ich nehme einmal an, dass sie sich daran gehalten hat. Sie war eben so.«

»Hatte Lily Aussem denn sonst keine Verehrer?«

»Doch, doch, schon. Aber da ist sie immer eine

strikten Kurs gefahren, sie hat denen immer gesagt, wenn etwas lief, und sie hat ganz klargemacht, dass sie nicht zur Verfügung stand.«

»Kennen Sie einen dieser anderen Männer, die sich Hoffnungen machten?«

»Ja, da denke ich an den Felix. Der hat bei der Sparkasse einen guten, leitenden Job. Der ist ja ganz wild auf die Lily. Ich habe ihr noch gesagt: Der ist der absolut Beste für dich! Da kannst du den Beruf an den Nagel hängen, bekommst ein Kind, und alles ist gut.«

»Wie heißt der Mann genau, und bei welcher Sparkasse ist der angestellt?«

»Also der ist bei der Sparkasse in Bad Breisig und macht da die Immobilien. Und er hat ihr auch ganz klar gesagt, die Sache mit Bremm würde ihr noch leid tun. Und man sieht ja, dass er recht hatte.« Sie schniefte ein paar Mal, sie griff nach einem Papiertaschentuch, das ihr Mann ihr reichte. »Er heißt Felix Mannstein und wohnt auch in Bad Neuenahr. Wie alt er ist, weiß ich nicht. So vom Äußeren her würde ich ihn auf vielleicht dreißig, fünfunddreißig schätzen.« Sie legte wieder die rechte Hand in die ihres Mannes.

Ich spürte wie Krause neben mir die Luft anhielt, Werner beugte sich weit vor und hielt die rechte Hand krampfhaft geschlossen, sodass sie weiß wurde.

»Dann ist gut vorstellbar, dass dieser Mannstein sehr eifersüchtig war, oder?«

»Lily hat gesagt: Der dreht nur noch am Rad!«

»Hatte sie denn etwas mit diesem Felix Mannstein?«

»Soweit ich weiß, nicht. Jedenfalls hat sie nicht mit ihm geschlafen. Jedenfalls nicht, als die Geschichte mit Herrn Bremm lief. Das hat sie mir gesagt. Aber vielleicht vorher. Aber der Felix ist einwandfrei eine gute Partie. Die Eltern haben mehrere Häuser und so. Und ich glaube, denen gehört auch noch ein großer Bauernhof. Er ist ein Einzelkind, und er hat richtig viel an den Füßen.«

Krause stand auf, murmelte »Entschuldigung, bitte« und ging eilig hinaus. Eine Tür wurde geschlossen.

»Was mag die Lily gereizt haben? Weshalb hat sie sich auf Bremm eingelassen?«

Ruth Granmeier verzog ihren Mund, sie überlegte eine Weile. »Ich denke, das war auch ein

Abenteuer, das war ja wirklich spannend. Er muss sich dauernd verstecken, sie muss sich dauernd verstecken. Da fällt mir ein, dass sie eines Tages ganz aufgeregt ins Büro kam und sagte: »Stell dir vor! Der Felix hat uns aufgelauert! Er hat dicht am Auto von Claudio gestanden, mitten in der Nacht, hat aber kein Wort gesagt.« Sie war außer sich. Sie hat gesagt, sie ruft den Felix an und sagt ihm, er soll sich vom Acker machen!«

»Hat sie das getan?«

»Das weiß ich nicht. Das hat später keine Rolle mehr gespielt, und sie hat auch nicht mehr von Felix geredet.«

»Ich kann mir aber gut vorstellen, dass das Liebesverhältnis der beiden sich stark änderte.«

»Ja, das änderte sich sehr stark. Da haben Sie recht.« Dann sah sie mich zum ersten Mal direkt an und fragte: »Wie kommen Sie darauf?«

»Das will ich Ihnen gern beantworten. Ihr Mann deutete das an, ohne es wirklich zu wissen. Sie haben ihm ja nichts erzählt, und das war auch richtig so. Er deutete an, dass die Lily Aussem sich möglicherweise belohnen ließ. Wie eine richtige Geliebte eben.«

Krause kam zurück und sagte leise zu mir: »Kann ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?«

»Aber ja«, nickte ich.

Wir gingen hinaus in den kleinen Flur, und er erklärte schnell und konzentriert: »Ich muss jetzt am Telefon kontrollieren, ob wir diesen Mann in Bad Neuenahr sprechen können. Da helfen mir Kollegen in Koblenz, die schon auf dem Weg sind. Ich kann also das Gespräch mit der Frau nicht weiter verfolgen und verziehe mich in Lily Aussems Schlafzimmer. Wir müssen allerdings die Aussage von Frau Granmeier fortführen, weil sie jetzt in einem guten Run ist. Man sollte da jetzt nicht unterbrechen. Was dagegen, wenn ich mich vorübergehend ausblende? Im Notfall bin ich nebenan.«

»Das geht in Ordnung«, sagte ich. »Ich informiere Sie später.«

»Haben Sie etwas von diesem Menschen bei der Sparkasse gewusst?«

»Nein, habe ich nicht. Ich wusste eben nur, dass die Frau Granmeier nichts sagen würde, solange ihre Kollegin und der Bremm noch lebten.«

Er starrte auf den roten Läufer zu seinen Füßen.

»Bis später.« Er schloss die Tür ganz vorsichtig hinter sich.

Ich ging zurück in das kleine Wohnzimmer und goss mir noch etwas Kaffee ein.

»Ließ sich die Lily Aussem belohnen, Frau Granmeier?«

»Ja, leider.«

»Würden Sie das von Beginn an schildern? Wann hat sie das zum ersten Mal gesagt?«

»Das war noch im gleichen Sommer, also 2007. Und eigentlich hat sie kein Wort gesagt. Brauchte sie auch nicht, war ja zu sehen.« Sie griff nach einer Zigarette, ihr Mann gab ihr Feuer und zog zu meinem Vergnügen eine Pfeife aus der Tasche, dann einen Beutel *Black Luxury* und sah mich fragend an.

»Nein danke, das ist mir zu hart. Ich bleibe bei meiner Mischung.« Ich wählte eine kleine, geschwungene Rabford's mit der Bezeichnung *royal selection*, Schiffslack. Ich ließ mir sehr viel Zeit damit, sie sollte es gemütlich haben, sie sollte sich unter keinen Umständen gedrängt fühlen.

»Du lieber Himmel«, sagte ich. »Mein Kreislauf besteht nur noch aus Kaffee.« Wir grinnten uns

fröhlich an.

»Dann wollen wir mal langsam weitermachen«, murmelte ich. »Die Lily Aussem war also plötzlich eine richtige Geliebte. Hätte sie auch aufhören können zu arbeiten? Hat sie darüber mit Ihnen gesprochen?«

»Das weiß ich nicht. Darüber haben wir nie geredet. Ich habe das auch nur an dem Schmuck gesehen, den sie plötzlich trug. Sie liebte Aquamarin, und sie trug plötzlich einen sehr schönen Ring damit und auch eine Perlenkette, in die zwischen zwei Perlen ein Aquamarin in einem Clip eingehängt war. Das war alles sicherlich nicht ein Vermögen wert, aber normalerweise bezahlt man schließlich für solche Stücke etwa 2.000, würde ich mal schätzen, wenn nicht mehr. Und dann kam ein weiterer Ring mit einem sehr großen Feueropal dazu, dann eine ganze Kette von Opalen. Ich würde mal sagen, dass man das unter 10.000 nicht kaufen kann. Ich bin keine Spezialistin auf dem Gebiet, aber man weiß ja ungefähr, wie die Preise liegen.«

»Haben Sie ihr zur Vorsicht geraten?«

»Das habe ich wahrhaftig, das musste ich einfach

tun. Die Erfahrung lehrt doch, dass der Mann eines Tages müde wird und Schluss macht, und dann steht sie da und weiß nicht mehr wohin. Der Mann entscheidet sich für seine Frau und die Familie, und die Lily ist dann sehr einsam. Das habe ich ihr ganze klar gesagt, das wollte ich ihr auch ersparen.«

»Wann war das ungefähr?«

»Das war noch 2007, im Herbst. Das ging ja alles sehr schnell mit den beiden. Manchmal hatte ich Herzklopfen, wenn ich daran dachte, dass Herr Bremm ihretwegen seine Familie fallen lässt. Ich habe auch versucht, das der Lily zu sagen, aber auf dem Ohr war sie taub. Es war eben wohl zu reizvoll. Ich weiß noch, dass ich zu meinem Mann gesagt habe, das wäre viel besser und spannender als *Sturm der Liebe*.«

»Stimmt, das hast du gesagt«, bestätigte Albert Granmeier betrubt. »Aber du hast auch gesagt, das geht bestimmt böse aus.«

»Ja ja«, nickte sie. »Besonders als die beiden auf die Idee kamen, das alles anders zu organisieren.«

»Eine Zwischenfrage«, sagte ich. »Die GmbH ist ja nun eine nicht sehr große Firma, etwa 280

Angestellte, wie ich weiß, ziemlich viele davon Frauen. Wurden die nicht hellhörig, wurde da nicht viel geredet? So eine Geschichte kann bei aller Tarnung doch nicht unerkant bleiben.«

»Ein ganz schwieriger Punkt«, sagte sie. »Natürlich ist geredet worden, das konnte überhaupt nicht ausbleiben. Aber ich muss sagen, dass die beiden das sehr gut geregelt haben. Sie gaben nämlich zu, dass sie sich mochten, aber sie gaben niemals zu, dass sie was miteinander hatten. Also, das fand ich dann wieder ganz raffiniert.«

»Nun gerieten Sie und Frau Aussem ja unter heftige Kritik, Walterscheid wollte Sie fristlos feuern, weil Sie nicht mehr bereit waren, sich dauernd in die Buchhaltung hineinpfuschen zu lassen. Zerstörte das dieses Verhältnis nicht?«

»Das habe ich anfangs auch gedacht, das hat Lily wohl auch befürchtet. Aber das Gegenteil stellte sich heraus. Bremm hat gesagt: >Das ist ein Problem zwischen euch und dem Walterscheid. Da rede ich nicht rein, da halte ich mich raus.<« Sie begann plötzlich zu kichern. »Sie sagte zu mir, ich glaube, es war dann 2008, dass sie bei Lemkes Champagner getrunken haben und sie ihm gedroht

hat: >Ich mache euch fertig, ich verklage euch, ich werde gewinnen!< Das war natürlich ein Spaß, aber so waren sie eben. Ich glaube, letzten Endes wähnte sich Bremm auf der sicheren Seite, egal wie das mit Lily und mir ausgehen sollte.«

»Wer ist Lemkes?«

»Das ist ein kleines, teures Hotel in Hönningen an der Ahr. Er hat da ein Zimmer gemietet, fest gemietet, die ganze Zeit über. Lily sagte mir, dass man bei Lemkes die Autos direkt hinter das Haus fahren kann, dass niemand sie entdeckt, dass ihre Fenster auf einen Innenhof gehen. Also sehr verschwiegen.«

»Aber noch etwas anderes änderte sich, nicht wahr? Das sagten Sie vorhin.«

»Ja, da änderte sich gewaltig was. Sie ließen sich nämlich fahren, ihre Autos blieben zu Hause.«

»Bekam sie eigentlich auch Geld?«

»Ja, bekam sie. Nicht regelmäßig, aber immer mal wieder. Und zwar immer einen 500-Euro-Schein. Sie sagte immer, er würde den auf das Bett tropfen lassen.«

»Genau genommen«, bemerkte Werner nachdenklich, »wurde die Lily vom Land

Rheinland-Pfalz finanziert.«

»Ja, das ist richtig«, nickte Ruth Granmeier.
»Irgendwie schon.« Dann beugte sie sich unvermittelt vor, ihr Atem wurde schnell und hastig, dann bekam sie anscheinend keine Luft mehr und ließ die Arme in der Luft umherwirbeln, als ersticke sie. Ihr Gesicht wurde trotz all der Schminke toten-blass, und ihre Versuche zu atmen, klangen rasselnd laut.

»Panikattacke«, bemerkte Albert Granmeier sehr sachlich und wirkte so, als habe er die ganze Zeit fest damit gerechnet. »Sie muss sich hinlegen und eine Valium nehmen. Geht schnell vorbei, ist aber ziemlich mies, wenn man es aushalten muss.«

»Wir gehen raus«, sagte ich rasch. »Legen Sie sich hin, Frau Granmeier. Wir machen eine Pause.«

Ich ging mit Werner hinaus, und wir suchten die Küche auf. Sie war klein, hatte aber einen Klapptisch an der Wand mit zwei Stühlen.

»Und es gibt einen Kognak«, sagte Werner und deutete auf eine Flasche.

»Wieder Schmerzen?«

»Nein, glücklicherweise nicht. Auf was willst du eigentlich hinaus?«

»Ich werde Finchen mit Lily und Claudio Bremm kombinieren«, sagte ich. »Du wirst dabei sein, dir wird nichts entgehen.«

Wir warteten eine halbe Stunde. Dann erschien Albert Granmeier und sagte, es sei alles in Ordnung, und wir könnten weiter sprechen.

Ruth Granmeier sah sehr erschöpft aus und lächelte uns dünn entgegen. »Tut mir leid«, sagte sie. »Das geht mir mehr zu Herzen, als ich zugeben will.«

»Das kann ich gut begreifen, die Lily war schließlich Ihre gute Freundin. Und Sie wollten sie immer beschützen.«

»Ja, und ich konnte so wenig für sie tun.«

»Also, der Bremm brauchte seine Autos nicht mehr, und Lily ihres auch nicht. Wie wurde das gemanagt?«

»Sie wurden gefahren. Also, nicht von Bremms Fahrer und nicht in Bremms Autos oder in Lilys. Das haben die anders gedeichselt. Sie wurden gefahren.«

»Von wem denn?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Lily sprach nur immer von dem Jungen.«

Werner warf mir einen schnellen Blick zu.

»Hatte der Junge einen Namen?«, fragte ich ganz ruhig.

»Hatte er nicht. Also, für mich nicht. Lily sagte: Der Junge fährt mich. Das war Bremms Bedingung: Nur der Junge fuhr sie. Erst Lily, dann Bremm. Und wenn sie ihn anriefen, kam er und holte sie ab.«

»Wie hat Bremm das eigentlich mit seiner Frau und den Kindern gemacht?«

»Das war einfach. Die kamen am Wochenende, immer nur am Wochenende. Die Kinder mussten schließlich zur Schule. Das Familien-Wochenende war dann für Lily die Auszeit.«

»Sie sagten, der Junge fuhr sie. Wer ist dieser Junge? Wo kam er her? War er Angestellter in der GmbH? Gab es jemals einen Hinweis?«

»Nein, gab es nicht. Er muss wohl einen kleinen BMW haben. Das hat Lily jedenfalls mal erwähnt.«

»Wurde er bezahlt?«

»Das hat sie nie erwähnt. Aber ich nehme das an. Das lief ja fast immer des Nachts ab oder ganz früh am Morgen.«

»Was mich an dem Arrangement erstaunt, ist die Tatsache, dass Bremm offensichtlich trotz dieses Abenteuers mit der Lily mit seiner eigenen Frau im Reinen war. Oder gab es Krach?«

»Habe ich nie gehört.«

»Nun ist der Walterscheid gefeuert, der Bremm war plötzlich einer der Bosse, löste also den Walterscheid ab und wurde sehr mächtig. Blieb die Verbindung trotzdem bestehen?«

»Ja. Aber sie sahen sich dann seltener. Bremm hat der Lily wohl gesagt, dass er derart viel Arbeit habe, dass er das schlicht nicht durchhalte. Da wurde es eben seltener. Aber ganz voneinander lassen konnten sie wohl nicht.«

»Aber immer noch fuhr sie der Junge, dessen Namen wir nicht haben?«

»Ja, so war das wohl.«

»Haben Sie von diesem Jungen irgendein Bild, wenn Sie an den denken?«

»Ich weiß es nicht. Kann ja einer der jungen Angestellten gewesen sein, die ihn anhimmelten und von ihm schwärmten.«

»Hat Bremm die Lily eigentlich auch auf Reisen mitgenommen?«

»Ja, ja, natürlich. Wie oft weiß ich nicht genau. Aber manchmal musste ich ja auch Spesen buchen. Und da sah ich das dann.«

»Moment, er hat sie ganz offen auf Reisen mitgenommen?«

»Nein, hat er nicht. Er trug bei den Abrechnungen immer den Namen seiner Sekretärin ein. Das war die Dagmar Grundmann, jetzt einundvierzig Jahre alt. Wir haben ihren 40. Geburtstag gefeiert, da waren die Lily und der Bremm angeblich das Wochenende über in Stockholm, bei irgendwelchen Spezialisten für das 1000-Kilometer-Rennen. Und sie grinste mir zu und sagte: >Heute liege ich mit dem Bremm im Bett.< Die war ja informiert.«

»Frau Granmeier, ich möchte Ihnen eine Szene schildern: Montagmorgen. Sie sitzen im Büro, Lily kommt herein. Sie begrüßen sich. Dann fragen Sie die Lily: >Wie war es denn am Wochenende?< Lily sagt: >Wir waren an der Ahr, es war schön.< Wenn Lily dann erwähnt, dass der Junge sie wieder gefahren hat, in dem besagten BMW. Was genau sagte sie? Der Kleine hat mich gefahren, der Junge hat mich gefahren, der BMW hat mich

gefahren, was sagte sie?«

Sie saß da, ihre Augen wirkten verloren, als habe sie geträumt. »Ich weiß es wieder, ich weiß es wieder«, explodierte sie »Sie sagte: >Engelchen hat mich gefahren Also, nicht eigentlich Engelchen, sondern das englische Angel. Ich erinnere mich, dass ich das damals schon irgendwie blöde fand. Wieso so ein englischer Name? Und dann für einen Mann!«

»Kann Angel irgendjemand im Internet gewesen sein? www.angel-nuerburg.de oder so?«

»Das weiß ich nicht. Kann sein, kann nicht sein. Jedenfalls haben die beiden das perfekt hingekriegt, kein Mensch wusste genau Bescheid.«

»Hat die Lily jemals irgendetwas erwähnt, das diesen Angel oder das Engelchen betraf? Irgendeine Eigenart, irgendetwas Komisches? Irgendetwas, das aus der Rolle fiel?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Er war einfach das Engelchen.«

»Warum muss es ein Mann gewesen sein, warum nicht eine Frau?«, fragte Werner.

Weder sie noch ich machten dazu eine Bemerkung. Nur Albert Granmeier murmelte: »Ja, kann ja eine

Frau gewesen sein.«

Ruth Granmeier war eindeutig müde, erschöpft, sie schloss die Augen immer häufiger.

»Ich denke, wir machen Schluss«, sagte ich. »Ich danke Ihnen sehr. Ich denke, Sie gehören jetzt ins Bett.«

»Ja«, sagte sie matt. »Ich denke, das wird mir gut tun.«

Albert Granmeier brachte sie zu ihrem Bett, kam dann wieder und murmelte: »Vielleicht ist es ja gut, dass sie endlich darüber spricht.«

»Das kann helfen«, nickte Werner. »Und jetzt?«

»Wir warten, bis Krause zurückkommt. Das habe ich zugesichert.«

Krause kam nach einer Dreiviertelstunde und bemerkte: »Wir haben diesen Felix Mannstein. Kollegen aus Koblenz haben das übernommen - Danke für Ihre Hilfe.«

»Selbstverständlich, gerne«, sagte ich. »Was machte der Mann für einen Eindruck?«, fragte ich.

»Eigentlich ganz normal«, antwortete er.

»Natürlich war er überrascht, aber es gibt keinen Hinweis darauf, dass er irgendwie verstrickt ist. Er ist in dem Spiel wahrscheinlich der Naive, der

nicht kapiert hat, dass Lily Aussem mit ihm spielte und sich auch über ihn lustig machte. Keine sehr dankbare Rolle.«

Wir verließen das Versteck morgens um fünf Uhr.

20. Kapitel

Als wir Adenau verließen, schneite es, die Temperatur lag bei null Grad, das Städtchen schlief noch, kein Mensch auf den Straßen, wenig Verkehr. Die Leute, die frühmorgens pendeln mussten, nach Bonn, nach Köln, an die Ahr, zogen sehr schnell durch das Zentrum, achteten weder auf links noch auf rechts. Der Schnee blieb nicht liegen, es war ein reiner Eifeldezember, es war wie immer, es war matschig.

»Das alles ist enttäuschend privat. Keine großen, bedeutsamen Hintergründe, keinerlei Verschwörung, nichts von der riesigen, gefährlichen GmbH«, sagte Werner. Er zog einen silbernen Flachmann, den er zu Hause mit dem Whisky gefüllt hatte, aus dem Seitenfach und nahm einen kleinen Schluck.

»Es war eben nichts anderes als ein Laden, in dem

sich jeder selbst bediente«, sagte ich. »Jetzt bescheinigt ein Gutachten, dass die Gesellschaft in naher Zukunft erst einmal runde 150 Millionen Miese einfahren wird, aber möglicherweise auch 250 Millionen, wenn es schlecht kommt. Und es sieht schlecht aus. Nicht einmal beim Bescheißen und beim Lügen waren sie gut. Für mich hört es sich immer so an, als sei eine Truppe kleiner Jungen auf Abenteuer ausgezogen.«

»Ich frage mich bloß, was sie aus den riesigen Gebäuden machen wollen. Glaubst du, sie haben die Größe, die wieder abzureißen und nur das zu behalten, was sich wirklich lohnt?«

»Nein«, murmelte ich. »Sie werden sich überlegen, was daraus zu machen ist, und möglicherweise hat jemand gute Ideen. Man darf nicht vergessen, dass Abriss verdammt teuer ist. Es war eben eine falsche Idee, aus dem Nürburgring ein Geschäfts- und Freizeitzentrum zu machen.«

»Wer hat denn nun den Bremm erschossen? Und wer hat den alten Lenzen getötet? Und wer die Lily Aussem?«

»Es wird einen Punkt geben, an dem wir erleben, dass der Vorhang aufgeht und die ganze Szene

begreifbar wird. Vielleicht, wie ich betonen möchte. Aber du hast eigentlich recht: Es wirkt alles sehr provinziell und mittelmäßig. Wie immer. Wahrscheinlich waren sogar die Mörder nicht besonders gut. Aber wann sind die schon mal gut? Du hast wieder Schmerzen, nicht wahr?«

»Ein wenig, das lässt schnell nach. Ich frage mich die ganze Zeit, warum du mir damals in München geholfen hast. Ich meine, mit dem Geld und der vielen Zeit, die du investieren musstest.«

»Wir waren Freunde, und wir sind es noch. Das ist weit mehr, als man normalerweise verlangen kann. Du hast mich wiedergefunden. Und ich freue mich darüber.«

»Ich denke manchmal, dass ich damals schon ein verdammtes Mittelmaß gezeigt habe.«

»Das hast du einwandfrei nicht. Gemessen an dem, was du damals auf die Beine gestellt hast, warst du geradezu ein Hype. Das kann ich beglaubigen, ich war dabei. Den entscheidenden Punkt darfst du auch nicht vergessen: Die Sache mit der Druckerei hätte genauso gut ein fantastisches Ende nehmen können. Ich meine, wer kriegt schon mit nicht einmal fünfundzwanzig einen Kredit über zwei

Millionen?«

Er fing an, glucksend zu lachen. Dann sagte er unvermittelt: »Eigentlich möchte ich darüber nicht mehr reden. Ich habe das Gefühl, damals war ich dabei, die Welt zu erobern, und heute habe ich nichts mehr in der Hand. Weniger als nichts. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, was ich damals wirklich dachte.«

»Zum Denken hattest du keine Zeit. Du warst einwandfrei auf der Siegerstraße. Aber immerhin bleibt dir eine rauschende Erinnerung.«

»Ja«, nickte er. »Aber das ist auch alles.«

»Das ist viel mehr, als die Meisten von sich sagen können. Du lagst ja nicht falsch, du lagst nur im falschen Bett. Und jetzt trinkst du noch einen Schluck, dann kannst du gut schlafen.«

»Ja«, sagte er folgsam. Und nach ein paar Minuten Schweigen: »Darf ich dir mal eine Frage stellen? Wie siehst du denn meine Zukunft?«

»Als du so verlaust in meiner Badewanne gehockt hast, dachte ich: Was will der? Was kann der wollen? Und dann, etwas später: Er braucht für eine kurze Zeit ein Zuhause und das werde ich ihm geben. Als du vor meiner Haustür standest, war ich

selbst irgendwie asozial. So etwas wie ein Privatleben hatte ich nicht, die Verbindung zu Rodenstock war und ist brüchig. Außerdem war ich stolz auf dich. Wer hat schon einen alten Freund, der fünfzehn Jahre lang auf der Straße lebte? Also, ich denke, du wirst eines Tages verkünden: Ich will mal wieder loslegen mit dem Leben. Dann suchst du dir einen Platz, dann entscheidest du, dann bist du irgendwo Zuhause, dann hast du einen Job, einen Plan, dann gehst du an den Umbau eines Wohnzimmers, damit es dein Wohnzimmer wird. Stück um Stück. Eines Tages kriegst du sogar einen Personalausweis. Und manchmal stehst du bei mir auf dem Hof und kommst mich besuchen.«

Er antwortete nicht, er murmelte nur: »Ja, so in etwa.« Dann schlief er erleichtert ein.

Als die Sache mit dem Siebeneinhalbtonner passierte, war ich kurz vor Quiddelbach, und zunächst achtete ich nicht auf ihn, weil ich todmüde war, überreizt und voller Fragen. Dann war er ganz plötzlich dicht hinter mir, fuhr auf etwa zwei Meter an mich heran.

Ich dachte verblüfft: Wieso ist der so schnell? Will der Selbstmord begehen? Ist der betrunken? Eingeschlafen? »Heh, du Armleuchter!«, brüllte ich. Werner neben mir schreckte auf und machte: »Heh!«

»Der will etwas«, sagte ich so ruhig wie möglich.

»Und wenn du ihn ausbremst?«

»Geht nicht, der fährt auf und wir sind im Eimer. - Heh, du Irrer!«

In der Linkskurve vor Quiddelbach, zog er plötzlich nach links heraus, die Straße war matschig, ich rutschte. Er rutschte auch, zog gleich und kam dann robust auf meiner Höhe nach rechts.

»Der will uns plattmachen«, rief Werner. »Ein Wahnsinniger! Du musst irgendetwas tun!«

»Okay«, sagte ich. »Und was?«

»Brems einfach«, sagte Werner nervös.

Ich bremste scharf, der LKW schoss an mir vorbei und bremste dann auch.

»Das Nummernschild!«, sagte ich. »Notier das!«

»Er hat keines«, stammelte Werner.

»Verdammte Hacke!«, fluchte ich und stieg in die Eisen. Der Wagen schlingerte ein bisschen, aber ich konnte die Spur halten, wir standen.

Der LKW war vor uns, der Abstand betrug etwa zwanzig Meter. Dann legte er plötzlich den Rückwärtsgang ein und kam mit Vollgas auf uns zu.

»Scheiße! Der rollt glatt über uns weg!«, schrie Werner.

Ich zog scharf und schnell nach links, wahrscheinlich zu schnell für ihn. Er traf mich nicht, er stand dann rechts von uns und grinste zu uns herüber. Es war ein junger Mann, und er trug ein Shirt mit einer Kapuze.

»Das ist doch nicht wahr!«, rief Werner.

Es war ein weißer Lastwagen ohne irgendeine Firmenaufschrift. Er ließ sich rückwärts rollen und war dann wieder hinter uns. Er gab Gas, der Motor heulte, er wollte uns rammen.

»Weg hier!«, schrie Werner.

Ich gab Gas, er rutschte an meinem Heck vorbei und stand dann im Graben.

»Bleib da, du Arsch!«, sagte ich wütend und gab Vollgas.

Ich fuhr sehr schnell, ich war hektisch, ich wollte nur mein Dorf und mein Haus erreichen.

»Was war denn das jetzt für eine Aktion? Was

muss ich mir denn jetzt vorstellen?«, fragte Werner, der langsam wieder normal atmen und sprechen konnte.

»Soll ich etwa umkehren, damit wir ihn fragen können?«

»Wollte er uns töten?«, fragte er in ungläubigem Ton.

»Das glaube ich nicht. Da hätte er anders vorgehen müssen. Und er hätte einen Begleiter gebraucht. Einer fährt, der andere macht den Job. Irgendjemand warnt uns, ich weiß nicht wer und ich weiß nicht wovor.«

»Das Mysterium Eifel«, sagte er.

Es kann sehr berauschend sein, nach Hause zu kommen und eine Frau in seinem Bett zu finden. Erst recht, wenn man gerade einen Anschlag auf sein eigenes Leben überstanden hat.

Diese Frau war nicht sehr wach, räkelte sich genüsslich, machte durchaus nicht Platz, sondern sagte grantig wie ein Kind: »Das darf aber nicht mehr vorkommen.«

»Was darf nicht mehr vorkommen?«

»Dass du einfach mitten in der Nacht

verschwindest«, nörgelte sie. Dann wurde sie für Sekunden munter und sagte: »Also, ich habe meine Mutter angerufen. Das musste schließlich sein, ich bin nämlich noch nie nachts weggeblieben. Ich habe dann gesagt, ich hätte wen getroffen und vollkommen die Übersicht verloren. >Wie vollkommen?<, hat sie geflüstert. >Na ja<, habe ich gesagt, >nun reg dich nicht auf, nicht sehr vollkommen<. Aber richtig beruhigt war sie wirklich nicht, und ich stelle mir vor, wie sie in mir herumbohren wird, wenn ich wieder in Katzwinkel bin.«

»Dann bleib doch einfach hier«, schlug ich vor. »Und jetzt rutsch ein wenig zur Seite, oder soll ich auf dem Teppich schlafen?«

»Nicht auf dem Teppich. Auf keinen Fall auf dem Teppich. Hast du einen Mörder gefangen?«

»Gleich mehrere«, behauptete ich. »Jetzt sei still und schlaf.«

»Kommt überhaupt nicht infrage!«, entgegnete sie scharf.

Dann war sie wirklich endgültig wach, und ich war meilenweit entfernt von Ausruhen und Erholung.

Später wachte ich auf, weil etwas sehr angenehm roch. Es war eindeutig so etwas wie Schinken und Butter. Auf dem Weg ins Badezimmer turnte Werner an mir vorbei und flüsterte: »Sie hat Eier in der Pfanne, Eier und Schinken.«

»Das ist in Ordnung, dann bin ich ab sofort wach.«
Es war 11.45 Uhr, und ich konnte nicht behaupten, mich ausgeruht zu fühlen.

Gabi schaufelte irgendetwas auf Teller, und ich erklärte unter herzhaftem Gähnen, sie mache sich um dieses Haus sehr verdient.

»Ich habe meiner Mutter gegenüber behauptet, es gehe mir blendend. Aber sie will mir nicht glauben.«

»Du bist zweiundvierzig.«

»Ja und? Hast du jemals eine Mutter erlebt, die auf das Alter ihrer Tochter Rücksicht nimmt?«

»Nein. Meine Erfahrungen mit meiner Mutter sehen genauso aus. Sie hat mir noch in meinem fünfundvierzigsten Lebensjahr todtraurig erklärt, ich trüge zu selten Krawatte.«

»Frühstück!«, bestimmte sie energisch. »Und keine Rede mehr von Müttern!«

Es brachen wie eine Sturmflut Emma und Jennifer

über uns herein und erklärten in einem verwirrenden Durcheinander, sie hätten wundervolle Dinge erbeutet, und es war tatsächlich schwierig, ihnen Gabi vorzustellen, weil alle gleichzeitig redeten, und weil meine Küche für derartige Übungen eigentlich zu klein ist.

»Sieh an, Gabi!«, sagte Emma rauchig mit einem tiefen Seitenblick auf mich.

»Hallo, Gabi«, turtelte Jennifer und sah dabei mich an, wahrscheinlich um festzustellen, ob an mir noch alles dran war. Die Prüfung verlief positiv, denn sie lächelte strahlend: »So was aber auch! Da hat er doch wirklich jemanden vor uns versteckt.«

»Ihr seid widerlich«, erklärte ich.

»Ja«, nickte Emma. »Und wir haben tolle Sachen aufgetrieben. Alles Mögliche, was man unter keinen Umständen tragen kann. Wie geht es denn meinem Rodenstock?«

»Das ist uns nicht bekannt«, antwortete ich.

»Wahrscheinlich sitzt er in seinem Rollstuhl. Wie immer.«

»Du bist ekelhaft«, stellte Emma fest.

»Du lässt mir keine Wahl«, bemerkte ich. »Er hat für den BND gearbeitet.«

»Sieh an, so etwas habe ich auch schon gedacht. Na ja, die Hauptsache wird sein, es macht ihm Spaß und spornt ihn an.« Emma war offenbar nicht gewillt, ihre gute Laune aufzugeben. »Und stellt euch vor, gestern waren wir auf einem Tanzabend. Und es gab einen rothaarigen Galan, der Jennifer auf der Stelle heiraten wollte. Er stellte auch keine unmittelbare Bedrohung dar, er war einen Kopf kleiner und konnte sein Lächeln nicht abstellen.«

»Jemand mit Händen wie Bratpfannen hat Tante Emma drei Tanznummern lang abgegriffen«, jubelte Jennifer.

»Frühstück«, sagte Gabi. »Es ist für alle reichlich da.«

Also frühstückten wir alle zusammen, mit Ausnahme Jennifers, die uns unbedingt einen »richtig aufregenden Fummel« vorführen wollte und sich in etwas einhüllte, das zunächst wie ein Küchentuch aussah, sich dann aber als ein Kleidchen entpuppte, das man für den Mann seiner Liebe aufheben sollte. Irgendetwas, das ganz knapp unter dem Hintern endete, und abschließend nahtlos an ihre Unterwäsche grenzte, als sie einen Gürtel dazu umlegte.

»Es ist tatsächlich sehr luftig, meine Liebe«, giftete Gabi.

»Es ist wie für dich gemacht«, steuerte Werner bei.
»Eindeutig!«

»Die hier sind aus der Eifel, die hier haben keine Ahnung«, bemerkte Emma. Dann wandte sie sich an mich. »Hat er freiwillig vom BND gesprochen?«

»Nicht ganz«, antwortete ich. »Er ist gezwungen gewesen, etwas zu sagen. Seine düsteren Bemerkungen konnte niemand überhören und niemand mehr dulden.«

»Was soll bloß werden?«, fragte sie bitter.

»Er muss sich Hilfe holen«, erklärte ich. »Wir können das nicht auflösen. Er wird mit uns gar nicht reden wollen.«

»Und wenn er das ablehnt?«

»Das ist nicht zumutbar, das werde ich ihm sagen.«

»Und dieser Fall an der Rennstrecke?«

»Im Wesentlichen ist das Szenario klar und wird immer übersichtlicher. Bis auf die Mörder und Totschläger. Was dein Rodenstock dann nach dem Ende des Falles macht, wissen wir nicht. Ich fürchte, er wird sich in seinem Rollstuhl vergraben.

Ich habe mit Werner beschlossen mit ihm zu reden.«

»Was soll Werner da?«, fragte sie irritiert. »Den hat er auch schon beleidigt.«

»Kann ich oben bei Jennifer schlafen?« Sie hatte wieder diese zwei starken Falten über der Nasenwurzel.

»Selbstverständlich«, sagte ich. »Aber ich mache dich darauf aufmerksam, dass das den Fall auch nicht löst.«

»Aber, Baumeister, ich kann nicht in Heyroth herumhocken und mit meinen Gardinen sprechen.«

»Das solltest du dir auf keinen Fall antun«, pflichtete ich bei.

Sie stand auf und ging mit ganz starrem Gesicht hinaus.

Jennifer sah mich fragend an, und ich nickte ihr zu, ehe sie Emma hastig folgte.

»Da ist wohl Kummer«, fragte Gabi »Sehr viel davon«, bemerkte Werner.

»Die beiden benehmen sich schrecklich aufgemotzt«, bemerkte sie spitz.

»Das sind sie nicht«, versuchte ich zu korrigieren.

»Sie waren nur in Köln, um zu shoppen, wie sie

das nennen. Tatsächlich sind beide tieftraurig. Emma musste hier mal raus, und Jennifer ist hierher geflüchtet, um nicht in Sao Paulo heiraten zu müssen.«

»Um nicht was?« Sie starrte mich an, als sei ich vorübergehend aus meinem geistigen Gleichgewicht geraten.

»Ich erzähle es dir, wenn wir Zeit haben. Wir müssen jetzt ins Dorint am Ring. Und erst einmal danke ich dir für das Frühstück und noch einige andere Sachen.«

»Aber die ist doch erwachsen«, sagte sie fassungslos.

»Das genau stimmt nicht so ganz«, sagte Werner.

»Aber ich hatte anfangs die gleichen Schwierigkeiten. Das legt sich.«

Ich nahm sie in die Arme, ich sagte: »Ich melde mich, wenn wir fertig sind. Versprochen.«

»Und was sage ich meiner Mutter?«

»Ist das ernsthaft dein Problem? So ähnlich sieht das Problem bei Jennifer aus.« Dann musste ich grinsen, und sie versuchte, mich zu schlagen und herumzuschubsen.

»Mütter sind einfach schrecklich«, befand sie.

»Das weiß jeder. Und sie hängen ihr Misstrauen niemals an den Nagel. Dabei muss sie hinter meinem Vater hergewesen sein wie die Wilde Jagd.«

»Sag ihr das einfach«, riet ich. »Vielleicht lacht sie dann.«

»Ich werde dir sagen, was sie gesagt hat.« Das klang wie eine Drohung.

Wir fuhren am Nachmittag los. Das Wetter hatte sich keinen Deut gebessert. Es blieb matschig, es blieb kalt, es blieb ungemütlich.

Im Wagen fragte Werner in leichter Besorgnis: »Ich will mal hoffen, dass du weißt, was zu tun ist?«

»Ich will ab sofort Todesfälle aufklären, ich will ab sofort nicht mehr die Hintergründe der GmbH ausleuchten, ich habe von diesen Angebern hier die Schnauze voll. Alles, was sie über die Jahre wie ein Mantra verkündet haben, ist widerlegt. Und jetzt fahren wir zwei zu Lenzen nach Kirsbach.«

»Schon wieder? Da waren wir doch gerade erst. Was sollen wir denn da?«

»Das wirst du sehen«, antwortete ich sybillinisch.

»Es kann durchaus schiefgehen, und da möchte ich nicht vorher durch faule Sprüche auffallen.«

»Das leuchtet mir ein.«

Wir hatten Glück, der Sohn des alten Jakob war auf dem Hof und arbeitete mit einer Schleifscheibe an etwas herum, das wie ein Treppengeländer aussah.

»Das ist eine alte Arbeit der Benediktiner aus Maria Laach«, erklärte er. »Mein Vater hat das mal bestellt, und ich werde es erst einmal von der alten Farbe befreien und dann wieder einbauen. Was kann ich für euch tun?«

»Mir zuhören«, verlangte ich.

»Ein Schnaps, ein Kaffee?«, fragte er.

»Kaffee kommt immer gut«, sagte Werner.

Wir hockten also wieder in der Küche und sahen uns freundlich an.

»Ich glaube, wir haben einen Fehler gemacht«, begann ich schließlich. »Dein Vater hat von einem Jungen geredet und sogar ein paar Bemerkungen über den aufgeschrieben. Dann haben wir die Schlussfolgerung gezogen, dass weithin bekannt war, dass dein Vater solche Dinge aufschrieb, um sie nicht zu vergessen. Die nächste Folgerung war,

dass der, der deinen Vater tötete, das Heft mitgenommen hat, weil möglicherweise etwas über ihn darin stand. Bin ich bis hierher richtig?«

»Ja, klar«, nickte Jakobs Sohn.

»Sicher doch«, murmelte seine Frau und goss uns Kaffee ein.

»Was ist, wenn wir uns täuschen?«, fuhr ich fort.

»Der Junge, den niemand kennt, kann ja nicht aus Drees oder Nitz oder Kirsbach sein, denn sonst würdet ihr den kennen. Was ist denn, wenn dieser Junge gar keine Ahnung von Vater Jakobs Aufzeichnungen hatte?«

»Dann hat er das Heft nicht«, sagte die Ehefrau schnell.

»Eben«, sagte ich. »Wo ist es dann?«

»Wir haben es gesucht und nicht gefunden«, murmelte Jakobs Sohn.

»Ihr habt in seinem Nachtschrank gesucht und mit Sicherheit überall seinem Zimmer. Da habt ihr es nicht gefunden. Wo kann es also sein?«

Sie sahen mich verwirrt an, sie hatten keine Antwort.

»Ich frage mich jetzt: Dein Vater hat hier in der Küche seinen Nachmittagskaffee und seinen

Schnaps gekriegt. Wann ging er los, das Kälbchen füttern?«

»Nach dem Abendessen«, sagte die Ehefrau.« Wir essen immer um Punkt 19 Uhr. Eine halbe Stunde später ging er dann.«

»Und wenn er im Stall etwas notieren wollte, wo hat er das gemacht?«

»Er saß immer in der alten Melkkammer, da rauchte er auch seine Pfeife. Die brauchen wir ja nicht mehr, wir haben keine Rinder. Er saß auf einer Kiste, in der früher Kraftfutter war. Genau darüber ist eine sehr helle Lampe, und die Kammer ist gefliest. Da hatte er diese Hefte auf den Knien liegen, das weiß ich.« Dann kamen unvermittelt beide Hände zum Gesicht, dann strich er sich fahrig über die Wangen. »Jetzt weiß ich, was du meinst, jetzt gehe ich gucken.« Er stand auf und ging sehr schnell hinaus.

»Das wäre ja eine echte Überraschung«, sagte seine Frau.

Der Sohn des alten Jakob kam nach ein paar Minuten zurück und warf ein schwarzes Quartheft auf den Tisch. »Da ist es. Es lag in dem alten Steuerungsmodul der Melkanlage, und auf der

ersten Seite steht groß: 2009. Wir haben niemals da gesucht, wo es wirklich liegen musste.« Er war verwundert über sich selbst.

»Wir haben es jetzt«, murmelte ich beruhigend. »Schlag bitte die letzten Aufzeichnungen auf, also November.«

Er blätterte, er fuhr mit dem Zeigefinger über einzelne Seiten, er hielt inne, er blätterte zurück, dann wieder vor und hielt endlich auf einer Seite. Wir sahen an seinem Gesicht, dass es ihn packte, wir sahen, wie er seinem Vater begegnete.

»Kein bestimmtes Datum, nur November, eine ganze Seite voll«, erklärte er dann zittrig. »Hier steht: *Ich möchte wissen, warum der Junge jetzt dauernd kommt. Er macht in der letzten Zeit einen sehr nervösen Eindruck. Er ist voller Hass, er sagt: Sie haben meinen Vater getötet! Dabei schlägt er wie wild mit der Faust auf das Holz vom Gatter und tut sich richtig weh. Es blutet stark, ich gebe ihm mein Taschentuch.*« Dann sah er uns an und war offensichtlich verwirrt. »Ich weiß nicht, was das soll, ich verstehe das nicht. Ich habe nie gehört, dass ein Vater getötet wurde. Welcher Vater?«

»Gibst du mir das Heft? Ich brauche es auch für die Mordkommission. Wir müssen jeden Text unter die Lupe nehmen.«

»Sicher«, sagte er nur und reichte mir die Aufzeichnungen des alten Jakob Lenzen herüber. »Aber ich brauche das wieder. Ganz unbedingt brauche ich das zurück!«

Wenige Minuten später führen wir wieder.

Werner saß neben mir und blätterte in dem Quartheft. Er bemerkte nachdenklich: »Es ist schon merkwürdig, dass das hier die einzigen Papiere sein sollen, die der Wahrheit nahe kommen.«

»Wenn das so ist, haben wir endlich einen Schlüssel zu dem Geschehen.«

»Hier steht für den Januar 2009: *Es ist jetzt sicher, dass Walterscheid für die Offroad-Strecke in Drees nahezu eine Million bezahlt hat.* Der nächste Satz lautet: *Für einen wertlosen alten Steinbruch ist das ziemlich viel.*«

»Das war bisher ein Verdacht«, erklärte ich. »Das muss man sich einmal vorstellen. Ein Gutachter hat das Gelände auf maximal 100.000 Euro geschätzt.

Also wurde das Zehnfache gezahlt. Woher, um Gottes willen, hat der alte Jakob das wohl erfahren?«

»Kann es nicht sein, dass die Verkäufer beim ihm aufgetaucht sind und sich kaputtgelacht haben?«

»Kann sein«, nickte ich. »Das würde zur Eifel passen. Und auch zu Jakob Lenzen.«

»Und was jetzt?«

»Jetzt besuchen wir eine Frau namens Dagmar Grundmann, die Chefsekretärin von Claudio Bremm. Die Frau, die absolut nichts weiß, wie unser Freund Rodenstock gesagt hat. In Meuspath wohnt sie, Industriering 11.«

»Was wollen wir von ihr?«

»Ihre Lügen anhören«, sagte ich. »Aber erst einmal rufen wir sie an, damit sie uns einlässt.« Ich fuhr rechts heran und hielt.

Es war nicht schwierig, ihre Telefonnummer herauszufinden, und ich stellte mich vor und eröffnete: »Es wäre gut, Frau Grundmann, wenn Sie mit mir sprechen würden.«

»Das werde ich auf keinen Fall tun.« Ihre Stimme war ein Alt, sie klang beruhigend und sympathisch.

»Ich spreche nicht mit den Medien, auf gar keinen

Fall.«

»Aber Sie sollten mir zumindest erklären, warum Sie der Geschäftsleitung vorgespiegelt haben, dass Sie zusammen mit Ihrem Chef Dienstreisen unternahmen, obwohl Herr Bremm die Lily Aussem mitnahm, aber niemals Sie. Das war ja so auch vorher abgesprochen, also geplant. Wenn ich das richtig deute, ist das Betrug.«

»Das stimmt aber nicht!«, sagte sie scharf.

»Nun ja, ich habe Beweise dafür.«

»Was sollen denn das für Beweise sein?«

»Die Aussagen Dritter«, sagte ich.

»Ach ja? Und wer sind diese Dritten?«

»Die Buchhalterin Ruth Granmeier, zum Beispiel. Frau Grundmann, ich möchte nicht am Telefon mit Ihnen herumstreiten. Das ist doch nutzlos. Wann kann ich denn bei Ihnen sein?«

Sie schwieg sehr lange. Dann stieß sie hervor:

»Aber ich warne Sie, ich weiß so gut wie nichts ...!«

21. Kapitel

Industriering klang nach kühlem Klinkerbau, nach

Beton und Stahl, aber es war ein altes Trierer Einhaus, wahrscheinlich das Haus ihrer Eltern. Der alte Wohnteil war gut zu erkennen, der Scheunen- und Wirtschaftsteil ausgeräumt und ausgebaut, altes Eifeler Fachwerk, die schwarzen Eichenbalken krumm vom Alter, aber eisenhart wie für die Ewigkeit. Rundherum zog sich ein Garten, von dem im Dezemberregen nicht viel zu sehen war. Aber man sah dennoch, dass sie ihn hegte und pflegte.

»Sehr hübsch«, sagte Werner. »Hoffentlich hat sie einen Kognak.«

»Hast du Schmerzen?«

»Na ja, es geht noch, aber es scheint wiederzukommen.«

»Was ist mit dem kleinen Flachmann?«

»Schon leer.«

Sie öffnete uns die Tür, sie sagte sehr flach: »Kommen Sie herein, meine Herren.« Sie sah uns nicht an. Dann ging sie vor uns her einen langen Flur entlang, dann öffnete sie die Tür zu einem sehr großen Raum und sagte: »Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

In einem Kamin brannte ein Feuer, davor stand

eine große Sitzgruppe aus dunkelbraunem Leder, spiegelnd gepflegt. Der Boden war mit Terrakotta-Fliesen belegt, darauf echte Teppiche, darunter zwei sehr große, dunkelrote Afghane.

»Das ist ja wunderschön«, sagte ich und meinte es auch so.

»Es ist das Haus eines Onkels, das ich vor dem Abriss bewahrt habe. Ich dachte, es sei zu schade, um es so einfach verschwinden zu lassen. Was kann ich Ihnen anbieten?« Sie war um Distanz bemüht, um Kühle, um Sachlichkeit. Sie trug das perfekte kleine Graue der Chefsekretärin, über schwarzen, glänzenden High Heels, dazu eine hellgraue Bluse, die oben am Hals gerüscht war. Das Haar war schwarz und lang bis auf die Schultern. Schmuck trug sie nicht. Was Rodenstock gesagt hatte, stimmte, sie war eine schöne Frau.

»Mein Freund Werner braucht dringend einen sehr großen Kognak«, bat ich. »Er hat sich eine sehr lästige Darmgeschichte angelacht. Und ich hätte gern Kaffee, wenn er vorhanden ist. Ansonsten reicht mir ein Wasser, wir wollen Sie ja nicht allzu lange stören.«

»Dann muss ich Sie kurz allein lassen«, sagte sie und verschwand wieder.

»Eine harte Nuss«, flüsterte Werner.

»Das macht nichts, das kriegen wir auch erledigt«, gab ich zurück.

»Wieso ist die so perfekt aufgetakelt?«

»Sie lebt ihre Rolle«, sagte ich. »Sie hat vielleicht nicht mehr.«

Sie kam mit einem beladenen Tablett wieder, und jeder bekam, was er bestellt hatte. Sie hatte für sich selbst einen Sherry eingegossen, Werner bekam einen sehr großzügigen Schmerzkiller.

Als sie saß, trank sie einen kleinen Schluck und kam uns mit einer sehr geschickten Eröffnung.

»Also, ich sage Ihnen, dass ich nicht glaube, dass irgendjemand Wert auf die Feststellung legt, Lily Aussem sei an meiner Stelle mit Herrn Bremm auf Reisen gegangen. Das ist doch Kinderkram angesichts all der Tatsachen, die bei der GmbH aufzuarbeiten sind.«

»Da haben Sie vollkommen recht«, antwortete ich.

»Das sehe ich genauso. Aber es war eindeutig ein Fehler, der Mordkommission zu erzählen, Sie hätten keine Ahnung vom Privatleben Ihres Chefs.

Ich habe einen guten Draht zur Mordkommission und kenne Ihre Aussagen. So kannten Sie zum Beispiel die lange Affäre mit Lily Aussem. Und de facto hatten Sie die Möglichkeit, Frau Bremm und jedermann davon zu erzählen, nicht wahr?«

»Ja, aber warum sollte ich das tun? Privat ist doch privat.«

»Es wurde schließlich ein Mord daraus«, sagte ich.

»Aber es ist doch gar nicht bekannt, weshalb sie getötet wurde. Das tut mir natürlich schrecklich leid und ist wirklich furchtbar. Aber vielleicht steckt etwas ganz anderes dahinter, als die private Geschichte mit Herrn Bremm.«

»Warum wurde denn der alte Bauer getötet, Frau Grundmann? Wie sieht Ihre Vorstellung dazu aus?«

»Das weiß ich nicht, ich habe keine Meinung dazu. Ich habe den ja nicht gekannt.«

»Wir nehmen an, dass Frau Aussem und der Bauer Lenzen aus demselben Grund getötet wurden. Weil sie nämlich für die GmbH eindeutig eine Gefahr waren. Frau Aussem wegen der zahllosen falschen Buchungen, Jakob Lenzen wegen seiner offenen Gegnerschaft zu Herrn Walterscheid. Was haben

Sie eigentlich gedacht, als Ihnen bekannt wurde, dass man Ihren Chef erschossen hat?»

»Es war ein Schock. Ich bin tagelang wie betäubt herumgelaufen und konnte nicht mehr klar denken. Und nur ganz langsam kam das dann bei mir an. Es war furchtbar.«

»Können Sie sich vorstellen, wer so etwas getan hat? Verbinden Sie damit möglicherweise eine Person?»

»Nein. Niemals«, sagte sie hastig, als habe sie Furcht, sich diesem Gedanken zu nähern. Sie trank wieder einen Schluck.

»Wie haben Sie es denn eigentlich erfahren?»

»Also, der Chef hatte einen ... ich meine natürlich Herrn Bremm. Der hatte einen sehr frühen Termin mit der Finanzverwaltung, schon um acht Uhr. Da waren einige Dinge abzuklären. Als er nicht kam, habe ich bei ihm zu Hause angerufen, also in Siebenbach. Niemand meldete sich. Dann kam eine Stunde später eine Kollegin und sagte: Ich muss dir etwas ganz Schreckliches sagen. Ich bin umhergelaufen wie ein blindes Huhn, ich kann Ihnen nicht einmal sagen, was ich dann den ganzen Tag über gemacht habe.«

Im Kamin knisterten die Holzscheite, die Wärme war angenehm.

»Wer ist Engelchen? Wer ist Angel?«

»Das verstehe ich jetzt nicht.« Ihre Stimme war sehr flach und ohne Ausdruck. »Angel, Frau Grundmann. Angel, wie der Engel.«

»Was soll ich damit zu tun haben?«

»Der fuhr die beiden, der fuhr Bremm, der fuhr Aussem. Ich weiß nicht wie oft, aber es muss phasenweise sehr häufig gewesen sein. Und Sie saßen an Ihrem Schreibtisch im Vorzimmer des Herrn Bremm.«

»Ja, und was habe ich damit zu tun?«

»Sie arrangierten das, Sie hatten direkten Zugriff.«

»Das ist nicht wahr«, sagte sie mit einem Gesicht, das plötzlich sehr zerquält aussah.

Ich ließ eine lange Pause entstehen.

Dann setzte ich nach: »Was Sie machen, ist äußerst unklug, Frau Grundmann. Und die Mordkommission wird sich auf keinen Fall mit der Begründung abspeisen lassen, das sei privat. Sie werden eine Zeugin in einem Mordprozess sein, Frau Grundmann. Davor kann Sie kein Mensch bewahren.«

Sie wich aus, sie fragte plötzlich: »Nehmen Sie dieses Gespräch heimlich auf?«

»Nein, so etwas mache ich nie. Und da auf dem Tisch liegt meine Kamera, ich habe sie noch nicht einmal hochgenommen. Ich schreibe auch nicht für eine Zeitung, die morgen erscheint oder einen Online-Dienst.«

Sie stand auf und legte zwei neue Holzscheite auf das Feuer. Die Funken flogen.

»Wer ist Engelchen, Frau Grundmann, wer nennt sich Angel?«

»Warum wollen Sie das denn wissen?«

»Weil er uns wahrscheinlich Auskunft darüber geben kann, wohin er den Bremm und die Aussem fuhr, wer möglicherweise der Mörder ist. Er ist sozusagen unser gemeinsamer Nachtengel, der tiefschwarze.«

Sie schwieg lange, dann sagte sie: »Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Das war alles schon vorher ausgemacht.«

»Wer hat das denn ausgemacht?«

»Der Chef selbst«

»Und wie lief das ab?«

»Er war noch nicht lange da, da gab er mir so ein

Gerät, das wie ein Walkie-Talkie aussieht, wie wir es auch an der Strecke benutzen. Das wurde eingeschaltet, dann meldete sich jemand mit >Angel<, dann sagte ich die Uhrzeit und den Namen. Also zum Beispiel >Lily 21 Uhr<. Das hieß, dass Frau Aussem dann abgeholt werden sollte. Oder eben >Claudio 22 Uhr<. Dann sagte eine Stimme: >Okay<. Und das war es dann.«

»Haben Sie dieses Gerät noch?«

»Ja, natürlich. Im Büro.«

»Haben Sie auch noch einmal hineingesprochen? Meldet sich da jemand?«

»Nein, kein Empfang mehr. Ich habe auch schon im Internet gestöbert. Kein Angel, jedenfalls keiner, der damit zu tun haben könnte. Nur verrückte Jugendliche und jede Menge Prostituierte und Bars.«

»Es war aber eindeutig eine männliche Stimme?«

»Ja, eindeutig.«

»Eine alte Stimme, oder die Stimme eines jungen Mannes?«

»Das weiß ich nicht. Diese kleinen Lautsprecher quaken so, da kann man keine Stimme erkennen.«

»Wie groß ist die Reichweite dieser Geräte?«

»Man sagt, zwanzig Kilometer.«

»Wie haben Sie sich dabei gefühlt?«

»Scheußlich.« Dann senkte sie ihren Kopf ganz langsam und bedeckte ebenso langsam ihr Gesicht mit den Händen. »Da fühlt man sich so beschissen«, heulte sie.

Wir warteten eine Weile, dann fragte ich sie nach einer Toilette.

»Vierte Tür links«, antwortete sie.

Ich ging bis zur vierten Tür nach links, öffnete sie, ging hinein, wartete dann eine Weile, drückte die Spülung, öffnete die Tür, schloss sie hinter mir und öffnete dann die dritte Tür. Es war ein Bad. Dann die nächste, die zweite Tür aus beiden Richtungen. Das war ihr Schlafzimmer, ein verspielt eingerichteter Raum. Neben dem großen Bett ein kleiner Nachtschrank. Auf dem stand ein großes Fotoporträt des Claudio Bremm hinter Glas, versehen mit einer schwarzen Schleife.

Ich schloss die Tür wieder und ging in das Kaminzimmer zurück.

Werner sagte gerade: »Sie haben doch gelesen, dass Bremm mit einer Maschinenpistole getötet wurde. Haben Sie denn eine Vorstellung, wer so

etwas hätte tun können?«

»Habe ich nicht, ich hatte einfach nur Angst.«

»Angst, dass auch Sie getötet werden könnten?«

»Nein, nein, nicht um mich. Ich weiß nicht. Es war so unfassbar. Das ist es auch jetzt noch. Ich habe sogar hier im Haus jede Tür abgeschlossen, und ich habe hier nicht allein sein können, ich habe drei Nächte bei einer Freundin geschlafen.«

»Die Waffe ist ziemlich ungewöhnlich in dieser Region«, sagte ich. »Kennen Sie denn jemanden, der eine solche Waffe besitzt?«

»Also, Herr Bremm hatte Waffen, er ist ja Jäger, das weiß jeder. Aber ich kenne mich bei Waffen überhaupt nicht aus. Er hat bei diesen Jägerabenden sogar mal eine geschenkt bekommen, weil er irgendein Wild nicht getroffen hatte. Und die Jägerfreunde haben dann einen Scherz gemacht und gesagt, mit dieser Waffe würde er jedes Wild treffen. Das war so ein Ding mit ziemlich viel Holz dran, und unten, da wo man abdrückt, war so ein rundes, breites Ding aus Blech, oder was weiß ich, also ich weiß nicht, was das war.«

Es gab erneut eine lange Pause, und vermutlich

dachte sie, die Befragung sei am Ende angelangt.

»Noch ein Kognak? Noch ein Kaffee?« Das klang munterer, das klang wieder nach normalem Betrieb.

»Einen Schluck Kognak noch, bitte«, sagte Werner.

»Sie haben eben eine russische Kalaschnikow beschrieben, Frau Grundmann, eine Maschinenpistole. Er ist mit so einer Waffe erschossen worden. Waren Sie jemals in seinem Haus in Siebenbach?«, fragte ich.

»Ja sicher, viele Male sogar. Wenn er Gäste hatte und seine Familie nicht hier war. Ich habe dann die Hausherrin spielen müssen, er hat mich darum gebeten. Das wusste seine Frau aber.« Sie goss mit ruhiger Hand etwas von dem Kognak in Werners Glas.

»Was waren das denn für Gäste?«

»Also, wie erwähnt, meistens seine Jagdfreunde. Auch schon mal Gäste der GmbH. Aber das seltener. Ich sprach das Essen mit ihm ab, bestellte es dann im Hotel Lindner, und die brachten es. Ich holte ein paar junge Frauen aus der Firma zu Hilfe, die bedienten, und wir zahlten ihnen ein Honorar.«

»Er verließ sich also auf Sie«, sagte ich.

»Ja, so muss es ja auch sein.« Das klang sehr selbstzufrieden.

»Ganz richtig. Wenn Jäger versammelt sind, geht es meist hoch her. Wie verliefen denn diese Treffen?«, lautete meine nächste Frage.

»Da wurde richtig gut getrunken«, sagte sie mit einer Spur von Erstaunen, als könne sie das immer noch nicht begreifen. »Die Witze waren sehr derb, richtige Herrenwitze würde ich mal sagen. Und manchmal sagte der Chef oder ein anderer: Jetzt müssen Sie aber rausgehen, Frau Grundmann, jetzt wird es ganz scharf.«

»Entzückend«, murmelte Werner.

»Als ihm diese Kalaschnikow geschenkt wurde, weil er nicht getroffen hatte, was war da los? Können Sie sich für uns noch einmal daran erinnern? Wie viele Gäste waren denn da?«

»Zwanzig, dreißig«, antwortete sie. »Das war ja unterschiedlich. Da wurden viele Reden gehalten, und meistens war das lustig. Und einer von den Herren trat dann vor und überreichte Herrn Bremm diese Waffe. Sie war natürlich eingewickelt, auf dem Papier waren lauter kleine Osterhäschen, ganz

bunt. Dann wickelte Herr Bremm die Waffe aus, und der, der sie mitgebracht hatte, sagte irgendetwas von geölt und schussbereit und soundsoviel Schuss, und damit würde Herr Bremm schließlich alles treffen, was kreucht und fleucht. Das weiß ich noch, weil da so ein Riesengelächter war. Und ich weiß es noch, weil einer der Herren sagte: »Sie haben jetzt aber nichts gesehen, Frau Grundmann.«

»Haben Sie diese Waffe jemals wiedergesehen, Frau Grundmann?«

»Nein. Aber für diese Dinge hatte er ja Schränke. Ich glaube im Keller, aber so genau weiß ich das nicht, ich war ja selten da unten.«

»Und fuhr Angel auch die Betrunkenen nach Hause?«

»Nein, das nicht. Nie. Damit hatte der nie etwas zu tun. Da achtete Herr Bremm sehr genau darauf, da kam sich nichts in die Quere, das war säuberlich getrennt.«

»Wir hatten also eine streng geregelte Logistik. Angel nur für Claudio und Lily, der Rest betraf die Jägerschaft und andere Gäste. Und wer fuhr da die Betrunkenen nach Hause oder ins Hotel?«

»Verschiedene, sage ich mal. Meistens junge Leute aus der GmbH, aber auch schon mal Taxis. Das kam eben drauf an, wie spät es war.«

»Und es gab in den Jahren niemals eine Panne mit Angel? Hat er nie gesagt, heute habe er keine Zeit? Wirklich nie? Hat er nie gesagt, das Auto sei kaputt oder Ähnliches?«

»Daran kann ich mich wirklich nicht erinnern.«

»Aber manchmal, tagsüber im Betrieb, haben Sie garantiert gedacht: Das könnte Angel sein.« Ich sah sie nicht an, ich wusste genau, wie sie sich fühlte. Sie war seit vielen Minuten auf dem Rückzug, und sie wusste das.

»Ja«, nickte sie nach einer langen Pause, »das ist schon vorgekommen.« Sie wurde jetzt lebhaft, sie beugte sich in ihrem Sessel weit vor, sie fuchtelte mit beiden Händen. »Also, da gibt man Anweisungen, man sagt >Lily 18 Uhr< oder >Claudio 22 Uhr<, oder so was. Am anderen Ende sagt jemand nur >okay<. Er fragt niemals: >Wie geht's denn heute?< Er sagt immer nur ein Wort: >okay<. Du fragst dich, wer das denn wohl ist. Manchmal denkst du: Das ist ein Roboter, der kann nur ein Wort.«

»Und wann fiel Ihnen ein: Der da könnte es sein?«
»Das war im letzten Frühjahr, ich glaube im März. Da bin ich nach Dienstschluss, so um fünf, in den Boulevard gegangen, um jemanden zu treffen. Da kam mir der Sohn der Nachbarn entgegen, der Kurt. Der sah mich so komisch an, der grinste irgendwie so, als hätten wir dauernd miteinander was zu tun. Und er sagte so anbiedernd: >Hallo, Nachbarin, wieder mal unterwegs?< So burschikos fand ich das damals, fast unhöflich. Eine gute halbe Stunde vorher hatte ich einen Termin für Lily durchgegeben. Ja, da habe ich gedacht: Der kann das sein.« Sie verschränkte ihre Hände ineinander. »Das ist natürlich alles Blödsinn, ich weiß das, aber manchmal hat man solche Ideen.«
»Die Wegemanns wohnen hier um die Ecke?«
»Ja, hundert Meter weiter. Einfache Leute. Die hatten viel Pech. Der Vater musste eingeliefert werden in die Psychiatrie. Also, der war völlig von der Rolle. Das kommt in der Familie häufig vor, das ist nicht der erste Fall. Er hatte schreckliche Vorstellungen, er hat behauptet, Gegner des Nürburgrings wollten die Verwaltung in die Luft sprengen und derartige Dinge. Also, das war

schlimm, und er ließ sich nicht davon abbringen und wurde immer verrückter. Er hat auch Herrn Bremm draußen auf der Straße abgepasst und ihm gesagt, Herr Bremm stünde als Erster auf der Liste der Killerschweine, und so etwas. Er sprach dauernd von >Killerschweinen<. Also, der Mann war auch schon mal Hausmeister in der *Grünen Hölle*, aber er war immer schon komisch, er fiel vollkommen aus der Reihe.«

»Kommen wir zu einem anderen Problem«, sagte ich ablenkend. »Wer immer Angel war, er musste ja bezahlt werden. Haben Sie eine Ahnung, auf welchem Weg er bezahlt wurde? Haben Sie jemals erlebt, dass Herr Bremm irgendeine Anweisung für irgendjemanden ausstellte, und Sie sich vorstellen konnten, dass es Engelchen betraf? Hat er jemals erwähnt, er müsse Angel noch bezahlen? Oder Engelchen? Schon der kleinste Hinweis könnte uns helfen.«

»So etwas ist nie passiert, das wüsste ich. Ich wollte ja selbst gern wissen, wer dieser Engel war. Ich nehme an, er hat diesen Engel unterwegs bezahlt, wenn der ihn fuhr. Also bar.«

»Wir danken Ihnen sehr«, sagte ich. »Wir

verschwinden jetzt. Ich werde der Mordkommission weitergeben, was Sie gesagt haben. Die werden dann natürlich auf Sie zukommen.«

»Ja«, nickte sie. »Es ist ja wohl besser, man sagt, was man weiß.« Sie brachte uns an die Haustür, und es war deutlich, dass sie diese Periode ihres Lebens so gründlich vergessen würde, wie es ihr möglich war. Vor allem diesen dubiosen Angel, von dem sie wahrscheinlich niemals erfahren würde, wer er war, von dem sie aber noch als alte Frau Schreckliches träumen würde.

Es war mittlerweile stockdunkel, der Abend war angebrochen, es regnete leicht. Ich fuhr ein paar Meter weiter, um zu sehen, wo Kurt Wegemann lebte.

Es war ein spitzgiebliges, kleines, vernachlässigtes, graues Haus aus den Sechzigern, rechts davon ein verwahrloster Holzschuppen, in dem wahrscheinlich sein dunkler Ford Ka stand. Der Garten vernachlässigt, vermoost, mit zerstörten Plattenwegen, nicht mehr erkennbaren Beeten. Drei uralte Apfelbäume, seit zwanzig Jahren nicht

beschnitten. Zwei mattgelb erleuchtete Fenster rechts von der Eingangstür machten einen hoffnungslosen Eindruck, kein Anwesen, in dem Leben zu Hause sein konnte.

»Er hat mit gesagt, dass er Philosophie in Köln studiert, manchmal die Plastikkarte verkauft, mit der man da oben alles bezahlen kann. Und er wollte händeringend Fotos vom toten Bremm und von der toten Lily Aussem«.

»Wozu das?«

»Um sie einfach anzusehen«, sagte ich. »Vielleicht wollte er sie rahmen und an die Wand hängen.«

»Das ist aber bemerkenswert«, murmelte Werner.

22. Kapitel

Ich rief noch von unterwegs Gabi an, ich brauchte Trost und Hilfe. Ich sagte: »Ich möchte, dass du mir eine Kerze anzündest und mir eine Gute-Nacht-Geschichte erzählst.«

»Soll ich ein paar Pizzen mitbringen?«

»Das hört sich gut an. Bis gleich.«

Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass Werner sagte: »Ich glaube, ich lege mich gleich

hin. Ich fühle mich irgendwie schlapp und total leer. Manchmal denke ich, dass meine Beine mich nicht mehr tragen.«

Er ging vor mir her in das Wohnzimmer, er suchte sich eine Flasche mit Pfirsichschnaps von der Mosel aus und goss sich einen kräftigen Schluck ein. Dann stand er an der Tür zur Terrasse und wartete wohl auf den Kick, der ihm die Erleichterung brachte und ihm die Schmerzen nahm.

Ich kann mich auch noch gut daran erinnern, dass er dann plötzlich tief durchatmete, den Kopf ganz tief senkte, als betrachte er angestrengt irgendetwas auf den Fliesen zu seinen Füßen. Seine Arme schossen plötzlich hoch, das Glas flog ihm aus der Hand, er bückte sich, als habe er einen ungeheuren Schmerz, dann beugte er sich weit vor und fiel einfach nach vorn, wobei er mit dem Kopf gegen die Scheibe der Tür knallte. Es war ein sehr lautes, hässliches Geräusch. Dann lag er vollkommen verkrümmt auf den Fliesen.

Ich weiß, dass ich brüllte: »Mach keinen Scheiß!« und zu ihm hinlief.

Alles danach ist heute sehr verschwommen und keine klare Erinnerung, chaotisches Stückwerk.

Ich rief meine Ärztin Dorothea Harbusch an und bat sie, sofort zu kommen. Ich weiß nicht mehr, was genau ich ihr sagte. Dann rannte ich in die Küche und machte ein Küchentuch tropfnass. Das faltete ich und legte ihm das auf die Stirn.

Sein Gesicht war grau, ich hatte solche Gesichter schon einmal gesehen, wusste aber nicht, wo. Ich rupfte verzweifelt an ihm herum, damit er sich auf den Rücken legen konnte und sich nicht so verspannte.

Schließlich lag er auf dem Rücken, und ich sagte dauernd: »Junge. Wach auf, Junge, komm schon, Junge.« Dann sah ich, dass er zwischendurch anscheinend ganz normal atmete, dann aber wieder stockend und mühsam. Ich wusste nicht, was das bedeuten mochte. Also kniete ich da neben ihm, sah ihn atmen, sah die geschlossenen Augen ein wenig zucken, die grauweiße Haut, die den Eindruck machte, als könne man sie einfach abziehen wie eine Plastikmaske.

Für Sekunden wunderte ich mich wohl auch, dass Jennifer und Emma nicht erschienen. Sie hatten eine Notiz auf den Tisch gelegt, dass sie bei Rodenstock in Heyroth waren. Den Zettel

entdeckte ich erst am nächsten Tag.

Zuerst kam Gabi und erschrak, als sie mich sah. Ich weiß nicht mehr, was sie sagte und ob sie etwa sagte. Tage später äußerte sie: »Du sahst aus, als habest du den Tod persönlich gesehen.«

Dann knieten wir beide neben Werner auf den Fliesen, und sie stellte sehr sachlich fest: »Wir müssen ihn auf das Sofa heben. Nimm ihn mal oben an den Schultern.«

Wir schleppten ihn um den kleinen Tisch herum und legten ihn auf das Sofa. Ich zog ihm die Schuhe aus, das weiß ich noch, weil in den Schnürriemen ein sehr fester Knoten war, den ich kaum lösen konnte.

»Was hat er denn?«, fragte sie.

»Das weiß ich nicht. Er hatte ziemlich oft Schmerzen, und er trank dagegen einfach Kognak und Schnaps. Ist er jetzt ohnmächtig?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete sie. »Kommt ein Arzt?«

»Ja, natürlich.«

Als die Ärztin klingelte und ich zur Haustür ging, hatte ich einen Moment lang das bedrückende Gefühl, ich hätte Werner unbedingt eher zu einer

Untersuchung überreden müssen. Gleichzeitig erschien mir der Gedanke im Nachhinein abwegig, weil ich ihm ein Bett gegeben hatte, meine Kleidung und ein Entlausungsmittel, um Tausende von Kilometern erst einmal abstreifen zu können. Schrittweise, bitte.

»Er ist jemand ohne alles«, erklärte ich hektisch. »Er hat fünfzehn Jahre auf der Straße gelebt, er ist ein alter Freund aus wunderbaren, gemeinsamen Tagen, er hat nicht einmal einen Ausweis, ihn gibt es einfach nicht. Aber tun Sie alles, ich bezahle alles. Er heißt Werner Schlosser, er ist achtundvierzig Jahre alt. Und er ist einfach umgekippt.«

Ich nehme an, dass ich das alles zweimal oder dreimal ausführte, ich nehme auch an, dass mein Gerede der sehr praktischen Dorothea Harbusch erst einmal gänzlich wurscht war. Sie wollte helfen, keine Mutmaßungen hören. Ich erinnere mich deutlich an meine Formulierung »wunderbare, gemeinsame Tage«, ich finde sie heute noch angemessen.

Also stellte sie ihre Tasche neben Werner, schubste ihn ein wenig beiseite, damit sie Platz hatte und

öffnete dann ihre Bereitschaftstasche.

Zu diesem Zeitpunkt, daran erinnere ich mich, schien Werner etwas sagen zu wollen. Er bewegte sich plötzlich, seine Arme bewegten sich, sein Kopf rollte unruhig hin und her.

»Langsam, junger Mann«, sagte die sehr praktische Dorothea Harbusch. »Erst wollen wir feststellen, ob Sie so etwas wie einen Kreislauf haben.«

»Wir gehen dann mal«, sagte Gabi energisch, stieß mich in Richtung Küche und machte die Tür hinter uns zu.

»Willst du jetzt eine Pizza oder später?«, fragte sie. »Eher später«, sagte ich. »Da geht der hin und fällt einfach um.«

»So etwas gibt es«, stellte sie fest. »Was weißt du eigentlich von ihm?«

»Nichts über die Jahre auf der Straße. Er kam hier an, weil er mich treffen wollte. Er hat um nichts gebeten, er hat nicht einmal gefragt, ob er eine Nacht hier schlafen kann. Er stand einfach vor der Tür. Er ist ein wichtiges Stück meines Lebens.«

»Ich glaube, ich mache uns einen Kaffee«, sagte sie ruhig. »Das sind wir dem Leben schuldig.«

Ich musste lachen. »Na ja, er hat sich bewegt, er

wollte schon wieder frech werden. Wird schon alles in Ordnung gehen.«

Wenig später saßen wir vor einem Kaffee, als die Ärztin klopfte und sagte: »Also, ich kann es nicht verantworten, ihn hierzulassen. Ich habe das Rote Kreuz verständigt. Nicht den Notarzt. Sie nehmen ihn in Daun auf. Er hat einen extrem niedrigen Blutdruck, er ist extrem abgemagert, er ist todsicher unterernährt, und er hat starke, sehr starke Schmerzen im Bauchraum. Ich habe ihm etwas spritzen müssen. Das muss dringend abgeklärt werden. Mehr kann ich nicht für euch tun, Leute. Packt ihm ein paar Sachen zusammen, die Ambulanz kommt gleich.«

»Auf was tippen Sie denn?«, fragte ich.

Sie lächelte. »Ich tippe nicht«, sagte sie. »Ich habe keine Ahnung, wie er gelebt hat.«

»Kann ich mit ihm fahren?«

»Würde ich nicht raten. Sie werden ihn möglicherweise erst einmal in die Intensiv legen, Sie würden ohnehin nur auf einem Flur herumsitzen. Dieses Formular hier müssen Sie ihm mitgeben.« Sie legte einen ausgefüllten Zettel vor mich hin.

»Komm, wir packen ihm ein paar Sachen«, sagte Gabi resolut.

»Sie können mich jederzeit anrufen«, sagte die Ärztin. »Wenn Sie Fragen haben.«

Die Stille im Haus schien mir erdrückend.

Werner lag auf dem Sofa, hielt die Augen geschlossen. Er bewegte sich nicht, nur seine rechte Hand zuckte.

Ich sagte: »Junge, mach keinen Scheiß!« Aber ich wusste, dass das lächerlich klang. Wahrscheinlich hörte er mich überhaupt nicht, wahrscheinlich war er betrunken von der Spritze gegen den Schmerz.

Wir packten ihm einen Koffer mit allem, was er voraussichtlich brauchen würde, dann warteten wir auf die Ambulanz, und ich wurde plötzlich erneut für eine Minute hektisch, weil er ja kein Geld hatte. Ich packte ihm also zwei Scheine in ein Kuvert und legte das oben in den Koffer. Dann setzte ich mich neben ihn und hielt seine Hand.

Die Ambulanz kam, die Männer standen vor der Tür, sie wirkten sachlich energisch.

»Es ist wichtig, dass er nichts besitzt«, erklärte ich.

»Ich bezahle alles, auch den Transport.«
Gleichzeitig dachte ich: Was redest du da für einen

Blödsinn? Ich versuchte das erneut, ich sagte: »Die Rechnung geht an mich.« Da dachte ich: Du klingst, als würdest du in einer Kneipe eine Runde ausgeben.

Einer der beiden erwiderte knapp: »Wir tragen das so ein. Wo liegt der Kranke?«

Sie packten ihn auf die Trage, schoben sie in den Wagen, und verschwanden mit ihm in der Nacht.

»Es ist schon gut«, sagte Gabi. »Er kommt ja bald wieder. Erst einmal ist es gut.«

»Es ist einfach scheiße!«, brüllte ich.

Dann klingelte es, mein Nachbar Rudi Latten stand vor der Tür und sagte ohne Punkt und Komma: »Ich will einfach fragen, ob wir helfen können. Wir haben den Krankenwagen gesehen.«

»Mein Freund Werner«, sagte ich. »Ein alter Bekannter aus einem anderen Leben. Nun müssen wir mal warten, was ist.«

»Du weißt ja, einfach schellen«, erklärte Rudi.

»Wenn was ist, einfach Bescheid geben.«

»Vielen Dank«, nickte ich gerührt.

Mein Kater Satchmo meldete sich von irgendwoher aus dem Haus und klagte über die allgemeine Hungersnot. Ich gab ihm etwas

Industriefutter, und er trollte sich wieder.

»Erzähl mir von ihm«, sagte Gabi, setzte sich neben mich auf das Sofa und nahm meine Hand.

»Ich habe mich gefreut, als er kam«, begann ich.

»Wir lebten in München, und ich habe den Verdacht, dass wir beide damals nicht sehr erwachsen waren. Wahrscheinlich sind wir das heute noch nicht...«

Ich erinnere mich, dass ich Sätze gebrauchte, die ich noch nie gebraucht hatte, weil ich plötzlich feststellte, dass ich nicht nur von Werner berichtete, sondern vor allem von mir selbst, von Zweifeln und Versagen, von Verlust und schlechtem Gewissen, von Niederlagen und ganz erschreckend winzigen Triumphen.

»Er hat sich verweigert, nicht wahr? Er ist auf die Straße gegangen, er hat gesagt: >Ich will euer normales Leben nicht!<«, murmelte sie.

Es war schon neun Uhr als wir beschlossen, eine Pizza in den Ofen zu schieben, uns einen möglichst schönen Abend zu bescheren.

Aber dann rief Emma an und sagte: »Da hat der Mörder angerufen, der eigentlich dich wollte. Er

hat auf meinen Anrufbeantworter gesprochen. Hör dir das mal an ...«

Da war die Stimme wieder: »Würden Sie diese Nachricht bitte an Herrn Baumeister weitergeben. Danke. Ihr Anrufbeantworter liegt wahrscheinlich bei der Mordkommission zur Bearbeitung, also nehme ich einmal diese Nummer. Sie haben Ihr Köpfchen gebraucht, Sie haben diese miese Hure Lily gefunden, die sich reich vögeln wollte. Gratulation, Herr Baumeister. Ich melde mich erneut, sollte ich beschließen, ein weiteres nutzloses Leben zu beenden.«

»Was sagt Rodenstock dazu?«

»Er will es sofort weiterleiten an die Kommission.«

Da fiel mir siedendheiß ein, dass ich wegen Werners Zusammenbruch noch gar nicht mit ihm oder mit Kischkewitz gesprochen hatte. »Kannst du mich mit ihm verbinden?«

Rodenstock sagte: »Ich habe mitgehört.«

»Wir haben die Aufzeichnungen vom alten Jakob Lenzen gefunden«, sagte ich. »Die können hier bei mir abgeholt werden. Und sag Kischkewitz bitte auch, die Kommission kann jetzt auf die Sekretärin

von Bremm losgehen. Sie wird reden. Dann eine wichtige weitere Nachricht für die Kommission: Bremm hat, Datum unbekannt, von seinen Jagdgenossen eine schussbereite Kalaschnikow geschenkt bekommen. Frage: Hat die Kommission die in seinem Gewehrschrank gefunden? Und noch etwas: Wenn er sich zu Fahrten entschloss, die er in Sachen käufliche Liebe unternahm, benutzte er als Verbindung zu seinem unbekannten Fahrer ein Walkie-Talkie.«

»Sieh einer an! Und sonst?«

»Wir mussten Werner in die Klinik bringen, er fiel plötzlich um. Jetzt wird er untersucht. Ansonsten habe ich keine gute Idee, was den Nürburgring betrifft. Bleiben die Frauen bei dir?«

»Ja, wird so sein, nehme ich an. Sie kommen morgen gegen Mittag wieder. Und alles Gute für deinen Freund.«

»Eine Frage noch: Ihr habt sicher schon das Internet und die allgemeinen Telefonlisten angeschaut. Ist da nichts von einem möglichen Täter zu finden?«

»Nein«, sagte er. »Der Absender der ersten Nachricht an dich und der zweiten auf dem

Anrufbeantworter von Emma ist unbekannt und lässt sich nicht verfolgen. Wir nehmen an, er hat nicht ein Handy benutzt, sondern mehrere. Die ganz billigen wahrscheinlich, die er aktiviert und anschließend wegschmeißt. Und er hat garantiert alle Worte vermieden, die auf den Nürburgring hindeuten. Und im Internet ist nichts zu finden, alles ein Brei. Ich schicke dir einen Kurier.«

Ich weiß noch sehr genau, dass ich Gabi nichts von alldem erzählte, weil ich den Schrecken in ihrem Gesicht vermeiden wollte, wenn ich sagte: Da hat mich doch schon wieder der Mörder angerufen, stell dir das vor ...

»Es kommt gleich ein Kurier. Wir haben Jakob Lenzens Aufzeichnungen gefunden.«

»Hat er denn etwas geschrieben?«

»Hat er, wie erwartet. Und was für eine Pizza bekomme ich jetzt?«

»Eine, die dich aufbaut. Salami oder Hawaii.«

»Hawaii klingt so schön.«

Sie erklärte wortreich, sie müsse mich unbedingt von Zeit zu Zeit anfassen können. Also setzten wir uns nebeneinander an den Tisch, was nach relativ kurzer Zeit zur völligen Auflösung jedweder

Ordnung führte und die servierten Pizzen vollkommen kalt ließ.

Als der Kurier klingelte und sicherheitshalber auf dem Klingelknopf verharrte, sauste ich mit hoher Geschwindigkeit und dem Quartheft vom alten Jakob Lenzen in den Flur, öffnete die Tür nur einen Spalt und reichte die Unterlage mit der Bemerkung in die kalte Dezemberluft, dass ich gerade in der Badewanne säße. Eine Frau sagte sehr laut und freundlich: »Danke!« und dann: »Schwimmen Sie aber nicht zu weit hinaus.«

Gabi entschied im Sinne einer Spitzensportlerin: »Dann versuchen wir doch mal die Rückenlage.« Irgendwann bemerkte sie: »Du hast wahrscheinlich im Augenblick zu viele Probleme.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich spüre, dass du an alles Mögliche denkst, alles Mögliche, aber nicht daran, dass wir beide uns gefunden haben.«

»Das ist richtig. Mir ist es wichtig, dass du mich beschützt, herausnimmst aus diesem nervösen Alltag. Aber ich denke dauernd Namen. Werner zum Beispiel, Rodenstock zum Beispiel, Claudio Bremm zum Beispiel, Lily Aussem zum Beispiel.

Der Mörder hat mich ein zweites Mal angerufen und mich gelobt, weil ich sein Opfer Lily Aussem gefunden habe. Es ist wie ein Schmerz.«

Sie raffte den Pullover, den sie getragen hatte, über ihre Brüste, sie starrte mich aus sehr großen Augen an, in denen reines Erschrecken stand. »Das ist doch nicht wahr, oder?«

»Das ist leider die Wahrheit. Und eben habe ich gedacht, dass er hier klingelt, dass ich die Tür öffne, dass er mit einer Waffe vor mir steht und mich vorwurfsvoll fragt, warum ich denn gegen ihn bin, obwohl es keinen Grund gibt, gegen ihn zu sein. Er ist irgendwie schmerzhaft naiv, denke ich. Es tut mir leid, dass mich das so besetzt.«

»Dann müssen wir reden. Nebeneinander liegen und reden. Über diese Dinge reden.« Sie hielt einen Moment inne. »Und ich denke jetzt, dass ich dummes Zeug schwätze und von diesen Dingen keine Ahnung habe.«

»Niemand hat von diesen Dingen wirklich Ahnung. Sie geschehen einfach.«

»Mir ist kalt, ich möchte mich in deinem Bett verkriechen.« Sie sammelte hektisch ihre Kleidung ein, sie machte den Eindruck, als friere sie. Ihre

Augen waren unruhig, glitten durch den Raum, verharren auf den Vorhängen.

»Du hast Angst«, sagte ich.

»Ja, habe ich.«

»Dann fährst du heim, ich fahre hinter dir her.«

»Ja, glaubst du?«

»Wir machen es so«, entschied ich.

Es hatte geschneit, der Schnee blieb liegen. Es war zwei Uhr in der Nacht.

Sie legte Wert darauf, dass ich als Erster durch die Haustür auf meinen Hof ging. Sie zitterte und atmete schnell.

Dann fuhren wir langsam durch die Nacht, und ich blieb dicht hinter ihr und fand es idiotisch, dass ich sie so krass und brutal in ihre Furcht geschickt hatte. Aber ich wusste gleichzeitig, dass ich keine Wahl gehabt hatte.

Auf ihrem Hof kam sie noch einmal an mein Auto und sagte: »Bitte, riskiere nichts. Und sag mir bitte Bescheid, was mit Werner ist.«

Dann fuhr ich wieder durch die Nacht und wusste buchstäblich nicht, wohin ich fahren sollte, in mein eigenes Haus wollte ich unter keinen Umständen. Ich spürte, dass ich unsicher war, viele Fragen

hatte, kaum Antworten. Hatte der LKW-Fahrer uns töten wollen? Oder nur warnen? Warnen vor was, warnen vor wem? Hätte er uns überhaupt töten können? Wirklich geschickt hatte er sich nicht angestellt.

Die Lichter eines Autos tauchten in meinem Rückspiegel auf, vielleicht dreihundert, vierhundert Meter entfernt. Ich gab Gas, ich rutschte in einen Feldweg nach rechts, ich schaltete meine Lichter aus, ich stierte in den Rückspiegel. Das Auto fuhr vorbei und ich zündete mir mit zittriger Hand eine Pfeife an. Diese Nacht war nicht gut, schlafen würde ich ohnehin nicht. Litt ich unter Verfolgungswahn? Nein, der Laster war real gewesen, der Laster ließ sich nicht weglügen. Dann fuhr ich zum Krankenhaus in Daun und fragte, ob ich den diensthabenden Arzt sprechen könne, es gehe um einen Patienten namens Werner Schlosser.

Ich musste eine halbe Stunde in nächtlichem Zwielicht warten, ehe der Arzt kam. Er war ein junger Mann, machte einen energischen Eindruck und sagte von Beginn an, er könne mir nicht viel sagen, außer dass es dem Patienten gut gehe, dass

er stabil sei und sicherlich keine Schmerzen mehr habe.

»Und wir haben ein Problem, denn Sie sind ja kein Anverwandter.«

»Das ist richtig. Aber er hat nur noch einen Vater, der irgendwo im Sauerland in einem Altenheim lebt. Und der hat ihn bei seinem letzten Besuch schon nicht mehr erkannt.«

»Ja, richtig. So weit sind wir auch gekommen. Wie lange haben Sie ihn nicht mehr gesehen?«

»Fünfundzwanzig Jahre ungefähr. Wir waren damals in München befreundet. Können Sie mir denn sagen, an was er leidet?«

»Das kann ich nicht, mein Oberarzt kommt erst morgens gegen acht Uhr. Es liegt noch keine Diagnose vor, wir können bestimmte Untersuchungen erst am Tag machen. Aber Sie können sicher sein, dass er nicht leidet. Sie könnten es um ungefähr 15 Uhr noch einmal versuchen. Dann sind die Besprechungen und Konferenzen gelaufen, und wir wissen, woran wir sind. Mein Oberarzt heißt Harald Müsch.«

Dann saß ich auf einem Parkstreifen in meinem

Auto und überlegte, was der Mörder der Lily Aussem am Telefon gesagt haben könnte, ehe sie die Treppe hinunterlief, um in Adenau in ihr eigenes Auto zu steigen, das er in Bad Neuenahr geholt haben musste. Warum das? Warum so kompliziert? Warum hatte er das Auto geholt? Hatte er einen Schlüssel zu Lily Aussems Auto gehabt? Und wenn nicht, hatte er den Wagen kurzgeschaltet? Wie war er später vom Tatort weggekommen? Zu Fuß? Wohin zu Fuß? Oder hatte er vorher sein eigenes Auto in der Nähe des Tatorts geparkt und war nach der Tat damit weggefahren? Aber wie war er dann nach Bad Neuenahr gelangt, um ihr Auto zu holen? Mit einem Taxi? Im Auto eines Kumpels? Nein - dieser Mörder hatte keine Kumpel.

Er ist kein Teamspieler, hatte Rodenstock überlegt, er ist der, der außen vor ist, er ist die Figur am Rande, die beobachtet und dann allein handelt.

Dann begriff ich, dass ich einen Fehler machte: Das Auto der Lily Aussem war nebensächlich, schrecklich nebensächlich. Der Mörder hatte ein ganz anderes Problem. Um die Lily Aussem töten zu können, musste er sie haben. Er war wütend auf

sie, er wollte sie körperlich bestrafen, auspeitschen, von Beginn an töten. Wie hatte der Mörder auf Emmas Anrufbeantworter formuliert?

»Diese miese Hure, die sich reich vögeln wollte.«

Es war leicht festzustellen, wo sie in Bad Neuenahr wohnte, vielleicht wusste er das auch schon. Also fuhr er zu ihrer Wohnung und klingelte. Er wurde nicht eingelassen, also wiederholte er das Klingeln, ging immer wieder an die Haustür. Über Stunden. Sie war nicht zu Hause, sie war in der Zwischenzeit von der Polizei in Sicherheit gebracht worden, sie hatte ihr Handy wahrscheinlich über viele Stunden abgeschaltet. Irgendwann gab er auf, irgendwann entdeckte er aber auch ihr Auto. Er brach es auf, er schaltete es kurz.

Er erreichte schließlich Lily Aussem. Wo er sich zu diesem Zeitpunkt aufhielt, war im Grunde gleichgültig. Er fragte sie wahrscheinlich, wo sie sei, und wahrscheinlich antwortete sie bereitwillig: »Mitten in Adenau. Da, wo die Schulbusse immer halten.« - »Gut«, erwiderte er. »Dann hole ich dich dort ab.« Vielleicht lockte er sie mit irgendetwas, vielleicht behauptete er, er habe etwas Wichtiges

für sie.

Wie aber konnte er sie eine miese Hure nennen, die sich reich vögeln wollte? Es gab nur eine Antwort: Er kannte sie, und er wusste von ihrem Verhältnis mit Claudio Bremm. Er wusste sogar, dass Bremm sie bezahlte. Also war er Angel, er war das Engelchen, der zornige Engel, dem sie nicht mehr entkommen sollte.

Ich dachte plötzlich, dass er zwei Leben lebte, zwei Leben in einer strengen Parallele.

»Kann ich ein Foto vom toten Herrn Bremm haben? So zerstört wie er war?«

Ich dachte wütend: Das kannst du, mein Freund. Dann startete ich und fuhr nach Hause, und für den Bruchteil einer Sekunde dachte ich, dass es verdammt gut gewesen war, Gabi heimgebracht zu haben.

Ich rief ihn an, er hatte eine Festnetznummer angegeben und eine Handynummer.

»Tut mir leid, Sie zu stören, Herr Wegemann, aber ich arbeite noch und dachte gerade an Sie. Wollten Sie nicht ein Foto vom toten Herrn Bremm haben?«

»Ja, klar«, antwortete er schnell. »Und auch eines

von Frau Aussem.« Er wirkte hellwach.

»Richtig. Die habe ich hier fertig in schwarzweiß. Also, wenn Sie herkommen, können Sie sie mitnehmen.«

»Wann soll ich denn kommen?«

»Ja, wenn Sie wollen, jetzt gleich. Wir sind ja wohl beide Nachtarbeiter.«

»Dann komme ich doch«, sagte er ruhig. »Wo Sie wohnen, weiß ich ja. Also bis gleich.«

Ich rief Rodenstock an und informierte ihn.

»Bist du dir denn sicher?«, fragte er aufgebracht.

»Ja, ziemlich. Er ist eine Nachteule und er ist Angel. Aber komm mir jetzt nicht mit der KSK, dafür bleibt uns keine Zeit!«

»Ich überlege mir etwas«, murmelte er vage. »Sei bitte vorsichtig!«

23. Kapitel

Es war 4.15 Uhr, draußen schneite es sanft, es war sehr kalt. Ich horchte in mich hinein, weil ich nicht genau wusste, ob ich in einer Stunde noch leben würde. Eine Verabredung mit einem Mörder war nicht eben eine alltägliche Geschichte. Gleichzeitig

wollte ich bei klarem Verstand alles tun, um diese ekelhafte Affäre zu beenden. Und ich war wütend genug, mich darauf einzulassen.

Wie verrückt war er eigentlich? Und war er immer verrückt, in jeder Sekunde? Hatte er auch klare Momente? Und ganz entscheidend: Was würde Rodenstock zu meiner Hilfe einfallen?

Ich setzte mich in mein Arbeitszimmer und suchte ein paar besonders ekelhafte Fotos von Bremm und der Aussem heraus und druckte sie großformatig aus. Zusätzlich einige Aufnahmen aus den Serien mit Jakob Lenzen. Sie wirkten wie die Produkte aus einem Gruselkabinett.

Als er draußen vorfuhr, war es 4.50 Uhr. Er kam mit seinem dunklen Ford Ka auf meinen Hof gerollt und wirkte irgendwie springlebendig. »Hallo!«, sagte er. »Ist sonst noch jemand im Haus?«

»Warum fragen Sie das? Ach ja, ich weiß warum: Sie wollen die Chance haben, mich zu töten, nicht wahr? Und das tun Sie in der Regel ohne Zeugen. Also, töten Sie mich, nehmen Sie Ihre Fotos und verschwinden Sie.« Ich war erstaunt über meinen lockeren Ton, erstaunt auch über meine Wut auf

diesen Jungen.

Er stand in der offenen Haustür, er atmete sehr rasch, und er versuchte zu begreifen, was da ablief. Er starrte fassungslos in mein Gesicht.

»Ich kann Ihnen entgegenkommen«, erklärte ich so freundlich wie möglich. »Hat Ihnen schon mal ein Mensch gesagt, dass Sie eigentlich sehr dumm handeln und sehr dämlich vorgehen? Wird Ihr völlig verrückter Vater in seinem psychiatrischen Kerker Sie noch einmal empfangen? Wahrscheinlich nicht, weil Sie versagt haben. Sie sind der ewige Loser, mein Freund, und Sie werden immer einer sein. Ich habe lange überlegt, was Sie eigentlich sind. Ich kam zu dem Schluss, dass Sie ein perfekter Kleinkrimineller sind, ein Eierdieb, wie man früher in der Eifel sagte.« Ich sprach ganz leise, seidenweich, streng vertraulich.

Er bewegte sich nicht, er starrte mich nur an, und er wusste nicht, was er tun sollte. Dann schweifte sein Blick ab, wahrscheinlich fragte er sich, ob das hier die Wirklichkeit war. Glaubte er zu träumen?

»Kommen Sie herein«, sagte ich. »Nur Mut, mein kleiner Freund.« Ich weiß nicht, wie ich aussah, ich weiß nur, meine Beine zitterten.

Er trug einen Trainingsanzug der einfachen Art, dunkelblau, drei weiße Streifen. Jetzt sah er mich nicht mehr an, jetzt starrte er zu Boden, bewegte sich aber nicht, hielt den Rücken steif wie ein Soldat.

»Außer mir ist wirklich niemand hier«, versicherte ich. »Wir könnten dann die Haustür schließen und uns gemütlich hinsetzen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Im Haus ist es auch wärmer. Vielleicht schießt es sich auch besser im Sitzen.« Ich drehte mich ein wenig zur Seite und wies mit der Rechten auf mein Wohnzimmer.

Er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht, es wurde eine Grimasse. Dann fragte er wie ein Kind: »Wie reden Sie denn mit mir?«

»Na ja, wie mit einem Verrückten«, sagte ich. »Wie soll ich denn sonst mit Ihnen reden?«

Er rührte sich, er ging ganz ruhig an mir vorbei in das Wohnzimmer, blieb aber stehen, setzte sich nicht, sah sich nur um. »Ja, so habe ich mir ein Wohnzimmer bei Ihnen vorgestellt«, sagte er etwas heiser.

»Das freut mich aber, wenn ich Ihnen entgegenkommen kann. Sie haben etwas studiert.

Was war das noch gleich? Ach ja, jetzt habe ich es wieder. Philosophie in Köln. Waren Sie tatsächlich jemals in Köln? Haben Sie jemals eine Vorlesung besucht? Wissen Sie, wer Immanuel Kant war? Sie haben nicht einen Monat lang studiert. Sie haben nicht einmal das Abitur!«

»Was soll das?«, fragte er vollkommen verwirrt.

»Eine Frage darf ich nicht vergessen«, sagte ich etwas lebhafter. »Haben Sie eigentlich Freude daran, in die Gesichter Ihrer Opfer zu sehen, wenn sie sterben? Sehen Sie, da liegen die Fotos für Sie, da auf dem Tisch. Sie können sie dann daheim in einen Rahmen stecken und sich einen hübschen Hausaltar bauen. Leute mit Ihren Vorstellungen von Tod und Ende, von Macht und Ohnmacht tun so etwas ziemlich häufig.«

Mensch, tu es endlich! Zeig mir, wer du wirklich bist, dachte ich etwas fiebrig. Ich halte das nicht mehr lange aus. Ob Rodenstock ahnte, was ich hier trieb? Und was wollte er tun? Was konnte er überhaupt tun? Einen Bagger anfahren und die Wand eindrücken?

»Mit dem kleinen Ka da draußen haben Sie die Liebesleute aber wohl kaum kutschiert. Der war

Bremm doch sicher nicht gut genug, nicht wahr?«
»Herr Bremm kaufte mir einen schmucken BMW und stellte ihn mir für die Fahrten zur Verfügung«, sagte er sehr gestelzt und stand noch immer an derselben Stelle. »Er wusste, wie wertvoll ich als Arbeitskraft bin, und er setzte mich entsprechend ein. Er betonte immer, ich sei Spitze, durch nichts und niemanden zu ersetzen.« Er nahm bei diesen Worten eine steife Haltung ein, fast ein bisschen wie auf dem Exerzierplatz.

Und ich dachte: Ja, so war das. Bremm musste sein ganz persönlicher Oberkommandeur gewesen sein. Zu ihm hatte er aufgesehen. »Oh ja, das will ich gern glauben«, höhnte ich. »Der exklusive Taxifahrer fürs Bumsen. Das kleine Weichei mit dem Willen zur Karriere. Wissen Sie was? Der Herr Bremm war vermutlich genauso dämlich wie Sie. Aber warum haben Sie ihn getötet?«

Er bewegte sich endlich, er drehte sich schnell einmal um sich selbst. Wahrscheinlich wollte er sehen, ob nicht hinter einem Tisch oder hinter einem Sessel jemand auf ihn lauerte. Dann schüttelte er wieder heftig den Kopf, dann wirkte er fassungslos über mein scheinbar sinnloses

Gerede.

»Wie Sie reden!« sagte er. »Dz, Dz, Dz. Ich habe Herrn Bremm nicht getötet. Warum denn auch? Er war mein guter Freund, er war ein Freund der Eifel, selbstlos und von starker Sorge getrieben.«

»So einen Blödsinn sollten Sie besser nicht verbreiten. Das ist Sozialschrott, mein junger Freund«, sagte ich. »Ich habe keine Sekunde angenommen, dass Sie ihn getötet haben, aber ich dachte, ich frage mal, weil Sie ja wirklich verrückt genug sind, so etwas zu denken. Sagen Sie, das wollte ich immer schon fragen: Kassieren Sie immer den Wochenlohn Ihrer raumpflegenden Mutter, damit Sie gut leben können? Und können Sie sich an die letzten Worte von Lily Aussem erinnern?«

»Sie sind irre!«, stellte er erstaunt fest, als habe er endlich begriffen, wie es um mich stand. Dann bewegte er sich seitlich mit zwei schnellen Schritten zur offenen Zimmertür hin.

Und hatte plötzlich die Waffe in der Hand.

Ich lobte ihn sofort, ich lächelte sogar. »Na, endlich. Ich dachte schon, ich hätte Sie aus dem Konzept gebracht. Mit diesem Ding haben Sie den

alten Lenzen hingerichtet. Klein, handlich, ziemlich leise, 4,5 Millimeter. Was Ideales für einen größenwahnsinnigen, feigen, hinterhältigen, kleinen Henker. Das Erbe Ihres verrückten, total irren Vaters, wenn ich mich nicht täusche.«

Er stand da und überlegte. Er bewegte sich nicht, er wusste noch immer nicht, wie er mich einschätzen sollte. Ich war ihm ein Rätsel. Dann bewegten sich alle Muskeln in seinem Gesicht, sein Mund wurde dünn. Und er zeigte plötzlich den Willen, mich unbedingt unterzuordnen. »Sie sind irre, Sie tun mir weh. Sie wollen mir weh tun, Sie wollen mich beleidigen und kleinmachen«, sagte er leise.

»Nein«, widersprach ich. »Ich rede von der Wirklichkeit. Sie sind eine erschreckend kleine Nummer, mein junger Freund.«

»Schon gut. Na ja, dann wollen wir mal eine Besichtigung starten«, lächelte er. »Man kann nicht vorsichtig genug sein. Also, schön langsam, Raum für Raum. Sie öffnen die Tür, Sie gehen hinein, ich folge. Klar?«

»Alles klar. Wo wollen Sie anfangen?«

»Hier unten natürlich«, sagte er. »Wie haben Sie

das herausgefunden?«

»Es war im Grunde viel einfacher, als ich anfangs dachte. Anfangs habe ich gedacht: Dieser Täter ist raffiniert. Dieser Täter ist klug. Ich habe einfach übersehen, dass Sie dumm sind, strohdumm. Sie haben den starken Herrn Bremm wahrscheinlich geliebt, Sie lieben ihn noch immer, nicht wahr? Ein wenig homoerotisch, oder? Denken Sie an ihn, wenn sie sich selbst befriedigen? Irgendwann habe ich es gewusst. Weiß Ihre Mutter eigentlich davon?«

»Sie ist eine kreuzbrave Frau, sie kennt nur ihre Arbeit, sie hat keine Ahnung.«

»Das dachte ich mir. Feige sind Sie also auch!«

Ich öffnete jede Tür, ich machte in jedem Raum das Licht an, ich ging jeweils zwei Schritte hinein und machte ihm dann Platz, damit er sehen konnte, dass niemand ihn erwartete und niemand dort versteckt war.

»Und wo geht es da hin?«, fragte er.

»Auf den Dachboden, er ist ausgebaut.«

»Dann gehen wir rauf.«

Ich ging die Treppe hoch, vor mir maunzte plötzlich mein Kater Satchmo, hinter mir schreckte

der Engel ein wenig zusammen, reagierte aber nicht scharf, sondern sagte nur: »Sieh an, ein Katzenfreund. Das ist aber hübsch hier, sogar ein Billard haben Sie.«

»Ja, das macht von Zeit zu Zeit Spaß. Man kann gut dabei überlegen. Sollten Sie auch tun. Ich benutze es zur Konzentration. Gehen wir wieder runter?«

»Das tun wir«, nickte er. »Sie gehen wieder vor mir her.«

Also ging ich vor ihm her.

Im ersten Stock fragte er nach den Fotos.

Was, um Gottes willen, würde Rodenstock einfallen?

»Unten auf dem Couchtisch im Wohnzimmer. Das sagte ich doch schon. Ach so, Sie waren verwirrt, Sie haben das gar nicht mitgekriegt. Warum wollten Sie eigentlich Günter Gracht erschlagen?«

»Na, warum wohl?«, fragte er.

»Einfach den Schädel einschlagen passt nicht zu Ihnen. Eher die Scharfrichterfunktion bei Lenzen mit der Kleinkaliberwaffe, die Sie in der Hand halten. Ja, und nicht zu vergessen das Kälbchen, für das Sie eine Patrone übrig hatten. Mann Gottes,

sind Sie ekelhaft!«

»Gracht hat mich erzürnt«, sagte er mit leisem Vorwurf in der Stimme.

»Erzürnt? Was hat er denn getan, der alte Mann?«

»Kein guter Bürger zeigt den Ministerpräsidenten an. Gesagt hat er, ich sei todsicher der Junge, von dem der alte Lenzen der Meinung sei, er wäre irgendwie krank im Kopf. Und krank im Kopf bin ich nun wirklich nicht.«

»Natürlich nicht«, sagte ich. Es war also noch eine persönliche Beleidigung hinzugekommen. Gracht war nicht nur zur Zielscheibe seines Hasses geworden, weil er den Ministerpräsidenten angezeigt hatte. Wegemann hatte sich ganz persönlich angegriffen gefühlt. »Auch noch in den Keller?«, fragte ich.

»Auch noch in den Keller«, sagte er. »Und immer schön langsam.«

Also marschierten wir noch in den Keller hinunter, ehe wir dann umkehrten und mein Wohnzimmer ansteuerten.

»Da sind die Fotos«, sagte ich. »Kann ich mich jetzt hinsetzen?«

»Aber ja«, nickte er. »Aber nicht in den Sessel,

sondern auf das große Sofa.«

Also setzte ich mich auf das große Sofa und sah ihm zu, wie er die Fotos betrachtete. Er legte eines vor sich hin, betrachtete es ausführlich, legte dann ein neues vor sich hin. Und immer hielt er die kleine Waffe in der rechten Hand und hielt den Zeigefinger am Hahn.

»Ziemlich grausam, die von Herrn Bremm«, sagte er.

»Warum denn Jakob Lenzen? Er war ein alter Mann, er war keine Bedrohung.«

»Doch, das war er. Er hat schon Herrn Walterscheid schlecht gemacht, und Herr Walterscheid war ein Genie. Und von Herrn Bremm hat er gesagt, er hätte viel zu wenig im Hirn, um wirklich gut zu sein.«

»Hat er das wirklich gesagt? Gratulation! Das wusste ich gar nicht. Jakob Lenzen war eben ein kluger Mann. Er hat übrigens aufgeschrieben, Sie hätten behauptet, man hätte Ihren Vater getötet.«

»Mein Vater ist auf ewig eingeliefert worden. Wahrscheinlich ist das viel schlimmer als ein körperlicher Tod. Er war jedenfalls mein ganzes Leben lang sehr gut zu mir, und er hatte recht mit

der Vermutung, man wolle die GmbH in die Luft jagen. Er hat mir seine Beweise hinterlassen. Ich habe alle Namen.«

»Wer soll denn das sein? Die GmbH zerlegt sich zurzeit selbst, da braucht niemand irgendetwas in die Luft zu jagen.«

»Da weiß ich anderes«, sagte er hochmütig. »Was verlangen Sie eigentlich für die Fotos?«

»Ich schenke sie Ihnen.«

»Nein, nein, das möchte ich nicht. Warten Sie, ich zahle Ihnen ...« Er suchte in der Seitentasche seines blauen Anoraks, und er fischte einen ganzen Stapel Fünfhunderter-Scheine heraus und legte mir einen hin. »Ich nehme an, das reicht Ihnen.«

»Haben Sie das Geld von Bremm bekommen? Der liebe Fünfhunderter, habe ich gehört. Er bezahlte so einen Schein für jede Nummer.«

»Er hat gute Leistung immer angemessen bezahlt«, sagte er.

»Aber sag mal, Kleiner, warum musste denn die Lily Aussem getötet werden? Sie wollte doch nur ein wenig Spaß in ihrem Buchhalter leben.«

»Sie war eine sehr verdorbene Frau, sie handelte gegen die Interessen von Herrn Bremm und also

auch gegen die GmbH. Sie war bereit, alles zu verraten.«

»Ach Gott, Junge, das ist doch der reine Blödsinn.«

»Nennen Sie mich nicht Junge!«, widersprach er heftig. »Ich habe gewollt, dass sie starb. Also starb sie.«

»Wie haben Sie denn die Lily in ihren Wagen gelockt?«

»Ich habe ihr gesagt, ich hätte noch eine Botschaft von Herrn Bremm. Da kam sie.« Dann lächelte er böse. »Ich hatte ja tatsächlich eine Botschaft für sie. Die Botschaft lautete: Stirb! Sie war eine böse Frau, der es vorübergehend gelang, Herrn Bremm abzulenken.«

Das Telefon auf dem Tischchen vor dem Fernseher begann zu läuten.

»Langsam!«, sagte er sofort. »Wer kann das sein?«

»Das weiß ich nicht«, sagte ich. »Ich werde normalerweise nicht nachts angerufen.«

»Dann heben Sie ab. Aber seien Sie vorsichtig. Kein falsches Wort.«

»Baumeister hier«, sagte ich. »Nein, mein Name ist nicht Neumann. Wen wollen Sie denn?«

Rodenstocks Stimme, ganz leise: »Wir sind draußen. Halt ihn noch hin, gleich geht es los.«

»Mein Name ist Baumeister, nicht Neumann. Siggi Baumeister. In Brück in der Eifel.«

»In genau fünf Minuten«, hauchte Rodenstock.

»Ja, gut, ich entschuldige ja, aber bitte rufen Sie nicht noch einmal an.« Ich legte auf. »Er hat sich verwählt«, sagte ich.

Es war 5.35 Uhr.

»Was werde ich jetzt tun? Was glauben Sie?«

»Das weiß ich nicht, aber ich weiß auch nicht, ob ich das wissen will. Ich nehme an, Sie werden mich erschießen, wenn es Ihnen passt. Weichbleigeschosse, kleines Kaliber, 4,5 Millimeter, schon erwähnt. Wie Jakob Lenzen, wie Lily Aussem.«

»Warum sollte ich Sie denn töten?«, fragte er mit großen Augen, als sei er erst jetzt erstaunt.

»Das ist doch unwesentlich«, sagte ich mit trockenem Mund und fühlte die Angst, die mir wie ein eiskalter Wind den Rücken hinaufkroch.

»Lassen wir diese akademischen Spielchen, sie führen zu nichts. Wenn Sie hergekommen sind, um mich zu töten, werden Sie es tun. Also ist es

gleichgültig, was ich von Ihnen denke.«

»Was denken Sie denn von mir?«, fragte er schnell.

»Sie sind irre, so einfach ist das. Ich weiß ehrlich nicht, was ich denken soll. Und ich will ehrlich sein: Ich kann in diesem Augenblick nicht mehr denken.«

»Ich würde gern mit Ihnen zusammenarbeiten«, sagte er. »Sehr gern. Wir haben ja beide ein gleich gutes Denkvermögen, wir wären sicher ein gutes Team, wir könnten viel für die GmbH erreichen.«

»Ich spüre jetzt nur Angst, nichts sonst. Sie bedrohen mich.« Ich konnte nicht weitersprechen, mein Mund machte einfach nicht mit. »Kann ich einen Schluck Wasser haben?«, fragte ich.

»Aber ja. Wo?«

»Drüben in der Küche.«

»Dann gehen wir doch«, sagte er höflich und stand auf.

Ich ging vor ihm her, ich zitterte vor Angst, ich bekam das nicht in den Griff. Ich fragte mich verzweifelt, was Rodenstock denn unternehmen könnte.

Er konnte nur an der Frontseite des Hauses

angreifen, über die Terrasse würde er nicht schnell genug sein, und von hinten gab es keinen Weg, weil mein Haus an einem Hang lag und die rückwärtigen Fenster viel zu hoch lagen. Und dieser Junge brauchte nur eine Zehntelsekunde, um mich zu töten.

Ich trank sehr schnell, und ich konnte dabei meine Uhr sehen. Es war 5.38 Uhr.

»Nehmen Sie das Glas doch einfach mit«, bemerkte er freundlich.

Ich nahm das Glas mit, zitterte aber so, dass ich unterwegs viel Wasser verlor. »Na, na«, brummte er freundlich und legte mir sogar eine Hand auf die rechte Schulter. Dann murmelte er leise: »Sie sind eben nicht gewohnt, gegen eine andere, schlechte Welt zu kämpfen. Sie haben diese tiefe Herausforderung noch nie erlebt.« Wir setzten uns wieder.

»Ich bin dem Journalismus sehr verbunden. Natürlich nur dem seriösen«, erklärte er. »Ich weiß nicht, ob ich Sie töten will. Man wird das sehen.« Dann sah er mich an und wurde sehr eindringlich: »Wissen Sie, wir haben sehr stark unter den Lügen der Medien gelitten, der Herr Bremm und ich. Und

die Lily Aussem war teuflisch. Sie hatte etwas gegen Herrn Bremm in der Hand, etwas sehr Schlimmes, wie ich das nennen würde. Sie drohte doch, an die Öffentlichkeit zu gehen, sie kannte Geheimnisse von Herrn Bremm. Aus der Buchhaltung der GmbH. Und einer musste das doch unter Kontrolle haben, oder? Das war ich. Sie musste einfach weg, und ich habe das übernommen. Denn selbst im Tode darf niemand Schlechtes über Claudio Bremm sagen, niemals! Und Jakob Lenzen wurde hingerichtet, weil er gegen Herrn Walterscheid war und gegen Herrn Bremm und gegen die GmbH. Er hat oftmals schlimme Dinge über die Firma und Herrn Walterscheid von sich gegeben, er hat trügerische Lügen in die Welt gesetzt, er war Mephisto. Und er sagte, Herr Bremm solle Nachhilfeunterricht nehmen.«

Ich nahm das Glas hoch, um einen Schluck zu trinken. Ich dachte: Zuerst fliegt das Glas, dann sehen wir weiter. Gleichzeitig dachte ich: Lächerlich! Das Wasser in meinem Mund war keine Erfrischung, es wirkte nicht einmal kühl. Die Explosion war keine, sie war nur ein

langgezogener, greller Blitz mit einem starken, zischenden Geräusch und einem anschließenden, dumpfen Schlag. Dann war die Szenerie innerhalb von Sekunden so hell, dass wir das Feuer durch die Vorhänge auf meinem Hof sehen konnten.

»Licht aus!«, kommandierte er. »Was ist da?«

»Da brennt Ihr Auto«, sagte ich. Wunderbarer Rodenstock!

»Das ist Quatsch, das glaube ich nicht.«

»Dann ziehen Sie den Vorhang beiseite, dann sehen Sie es.«

»Sie machen das!«

»Gut, ich mache das.« Ich dachte zittrig: Herzlichen Glückwunsch, Rodenstock!

Ich stand auf und ging langsam vor ihm her. Als ich den linken Vorhang erreichte, schob ich ihn beiseite.

»Es ist Ihr Auto, wie Sie sehen. Und es brennt komplett.«

Er starrte an mir vorbei auf meinen Hof, er murmelte: »Das kann doch gar nicht sein.«

»Herrgott, kann ich wenigstens rausgehen und mein Auto in Sicherheit bringen?« Ich fühlte meine Wut wie ein ganz neues Glücksgefühl, und

ich dachte: du Arschloch! »Mein Auto kostet ein Schweinegeld, und ich will das retten!« Der erregte Spießer, der um sein Eigentum kämpft.

»Mir kommt das komisch vor«, sagte er. »Das will ich sehen. Wir gehen zur Haustür.«

»Zu Befehl!«, sagte ich. »Was erwarten Sie denn? Eine Horde Eingeborene mit Pfeil und Bogen?«

»Werden Sie nicht frech«, sagte er flach und tonlos. »Also, zur Haustür. Langsam.«

Ich ging langsam in den Flur und langsam zur Haustür.

»Öffnen Sie die Tür, aber bleiben Sie stehen«, sagte er. »Nicht rausgehen.«

Ich öffnete die Tür, ich blieb stehen. Die kalte Luft tat gut, es schneite sanft.

»Gehen Sie jetzt raus, zwei Schritte.«

Ich ging zwei Schritte hinaus, ich sah den brennenden Wagen, und ich dachte, es könne nur noch Sekunden dauern, bis einer meiner Nachbarn aufmerksam wurde. Das Feuer war grell, und es stank bestialisch. Und es war sehr laut.

Er bewegte sich offenbar nicht, er blieb einfach hinter mir in der Deckung der Tür.

»Gehen Sie drei Schritte nach links«, sagte er.

Seine Stimme war nicht mehr fest und sicher.
Ich machte zwei Schritte nach links und gab die Haustür für ihn frei.

Genau geradeaus stand Emma, breitbeinig hinter dem niedrigen Eisengatter zum Nachbarn Theo, die Waffe beidhändig nach vorn, acht Meter entfernt. Und sie sah kalt aus, vollkommen ungerührt.

Dann war links etwas. Es raschelte. In der Ecke lag immer altes Laub.

Warum sah er Emma nicht?

»Kann ich mein Auto jetzt wegfahren?«, fragte ich.

»Nein, nein, nein«, reagierte er schnell. »Das lösen wir anders.«

Ein Schwall von der Hitze des brennenden Ford erreichte mich.

Wer war da links von mir?

Dann machte er hinter mir zwei, drei Schritte nach vorn.

Die Schüsse hörte ich nicht, ich ließ mich nach vorn fallen, und in der Bewegung sah ich ihn stürzen wie eine Puppe. Er stürzte nach hinten und blieb liegen.

Lasst ihn leben, bitte!

»Baumeister, Liebling«, sagte Emma ganz nah.
»Ging nicht anders«, explodierte Kischkewitz links von mir. »Herrgott!«

Ich lag auf der dünnen Schneedecke und übergab mich.

24. Kapitel

Ich versuchte, Werner einen Brief zu schreiben. Aber ich kam über die erste Zeile nicht hinaus, und schon die war reine Phrasendrescherei. *Du musst also gehen, mein Freund ...*

Gabi lag auf dem Bett und las in einem Buch, das Haus war ganz still. Das Telefon schrillte einige Male, ich hörte sie sprechen, verstand aber kein Wort.

Meine Eifel lag friedlich unter der weißen Decke, und bei meinen Nachbarn auf der anderen Seite der Straße tobten einige Krähen laut krächzend um einen Gully, weil da wohl irgendetwas lag, das sie fressen konnten.

Gegen sechs Uhr am frühen Abend kam Emmas Volvo die Kurve hinabgerollt und landete auf meinen Hof. Emma, Jennifer und Rodenstock

stiegen aus und sahen an meinem Haus hoch, als gäbe es da Interessantes zu entdecken. Jennifer stakste auf feuerroten, haushohen Stöckelschuhen im Schnee herum, das sah grotesk aus. Sie verschränkte die Arme vor dem Körper, weil sie fror und natürlich irgendetwas trug, das dünn wie eine sehr farbige, nutzlose Dekoration aussah, mit Kleidung aber nichts zu tun hatte. Sao Paulo in der Eifel.

Gabi war unten an der Haustür, ich hörte sie leise miteinander sprechen und dann: »Ich mache euch mal einen Kaffee.«

Emma klopfte und sagte durch einen Spalt in der Tür: »Wir wissen schon von Werner, Rodenstock hat mit irgendjemandem von der Klink gesprochen. Tut mir leid, Baumeister, ich kann gar nicht helfen.«

»Doch, doch, komm herein und sei nicht leise und feierlich. Er stirbt eben, wie man so stirbt. Es war nur ein kurzes Wiedersehen.«

Sie setzte sich auf einen Stuhl und zündete sich einen Zigarillo an. »Glaubst du, er ist zum Sterben zu dir gekommen?«

»Ja, das kann durchaus sein, das überlege ich auch

die ganze Zeit. Wir werden es wohl nie erfahren.
Wie geht es mit Rodenstock?«

»Er hat einen sehr tiefen Kummer, denke ich. Ich erlebe ihn hilflos.«

»Er braucht kluge Hilfe. Und Jennifer?«

»Sie bleibt hier in Europa, sie hat die Schnauze voll, und es ist ihr scheißegal, ob sie enterbt wird oder nicht.«

»Das ist schon mal die halbe Miete.«

»Rodenstock will mit dir reden.« Dann rutschte sie an mich heran, legte die Arme um meinen Hals und flüsterte: »Oh Gott, das alles ist so furchtbar.«

»Nein, finde ich nicht. Wir leben ja. Und notfalls kannst du immer hierher ausweichen. Da haben wir schon Übung.«

»Was ist mit Gabi?«

»Sie ist sehr gut, sie ist da.«

»Ich schicke dir Rodenstock. Und sei nicht so fürchterlich erwachsen.«

Er kam dann herein, trottete zum gleichen Stuhl, setzte sich und murmelte: »Ich möchte mich entschuldigen. Für alles Mögliche. Ich habe keine Worte.«

»Das ist okay, du musst nicht kriechen. Wie steht

der Fall?«

»Ganz gut, aber immer noch unklar. Hör zu, Kischkewitz hat heute Abend ein Treffen mit Frau Bremm. Das zweite Mal, dass sie verhört wird. Diesmal aber hier in Siebenbach, um neun Uhr, nicht in Frankfurt. Übergabe des Hauses, Aufhebung der staatsanwaltlichen Versiegelung und so. Die Sachen, die Werner und du bei dem Gespräch mit der Chefsekretärin Grundmann herausbekommen habt, die haben ihn auf eine Idee gebracht. Er will da etwas ausprobieren. Denn sie haben immer noch keinen Täter für den Mord an Bremm. Kischkewitz hofft offenbar, mit deinen Informationen entscheidend weiterzukommen. Und er sagt, er will dich dabei haben. Streng genommen im Keller. Wir müssen warten und den Mund halten.«

»Ich werde da sein, klar. Wirst du dir helfen lassen?«

»Unter Umständen.«

»Und wie sehen die aus?«

»Ich bin ein alter Mann, der Psychoscheiß ist nichts mehr für mich.« Er hatte ein Gesicht wie ein Nussknacker, nur Kanten.

»Du bist aber krank, Rodenstock.«

»Da bin ich mir durchaus nicht sicher.«

»Du könntest zu einem Polizeipsychologen gehen, die haben wirklich Ahnung.«

»Glaubst du, ich sitze vor einem Dreißigjährigen und höre mir an, was der mir Bedeutsames von meinem Leben mitteilt?«

»Gut, ich halte den Mund, aber ich werde laut brüllen, wenn du wieder Idiotisches von dir gibst. Und du wirst verdammt einsam sein in deinem blöden Rollstuhl.«

»Wieso denn das?«

»Weil Emma nicht bereit ist, neben dir herzumuffeln, wenn du vor dich hinmuffelst, um es einmal zurückhaltend auszudrücken. Sie wird gehen, Rodenstock.«

»Niemals!«, brüllte er. Dann riss er sich sofort wieder zusammen: »Um 20 Uhr bei mir, ja?«

»Ich liebe dich immer noch«, sagte ich.

»Na, ja«, murmelte er und ging hinaus wie ein kleiner Junge, der Schokolade geklaut hat. In der Tür blieb er stehen und drehte sich herum: »Noch etwas, die Bagatelle des Tages: Beim großen Sturm neulich hat es im *ringwerk* das Dach

angehoben. Sieben Menschen wurden verletzt, weil ihnen irgendetwas Metallisches auf die Köpfe regnete.«

»Da sind wir aber von Herzen froh«, sagte ich.

Mit halbem Ohr bekam ich mit, dass Jennifer ihre Koffer von meinem Dachboden die Treppe hinunterschleppte. Das dauerte fünf Koffer lang, und ich dachte für Sekunden, sie habe die Koffer doch erst gestern hinaufgeschleppt. Europa, duck dich, Jennifer rollt an!

Ich stand auf und versuchte erneut, einen Brief an ihn zu schreiben. Aber mehr als eine halbe Zeile brachte ich nicht zustande, und ich hörte ihn sagen, dass ich das bleiben lassen sollte, denn im Augenblick habe er absolut keine Zeit zu lesen.

Gegen acht Uhr fuhr ich hinüber nach Heyroth und holte Rodenstock ab. Emma und Jennifer standen in der Haustür und winkten, als wir losfuhren.

Wir sprachen nicht miteinander, nur einmal sagte er: »Wir dürfen nicht am Haus parken.«

Ich setzte ihn in Siebenbach vor Bremms Haus ab und brachte dann das Auto ein paar hundert Meter weiter in einen Waldweg, wo niemand es sehen

konnte.

Kischkewitz stand im Keller neben einem Tisch, auf dem sein Tontechniker und Abhörspezialist ein paar sehr kompliziert aussehende Geräte aufgebaut hatte mit einer verwirrenden Fülle von Kabeln und Leuchtdioden.

»Siggi, es tut mir leid, das mit deinem Freund Werner.«

»Schon gut, ich packe es irgendwie. Danke für deine Hilfe auf meinem Hof.«

»Also, damit das klar ist: Sie kommt kurz vor neun, und ich will ihr die Schlüssel und all den Kram zurückgeben, seine Papiere und so weiter. Zusätzlich natürlich seine Jagdwaffen und die Faustfeuerwaffen, die in den Schränken da an der Wand eingeschlossen waren. Ihr werdet hier unten im Keller Kopfhörer haben, Helmut wird die Geräte steuern und ausbalancieren, und ihr werdet kein Wort sagen und euch zurückhalten, was immer auch passieren mag. Ist das alles klar?«

Wir nickten und setzten uns auf die Stühle, die jemand hergeschleppt hatte. Wir setzten die Kopfhörer auf, und Helmut steuerte die Geräte aus. Wir sagten »okay so« und »kommt klar«, bis alles

zu Helmut's Zufriedenheit klappte.

Sie kam um 20.45 Uhr. Sie schloss die Haustür auf, Kischkewitz ging ihr entgegen und sagte zuvorkommend: »Guten Abend, Frau Bremm. Kommen Sie herein. Ich hoffe, Sie hatten eine gute Fahrt.«

»Danke«, sagte sie. »Es war wie üblich dichter Verkehr. Aber ich habe Gott sei Dank einen Babysitter bei den Mädchen.«

»Das ist sehr gut«, sagte Kischkewitz leutselig. »Neben Sie bitte dort Platz, damit wir alle Notwendigkeiten erledigen können. Sie sehen, ich habe hier ein Aufnahmegerät hingelegt, damit ersparen wir uns ein Protokoll und unnötigen Papierkram. Selbstverständlich bekommen Sie eine beglaubigte Kopie. Setzen Sie sich, bitte.«

Stühle scharrtten. Dann Gläsergeklingel.

Kischkewitz: »Ich war so frei, uns hier zwei Gläser und eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank hinzustellen. Bitte verzeihen Sie, denn das hier ist ja immer noch Ihr Haus.«

»Ja, das geht in Ordnung. Ich danke Ihnen.« Ihre Stimme war ein dunkler Alt, angenehm, selbstsicher, fast liebenswert.

»Da sind nun noch einige Formalitäten bei der Aufhebung der staatsanwaltlichen Versiegelung und der Hausübergabe zu erledigen, wie in einem solch traurigen Fall üblich. Aber sie sind einfach notwendig, das schreibt mein Beruf mir so vor.«

Pause.

»Können Sie mir sagen, Herr Kriminalrat, wann wir... wann ich meinen Mann zur Beerdigung bekomme?«

»In wenigen Tagen, denke ich. Die notwendigen Untersuchungen sind abgeschlossen, soweit ich weiß. Ich denke, die Staatsanwaltschaft wird Ihnen telefonisch den Bescheid geben.« Pause.

Kischkewitz: »Da der Fall für uns aber noch nicht abgeschlossen ist, Frau Bremm, sollten wir vielleicht doch noch einmal kurz auf die schreckliche Nacht eingehen, in der Ihr Mann zu Tode kam. Der Pathologe sagt: Er wurde von 34 Kugeln getroffen, davon waren ungefähr 17 unbedingt tödlich. Können Sie sich einen Menschen vorstellen, der so etwas tut? Der so lange den Abzug gezogen hält, bis das Opfer nahezu zersiebt ist?«

»Nein«, sagte sie und schluckte hörbar. »Das kann

ich wirklich nicht.«

»Wissen Sie eigentlich irgendetwas von dieser Waffe?«

»Nein. Sollte ich das? Wissen Sie, mit den Waffen meines Mannes hatte ich nie zu tun. Als Frau hat mich das überhaupt nicht interessiert.«

»Aber mit dieser Waffe hatten Sie zu tun, Frau Bremm.«

Pause.

»Das verstehe ich jetzt nicht.«

»Möchten Sie, dass ich das erkläre?«

»Oh ja, das würde mich interessieren.«

»Es war so, dass Ihr Mann diese Waffe als eine Art Scherzartikel bekommen hat. Ihr Mann war ein bemerkenswert schlechter Schütze, und seine Jagdgenossen sagten sich: Wenn er mit einer schnellen Maschinenpistole, einer russischen Kalaschnikow, ausgerüstet wird, kann selbst er keinen Fehlschuss mehr tun, wo er doch sonst selbst auf kürzeste Distanz sogar einen Elefanten verfehlt hätte. Es war ein Scherz, verstehen Sie? Jäger haben in der Regel eine merkwürdige Art von Humor.«

»Ach so, ja, ich verstehe.« Ihre Stimme klang

gleichmäßig, nicht die Spur erregt, oder gar aufgeregt. Sie war jetzt eine Frau, der eine typische, fast technische Eigenart des männlichen Geschlechts erklärt wurde, und die sich sehr eifrig mit großen Augen bemühte, auch jede Einzelheit zu verstehen, wenngleich es ihr vollkommen gleichgültig war. »Es war ein Scherz, weil er nicht gut traf. Ja, ja, er hat mir mal gesagt, das Jagen sei ihm scheißegal, aber es sei wichtig fürs Geschäft. Er mochte auch kein Blut sehen.«

Ich sah Rodenstock kurz an, er nickte. Das war der Moment, in dem uns beiden klar wurde, worauf Kischkewitz hinaus wollte.

Ein Stockwerk über uns setzte er nach: »Sehen Sie, das meine ich, Frau Bremm. Er bekam also diese Maschinenpistole geschenkt, komplett mit einem vollen Magazin Originalmunition, 72 Schuss. Streng betrachtet gegen jedes Gesetz, geradezu unvorstellbar leichtsinnig.«

»Ach, dann haben Sie dieses Dings unten in den Schränken gefunden, nicht wahr? Und wer hat es da herausgenommen?«

Da war tatsächlich viel Erstaunen, und die Erkenntnis, dass letztlich die wahre Natur des

Mannes einer Frau niemals einleuchten würde.

»Nein, nein, nein«, sagte Kischkewitz. »Er stellte die Waffe nicht hier im Keller in einen Schrank. Er brachte sie mit in den schönen Taunus, in Ihre gemeinsame, schöne, große Eigentumswohnung.«

»Ach, nein!«, sagte sie verblüfft. »Da ist sie aber nicht, das hätte ich entdeckt.«

Pause.

Kischkewitz: »Nun gut. Wechseln wir das Thema. Sagen Sie: Wer hat Ihnen eigentlich von den Frauengeschichten Ihres Mannes berichtet?«

Pause.

»Wieso Frauengeschichten? Welche Frauengeschichten?« Immer noch keine Spur von Aufgeregtheit in ihrer Stimme.

»Na, die - verzeihen Sie - dauernden Vögeleien mit Frau Lily Aussem, die mittlerweile leider nicht mehr unter den Lebenden weilt.«

»Aber davon weiß ich doch nichts. Entschuldigen Sie, die was?«

»Wer war es, Frau Bremm? War es Dagmar Grundmann? War es Angel? Kennen Sie eigentlich Angel, das vortreffliche Engelchen? Sie kennen ihn, nicht wahr?«

»Wer ist das?«

Pause.

»Also, wir zwei sind ja erwachsen, wir wissen, wie das Leben so spielt. Ihr Mann fand eine Frau, die offenbar im Bett genau das war, was er wollte ...«

»Also, bitte, was erlauben Sie sich?«

»Lily Aussem hieß sie. Das ging wohl über Jahre. Und sowohl Ihr Mann wie auch Frau Aussem wurden von einem jungen Mann gefahren, wenn sie sich im gemeinsamen Beischlafager treffen wollten. Er war ihr Schwarzer Bote, ihr Engelchen. Und dann gab es noch jemanden, an den eigentlich in diesem Zusammenhang niemand dachte: seine Sekretärin Dagmar Grundmann, eine sehr schöne Frau, die geradezu panisch darauf achtete, dass ihr Leben streng ordentlich und nach den Regeln schier übermenschlicher Diskretion verlief. Manchmal, wenn Ihr Mann total erschöpft war, floh er zu Frau Grundmanns Haus und ließ sich verwöhnen. Frau Grundmann sagte uns vor ein paar Stunden, sie habe lange mit Ihnen gesprochen. Und jetzt, in diesen Trauertagen, steht ein Porträt von ihrem Mann mit einem schwarzen Trauerflor auf Frau Grundmanns Nachtkasten. Schwarzweiß.

Er hat etwas quer über das Foto geschrieben: *Für Dich immer nur das Beste! Immer Claudio!* Für Frau Grundmann war das eine geradezu göttliche Auszeichnung, etwas, auf das sie in ihrem Leben eigentlich nicht mehr hatte hoffen dürfen, die Inkarnation der Chefsekretärin. Die diskrete männliche Erleichterung nach dem anstrengenden Dienst. Und wahrscheinlich war sie genau so gut wie Frau Aussem, nur in unbedeutenden Kleinigkeiten anders. Und jetzt die Frage, woher Sie denn das alles wussten. Denn dass Sie es wussten, steht außer Zweifel. Frau Grundmann hat ausgesagt. Sie sind viel zu intelligent, um mit so etwas zu leben und es schamhaft und betroffen zu verschweigen. Sie sind wütend, gute Frau, unendlich wütend, und immer noch viel zu gut erzogen.« Pause.

Jetzt gab es Geräusche, irgendetwas klirrte hell, dann folgte ein kleiner Schreckensschrei. Dann Kischkewitz' eilige Stimme: »Vorsicht, das Glas! Was machen Sie denn da? Warum zerquetschen Sie ...? Das blutet, warten Sie, ich gebe Ihnen ein Tempotuch.«

Pause.

»Also, ich weiß nicht...« Pause.

»Lassen Sie sich Zeit, Frau Bremm. Wir haben viel Zeit. Und nehmen Sie noch ein Tuch. Warten Sie, das blutet ja ganz schön. Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Pause.

Und plötzlich eine völlig neue Frauenstimme, eine Mischung aus Wut und Empörung. »Die Grundmann hat so etwas angedeutet, aber ich wusste nicht genau, ob da etwas war zwischen meinem Mann und ihr. Und sie nannte mir Angel, weil sie sagte, er wisse alles. Dann habe ich Angel gekauft.«

»War er teuer?«

»Nicht so schlimm. Zwanzig zahlte ich. Das waren die Infos allemal wert.« Pause.

»Das können Sie wohl verschmerzen«, bemerkte Kischkewitz. »Das kriegen Sie unter Umständen sogar wieder, wenn er Ihnen eine Quittung unterschrieben hat. Aber Quittungen gibt es auf diesem Sektor so selten. Warum haben Sie das getan?«

Dann grell, vollkommen unkontrolliert: »Oh mein Gott, ich habe ihn gehasst, ich habe ihn nur noch

gehasst. Er hat alles kaputtgemacht, wovon ich träumte, wirklich alles. Mein Leben, sein Leben, das Leben unserer Kinder.«

»Haben Sie jemals mit ihm über diese Frauengeschichten gesprochen?«

»Oh nein, niemals. Wissen Sie, er war ein Mann, der mir die Worte im Mund umdrehen konnte, und das auch dauernd getan hat. Ich habe mir gedacht, bevor er wieder stundenlang auf mich einredet, frage ich ihn gar nicht mehr. Ich schieße ihn einfach über den Haufen. Er hatte mir das Gerät ja erklärt. Ja, ich schieße ihn einfach über den Haufen. Dieses elende Schwein, dieses verdammte ...« Ihre Stimme wurde schrill, sie überschlug sich fast.

»Können Sie mir das schildern, damit ich mir ein Bild machen kann?«

Heftiges Atmen, fast ein Schnaufen. »Ich bin mit dieser Maschinenpistole hierher gefahren. Es war nachts. Ich bin auf diesen Parkplatz gefahren, auf dem die Frauen und Männer auf ihn warteten, wenn er sich mit ihnen verabredet hatte, um irgendwohin zu fahren. Ich habe ihn angerufen, als ich oben am Waldrand war. Ich habe gezittert vor

Wut, ich hatte keine Kontrolle mehr, aber ich wollte auch keine Kontrolle mehr haben.«

Ihre Stimme war zittrig, wir hörten mehrere Nebengeräusche, wahrscheinlich wedelte sie mit beiden Händen. »Können Sie sich das vorstellen, wie mies es ist, mit so einem Schwein zu leben? Und immer die Kinder, denen man so etwas nicht erklären kann. Dieses herumvögelnde Schwein, diese Drecksau! Betrug über Jahre, über viele Jahre. Und Sie müssen mit dem Bewusstsein leben, dass dieses Schwein die Kinder nicht mehr achtete. Sie waren ihm doch egal. Von mir ganz zu schweigen.«

»Wissen Sie, es hilft Ihnen nicht wirklich, aber ich denke, er war ein Feigling. Wieso, um Gottes willen, ist er denn zu Ihnen an den Waldrand gekommen? Er musste doch nach allem etwas ahnen.«

»Ich habe gesagt: Wenn du nicht kommst, gebe ich ein Interview.« Pause.

»Und ich stand da im Regen und hatte vor Kälte kein Gefühl mehr in den Beinen, ich war vollkommen nass. Und ich dachte: Ich töte dich jetzt, weil ich das nicht mehr ertrage.« Sie kicherte

plötzlich, unkontrolliert, fast hysterisch. »Und diese Waffe! Wissen Sie, wie man das bei Dauerfeuer macht? Man geht leicht in die Knie und legt die Waffe in den rechten Ellenbogen, und den Ellenbogen auf das rechte Knie. Man federt auf diese Weise den Rückstoß ab, man wird zielsicherer. Und das dumme Schwein hat mir das alles erklärt! Er selbst hat es mir erklärt, wie man das macht! Mein Gott, ich bin der Überzeugung, dass er noch einmal wissen wollte, wie es mir nach all diesen Kränkungen zumute war.«

»Ein Interview, ja, das kann man sich vorstellen. Auf so etwas sprang er an. Dann musste er kommen, das ist richtig. Menschen wie er denken, das sei unbedingt tödlich. Und Sie haben geschossen, nicht wahr?«

»Ja, ich habe geschossen. Es war ganz einfach. Und ich spürte Lust dabei. Ich wollte ihn zerfetzen, verdammt noch mal. Und ich habe es getan!« Sie wirkte dabei fast gelöst, als sie das sagte, ihre Stimme zitterte nicht mehr.

Es entstand eine längere Pause.

Dann Kischkewitz: »Jetzt wären dann nur noch zwei Sachen unklar«, murmelte er in aller

Gemütsruhe. Man konnte es förmlich hören, dass er den Sieg genoss, den er soeben errungen hatte. »Sie kennen ja wohl Herrn Baumeister, den Journalisten Siggi Baumeister. Er hat uns aus mehreren Gesprächen, die er mit Betroffenen führte, wesentliche Bausteine zur Lösung dieses Falles geliefert. Sie müssen ihn kennen, denn Sie haben ihn nicht ohne Grund erschrecken wollen, als Sie ihm eine LKW-Fahrer auf den Hals hetzten, nicht wahr?«

»Ach, dieser Baumeister sollte nur lernen, sich von mir fernzuhalten. Ich habe gehört, dass er hartnäckig recherchierte. Da schickte ich ihm einen Bekannten aus meiner Stammkneipe.«

»Sie haben eine Stammkneipe?« Helles Erstaunen bei Kischkewitz.

»Ja klar. Wie hätte ich denn ohne andere Menschen das alles aushalten sollen?«

Kischkewitz klang jetzt jovial. »Das verstehe ich natürlich, das verstehe ich nur zu gut. Bleibt mir nur noch die letzte Frage, wo Sie denn die Maschinenpistole gelassen haben?«

Frau Bremms Stimme war jetzt ganz ruhig, beiläufig. Es klang gleichgültig, als sie sagte: »Ach

so. Die liegt immer noch in meinem Auto, hinten im Kofferraum.«

»Ja, wie praktisch«, sagte Kischkewitz anerkennend und lachte kurz und trocken. »Das finde ich hervorragend. Er ist übrigens hier, der Baumeister, Ihre Einschüchterung war nicht erfolgreich, möchte ich meinen.« Dann klang es, als klopfe er ein paar Mal auf den Tisch, gleich neben das Aufnahmegerät.

Ich verstand, was er meinte. Ich verstand das Angebot. Aber ich wollte nicht, ich wollte sie nicht sehen. Ich hatte genug gehört und riss mir die Hörer aus den Ohren. Ich stieg die Treppe nach oben und ging hinaus. Hinaus ins Freie. Und ich gebe zu, dass es gut tat, als ich die Tür zuknallte hinter mir.

25. Kapitel

15 Uhr, Oberarzt Harald Müsch, dachte ich. Ich konnte gar nichts anderes mehr denken.

Ich duschte und versuchte dabei, in diesem Tag anzukommen. Das war schwierig. Im Grunde wollte ich nicht aufwachen, im Grunde hatte ich

eine tiefe Furcht.

»Ich muss um drei Uhr in Daun in der Klinik sein. Werner.«

»Nimmst du mich mit?«, fragte Gabi.

»Aber ja. Und ich brauche jetzt Kaffee und irgendetwas zu essen.«

Wir trödelten herum, sprachen wenig, tranken Kaffee, aßen eine Kleinigkeit, erwähnten Belangloses, und einer hielt des anderen Hand, um nicht in der Sprachlosigkeit zu versinken.

Um 14.30 Uhr fuhren wir nach Daun. Es schneite leicht, der Schnee blieb nicht liegen, es herrschten Matsch und Nässe, und in den Wäldern abseits von Dreis zogen Nebel um die Bäume.

Der Oberarzt Harald Müsch war ein schlanker, fast dünner Mann, der uns sehr aufmerksam musterte, bevor er uns die Hand reichte und sich hinter seinen Schreibtisch setzte, der vollkommen von Aktenstapeln bedeckt war.

»Ich möchte vorab klären, wie Ihr Verhältnis zu Werner Schlosser ist.« Er wirkte freundlich und besorgt.

»Wir waren über Jahre gute Freunde in München. Das ist ein Vierteljahrhundert her. Dann verloren

wir uns aus den Augen. Und vor ein paar Tagen steht er vor meiner Tür, sieht verkommen und krank aus und sagt »Guten Tag«. Er ist ein Penner. Ich habe ihm erst einmal ein Entlausungsmittel verpasst, es war keine Frage für mich, ihn abzuweisen, ich war sogar froh, dass er gekommen ist. Er sagte, er habe etwa fünfzehn Jahre auf der Straße gelebt. Ich nahm ihn auf, das war selbstverständlich, und er integrierte sich in mein Leben ohne jede Schwierigkeit. Er war da, er sprach nicht viel, er war sehr da. Er sagte, er habe Schmerzen, nicht immer, aber oft. Er trank dagegen Kognak oder einen Schnaps. Aber ich habe nicht den Eindruck, als sei er ein Alkoholiker. Und er sagte, er müsse wahrscheinlich jetzt den Preis für sein Leben auf der Straße zahlen. Er nahm das ganz gelassen. Wir verstanden uns sofort, es war so, als sei kein Tag seit München vergangen. Bis er dann zusammenbrach.«

»Und Sie?«, fragte er Gabi.

»Wir gehören zusammen«, antwortete sie mit einem schnellen, unsicheren Lächeln. Er nickte betulich.

Ich sagte sehr schnell: »Also, wenn es die Kosten

sind, dann will ich Ihnen sagen, dass ich für alles aufkomme. Natürlich.«

»Es sind nicht die Kosten, Herr Baumeister. Ich will versuchen, zu erklären, was mit Ihrem Freund los ist. Wir haben ein EKG gemacht, wir haben die Blutwerte mehrfach ausgewertet, wir haben geröntgt, wir machten Ultraschall, wir machten alles, was notwendig war, um zu einem Bild zu kommen. Die Blutgerinnungsgeschwindigkeit lag wahnsinnig hoch. Das bedeutet immer den Verdacht auf ein Karzinom. Wir fanden die Leber körnig, wir entdeckten eine sehr weit fortgeschrittene Geschwulst an der Bauchspeicheldrüse. Wir entdeckten, dass der Krebs bereits umfassend in die große Bauchaorta hineingewuchert ist. Wir erwarten Tochtergeschwulste, Metastasen überall, aber danach haben wir noch gar nicht gesucht. Wir halten ihn beständig unter Morphinen, was auch unbedingt sein muss, denn diese Schmerzen sind enorm.«

»Was ist Ihre Erfahrung?«, fragte ich.

»Ihr Freund liegt im Sterben, Herr Baumeister.«

»Kann ich ihn sehen? Weiß er davon? Wie reagiert

er?«

»Sie können ihn sehen, sagen wir in zwei, drei Tagen, wenn wir ihn ganz stabilisiert haben. Aber rufen Sie vorher hier an. Er schläft jetzt, und er dämmert vor sich hin. Vielleicht wäre es hilfreich für ihn, wenn Sie seine Hand halten und er spürt, dass Sie da sind. Ich bin allerdings der Meinung, dass er längst weiß, dass es zuende geht. Wenn Sie übermorgen im Haus sind, melden Sie sich bei mir, bitte. Sollte vorher irgendetwas sein, werden wir Sie anrufen. Ich nehme an, dass Sie für die Bestattung sorgen, er hat ja niemanden. Nehmen Sie Abschied von ihm, Herr Baumeister.«

»Wie lange wird er sterben?«

»Das wissen wir nicht. Aber sehr lange kann es nicht mehr dauern. Tut mir leid. Kennen Sie eigentlich sein Geburtsdatum?«

»Nein, keine Ahnung.«

ENDE

P.S.

Mein Freund Werner starb sieben Tage vor dem Heiligen Abend 2009. Wir haben nicht mehr

miteinander sprechen können, ich habe nur seine Hand gehalten.